

JOHN SAUL



DAS GOTT PROJEKT

John Saul

Das Gott-Projekt

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE GOD PROJECT

Übersetzt von Rolf Jurkeit

Scanned by Doc Gonzo

Diese digitale
Version ist
FREEWARE
und nicht für den
Verkauf bestimmt

Copyright © 1982 by John Saul
Copyright © der deutschen Ausgabe 1984 by
Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Gesamtherstellung: Presse-Druck Augsburg

1

Sally Montgomery beugte sich hinab, um ihr Töchterchen zu küssen. Sie zog die rosa gemusterte Bettdecke, ein geschmackloses Geschenk von Großmutter, gerade. Julie, sechs Monate alt, räkelte sich im Halbschlaf.

»Bist du mein kleiner Engel?« Sally streichelte dem Baby die Nase. Das Kind genoß die Liebkosung, etwas Speichel trat aus dem Mund und floß das winzige Kinn hinunter. Sally wischte die nasse Spur ab, gab Julie noch einen Kuß und verließ das Zimmer.

Wie ein Kinderzimmer sah der Raum nicht aus, das konnte man wirklich nicht sagen. Zwar hatte Sally ursprünglich vorgehabt, das Zimmer in der Art einzurichten, wie es die anderen Familien für ihre Kinder taten. Vor acht Jahren, als Jason, ihr erstes Kind, zur Welt kam, hatte sie mit ihrem Mann Steve eine völlig neue Einrichtung geplant. Sie hatten sogar frische Tapeten ausgesucht und die Vorhänge ausgemessen. Aber dabei war es auch geblieben. Sally Montgomery war nicht die Frau, die alle paar Jahre die Wohnung umkrempeelte. Sie hatte mit Steve nie darüber gesprochen, aber die Vorstellung, einen Raum für die besonderen Bedürfnisse eines Kleinkindes herzurichten, schien ihr albern und abwegig. Wenn man das tat, dann mußte man das Zimmer immer wieder umräumen, gemäß dem fortschreitenden Alter des Kindes.

Der Lichtkegel der Nachttischlampe ließ den Raum heimelig und gemütlich erscheinen. Sallys Blick blieb an den Vorhängen haften. Ich habe recht gehabt, daß ich nicht alles umgemodelt habe, ging es ihr durch den Kopf. Die Vorhänge waren frisch gewaschen, erstrahlten in dem heiteren Hellblau, das sie so liebte. Die Wände waren weiß, so wie sie vor neun Jahren gewesen waren, als Steve das Haus kaufte. Eine Reihe von Drucken und Bildern hingen an der Wand, auch ein Mickey Mouse-Poster. Sie lächelte. Das Zimmer war schon so, daß ein

Baby sich darin wohlfühlen konnte. Sehr schön das Mobile, das über der Wiege hing. Der Verkäufer im Geschäft hatte die günstigen Auswirkungen ausgemalt, die solche abstrakten Gebilde auf die Vorstellungskraft des Babys haben würden, und Sally hatte sich das eher skeptisch angehört. Inzwischen mochte sie die merkwürdigen Formen recht gern. Wenn die Kinder einmal groß waren, würde sie das Mobile und die Bilder abnehmen. Alles würde unter Jason und Julie aufgeteilt werden, die beiden konnten diese Dinge dann für ihre eigenen Kinder verwenden.

Wie praktisch ich bin. Sie lächelte selbstgefällig. Zu praktisch vielleicht. Sally verließ den Raum, zog die Tür hinter sich zu und machte sich auf den Weg zum Erdgeschoß. Sie kam an ihrem Schlafzimmer vorbei. Steves leises Schnarchen war zu hören. Sie blieb stehen. Am liebsten wäre sie jetzt zu ihm ins Bett geschlüpft. Sie verwarf den Einfall.

Sie öffnete die Tür des Arbeitszimmers und trat an den Schreibtisch. Es war wohl am besten, wenn sie die Arbeit, die sie sich vorgenommen hatte, noch heute abend erledigte. Wenn Steve morgen früh ins Arbeitszimmer kam und den Tisch voller Papiere vorfand, würde es Krach geben. Sie schüttelte den Kopf. Schon vor Jahren hatte sie es aufgegeben, Steve von ihren Vorstellungen zu überzeugen. Er hielt beharrlich an der Idee fest, daß es ›sein‹ Schreibtisch war. Überhaupt hatte Steve ziemlich eng umrissene Anschauungen über mein und dein. Die Küche zum Beispiel hatte er zu ›ihrer‹ Küche erklärt, dieser Raum gehörte Sally. Bad und Toiletten gehörten ebenfalls Sally. Das Wohnzimmer war, seinem unerforschlichen Ratschluß zufolge, ›sein‹ Wohnzimmer. Das Schlafzimmer wiederum, wo sie sich beide überaus gern aufhielten, gehörte keineswegs beiden, sondern nur ihr. Die Garage schließlich, die sowohl ihm als ihr ziemlich egal war, erklärte er zu ›seiner‹ Garage.

Was den Hof anging, so war man mit der Zeit

übereingekommen, daß er Gemeineigentum darstellte. Die Sache hatte einen Haken. Wenn es Sally nicht paßte, daß im Hof ein Durcheinander herrschte, mußte sie ihn aufräumen. Sie war in der Küche angekommen und stellte den Wasserkessel auf den Herd. Alles in allem, so resümierte sie, funktionierte die Aufteilung der Verantwortungsbereiche in Haus und Hof ganz gut. Wie überhaupt in ihrer Ehe alles in ein ruhiges Fahrwasser eingemündet war. Sie starrte auf den Kessel. Ob es eigentlich stimmte, daß das Wasser nicht zu kochen begann, während man den Kessel betrachtete? Um sich die Zeit zu vertreiben, nahm sie den Block, der neben dem Telefon lag, und notierte ein paar Zahlen. Wenn man die Wassermenge und die eingespeiste Energie des Herdes zueinander in Beziehung setzte, so errechnete sie, dann mußte das Wasser innerhalb acht Minuten plus minus fünfzehn Sekunden zu kochen beginnen. Ob sie den Topf nun ansah oder nicht.

Acht Minuten waren vergangen, als das Wasser zu brodeln begann. Sie nickte. Es hatte schon seine Vorteile, wenn man einen mathematisch geschulten Verstand besaß. Sie nahm den Kessel von der Flamme und goß das siedende Wasser über die Teebeutel in der Kanne. Dann trug sie die volle Kanne und eine Tasse ins Arbeitszimmer. Ein Stapel Computerprogramme lag auf dem Schreibtisch. Sallys Arbeit bestand in der Analyse der Ergebnisse, die jeweils am unteren Rand der Formulare ausgeworfen waren. Es gab einen Zahlendreher in der Schreibung, einen Fehler. Sally hatte den Auftrag erhalten, den Fehler ausfindig zu machen. Das Sekretariat der High School war der Auftraggeber. Dem Direktor der Schule war aufgefallen, daß der Schreibung zufolge kein einziger Schüler den notwendigen Notendurchschnitt fürs Herbstsemester erreicht hatte. Sally hatte sich die Bemerkung erlaubt, daß die Schreibung möglicherweise ganz in Ordnung sei, daß es vielleicht an den miserablen schulischen Leistungen der Aspiranten lag, wenn der Notendurchschnitt so schlecht

ausfiel. Der Leiter des Aufnahmepremiums hatte die Bemerkung nicht besonders lustig gefunden. Er hatte Sally die Schreibung und das dazugehörige Computerprogramm in die Hand gedrückt und sie gebeten, das Problem bis Montag früh aus der Welt zu schaffen.

Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie den Fehler finden würde. Und die Aussichten waren gut. Sally Montgomery war nicht nur eine äußerst attraktive Frau. Sie hatte auch Grips. Zuviel Grips vielleicht für eine Frau. Das jedenfalls war die Meinung ihrer Mutter. Sally stellte sich vor, was Mutter sagen würde, wenn sie sie jetzt sähe. Es gehörte sich nicht, daß eine Frau am späten Abend noch am Schreibtisch hockte und arbeitete. Eine Frau gehörte ins Bett, zu ihrem Mann.

Phyllis Paine hatte ihrer Tochter wieder und wieder den Kopf gewaschen, ohne je auf Verständnis zu stoßen. »Eine Frau gehört in die Küche und ins Schlafzimmer, sie hat sich um ihren Mann und um die Kinder zu kümmern. Es ist nicht recht, daß du nebenher einen Beruf ausübst.«

»Warum habe ich dann das College besucht?« hatte Sally erwidert.

»Jedenfalls nicht, um dich zu einem As in Mathematik zu mausern. Ich habe immer gehofft, du würdest deine musikalischen Talente vertiefen. Musik ist gut für den Charakter einer Frau. Besonders Klaviermusik. Zu meiner Zeit spielten die Frauen Klavier.«

So war das jahrelang hin und her gegangen. Irgendwann hatte Sally es aufgegeben, ihrer Mutter zu erklären, daß sich die Zeiten geändert hatten. Sie hatte mit Steve von Anfang an festgelegt, daß sie berufstätig sein würde. Ihre Karriere war genauso wichtig wie seine. Aber ihre Mutter verstand das nicht. Sie ließ keine Gelegenheit aus, Sally zu kritisieren. Der Platz einer Frau, darauf lief alles hinaus, war in ihren eigenen vier Wänden. »In New York ist das etwas anderes, Sally, aber

in Eastbury, Massachusetts, geht man nicht arbeiten als verheiratete Frau, es schickt sich einfach nicht.«

Sally hatte den Fehler in der Schreibung gefunden. Sie begann die Korrektur. Vielleicht hat Mutter sogar recht, dachte sie. Vielleicht hätten wir letztes Jahr, als Steve das Angebot bekam, wegziehen sollen. Ich hätte in Phoenix einen besseren Job gefunden als hier. Vor allem hätte mir niemand mehr Vorhaltungen gemacht, daß ich berufstätig bin. Aber sie waren dageblieben. Solange Sally die Arbeit am College Spaß machte und solange der Boom in der Elektronikindustrie anhielt, würden sie in Eastbury ausharren.

Bis vor wenigen Jahren noch war Eastbury einer jener Orte gewesen, wo die älteren Bürger über die guten alten Zeiten sprachen, während die jungen Leute sich den Kopf darüber zerbrachen, wie sie am schnellsten aus dem Ort fortkommen konnten. Aber dann, vor fünf Jahren, war die große Wende eingeläutet worden. Die Stadtväter hatten sich massive Steuererleichterungen für die Firmen einfallen lassen, die sich in Eastbury ansiedeln würden. Und der Trick hatte funktioniert. Neues Leben erfüllte die Fabrikhallen und Bürogebäude, die -zig Jahre leergestanden hatten. Die Menschen hatten Arbeit. Keine Jobs, wo sie nur mit Sonderschichten auf ein menschenwürdiges Einkommen kamen. Jetzt gab es gleitende Arbeitszeit in Eastbury. Es gab Firmen, die ihren Beschäftigten Gewinnbeteiligungen und Prämien zahlten. Die Elektronikindustrie hatte der Gegend ein neues Gesicht gegeben.

Das Bild der Innenstadt freilich hatte sich nicht sonderlich verändert. Eastbury war nach wie vor eine Kleinstadt. Die einzige Auflockerung in der Reihe der wohlbekannten Gebäude war ein neues Bürgerzentrum, über dessen Architektur recht geteilte Meinungen herrschten. Ein Zwischending zwischen Bankgebäude und Herrenhaus im Kolonialstil, fanden manche. Ähnlich unglücklich war das Problem des kleinen Parks in der Stadtmitte gelöst worden.

Man hatte die Grünfläche von allen vier Seiten mit einem erdrückenden schmiedeeisernen Gitter eingezäunt. Andererseits, Eastbury war eine Stadt, wo Recht und Ordnung herrschten. Es gab keine Überfälle und kaum Einbrüche. Die Stadt war so klein, so überschaubar, daß Sally Montgomery und ihr Mann eigentlich jeden Einwohner von Angesicht zu Angesicht kannten. Und doch groß genug, um sich ein richtiges College leisten zu können. Eben jene Schule, an der Sally Arbeit gefunden hatte.

Sie goß sich nach. Der Tee war kalt geworden. Sally warf einen Blick auf die Uhr. Eine Stunde war vergangen. Immerhin, die Arbeit war getan. Morgen früh würde Sally dem Leiter des Aufnahmegremiums die korrigierte Schreibung übergeben. Der Schulbetrieb am Eastbury College konnte weitergehen.

Sie begann den Schreibtisch aufzuräumen. Steve liebte peinliche Sauberkeit. Ganze Vormittage pflegte er am Schreibtisch zu verbringen. Gewöhnlich begann der Tag für ihn mit einer wahren Lawine von Anrufen. Es gab Hunderte von Kontakten, die Steve in Geschäfte umzuwandeln wußte. Sally mußte es ihm neidlos zugestehen, er war ein begnadeter Vermittler. Es war ihm gelungen, Eastbury in seine ganz private Goldmine zu verwandeln. So hatte es sich mit der Zeit ergeben, daß er den Vormittag daheim im Arbeitszimmer verbrachte und die Nachmittage in seinem Büro im Ortszentrum. Nicht selten begab er sich in den Athletic Club, dessen Mitbegründer er war. Dort verkehrten die leitenden Angestellten der Computerfirmen. Steve hatte eine ebenso einfache wie wirksame Philosophie entwickelt. Er beschaffte den Leuten, was sie brauchten. Im Austausch erhielt er von den Leuten, was er brauchte. Und das war immer das gleiche: eine kleine Beteiligung an der neuen Handelsfirma, an dem Dienstleistungsunternehmen, an der Agentur, die mit Hilfe der von Steve geschaffenen Kontakte gegründet wurde. Wenn man

ihn nach seinem Beruf fragte, gab Steve Montgomery ›Unternehmer‹ an. Was eigentlich nicht den Kern der Sache traf. Steve war Vermittler. Er brachte die Leute zusammen und kassierte. Recht ordentlich war das all die Jahre gelaufen. Nicht nur Steves Bankkonto, das ganze Städtchen hatte profitiert. Unter anderem war es Steves Fürsprache zu verdanken, daß die Firma Inter-Technics der Stadtverwaltung einen Zentralcomputer vermacht hatte, der die Informationen der einzelnen Dienststellen speichern und auswerten konnte. Wobei offenblieb, ob das überhaupt wichtig war. Sally war keineswegs überzeugt, daß Steve der Stadt damit einen Dienst erwiesen hatte.

Inzwischen hatte Steve an dem täglichen Einerlei, mit dem er ihren gemeinsamen Wohlstand begründete, die Lust verloren. Er hatte eine neue Idee entwickelt und mit Sally durchgesprochen. Der Plan sah vor, daß sie sich selbständig machte. Sally würde den Firmen und öffentlichen Auftraggebern ihre Beratung bei Computerprogrammen verkaufen. Steve würde dafür sorgen, daß sie genügend Aufträge bekam.

Wenn Mutter davon erfuhr, sie würde Steve als Zuhälter bezeichnen. Sally zuckte die Schultern, stand vom Schreibtisch auf und ging in die Küche. Sie hatte begonnen, den restlichen Tee in den Ausguß zu kippen, als sie sich eines anderen besann. Sie füllte den Rest in den Kessel, um ihn noch einmal anzuwärmen. Die Arbeit war erledigt, und sie fühlte sich keineswegs müde. Steve und die Kinder schliefen. Sie würde völlig ungestört sein, wenn sie über Steves Plan nachdachte.

In mancher Hinsicht war die Idee verlockend. Sie würden Hand in Hand arbeiten, konnten sich die Bälle zuspiesen. Freilich bedeutete das auch, daß sie Tag und Nacht zusammen waren. Sally war nicht sicher, ob ihr das gefallen würde.

Es gab Bindungen, die an zu großer Nähe zerbrachen. Ihre Ehe war ein Erfolg. Sally hatte nicht vor, das Ergebnis aufs

Spiel zu setzen. Tief in ihrem Herzen spürte sie die Ahnung, daß ihre Ehe von Glück gesegnet war, weil sie beide sich immer dieses Mindestmaß an Eigenleben bewahrt hatten, das notwendig war. Beide hatten sie Interessen, die über die Ehe hinausgingen. Wenn Geschäft und Ehe ineinanderflößen, würde das verlorengehen. Und das war schlecht.

Sie goß sich heißen Tee nach. Einmal mehr wog sie die Vor- und Nachteile ab, die sich bei der neuen Konstellation ergaben. Im Geiste sah sie Steve vor sich, wie er ihr die Vorzüge seines Plans schilderte. Er strahlte sie an. »Man weiß es eigentlich erst genau, wenn man's ausprobiert hat«, hörte sie ihn sagen. Sie saß mutterseelenallein in der Küche und lächelte. Ich werds probieren, dachte sie. Wenn es nicht so lief, wie sie beide hofften, konnte man das Steuer immer noch herumwerfen. Sie trank die Tasse aus, stellte sie in den Ausguß und ging die Treppe hinauf.

Vor der Tür des Schlafzimmers angekommen, blieb sie stehen und lauschte.

Nichts. Vollkommene Ruhe herrschte im Haus. Sie trat ins Zimmer und begann sich auszukleiden. Nur langsam gewöhnten sich ihre Augen an das Dunkel. Der Schein der Straßenbeleuchtung zeichnete sich an der Decke als blasser Schimmer ab, die Laterne stand einen halben Häuserblock entfernt.

Sie schlüpfte ins Bett, kuschelte sich an ihren Mann. Er regte sich im Halbschlaf, schlang seine Arme um sie. Sally schmiegte ihren Kopf an seine Schulter. Ihre Fingerspitzen spielten an seiner behaarten Brust.

Sie spürte, wie der Druck seiner Arme fester wurde. Alles war gut. Sie schloß die Augen und wartete auf den Schlaf. Eigentlich ist alles so, wie ich es mir immer gewünscht habe, dachte sie. Dann fielen ihr die Worte ihrer Mutter ein. Sie verdrängte den Gedanken. Es war nicht wichtig, was Mutter sagte. Es war ihr Leben, nicht das von Mutter.

Sie fuhr aus ihren Gedanken hoch. Plötzlich war sie hellwach.

War da nicht ein Geräusch gewesen?

Vielleicht sollte ich Steve wecken.

Besser nicht. Es war schließlich nicht seine Schuld, daß sie nicht einschlafen konnte.

Sie entwand sich seiner Umarmung, stand auf und zog sich den leichten Morgenmantel über. Sie ging auf den Flur hinaus und lauschte.

Ob sie die Haustür verriegelt hatte?

Nach einigem Nachdenken fiel ihr ein, daß sie den Schlüssel herumgedreht hatte! Es war vor zwei oder drei Stunden gewesen, als Steve sich schlafenlegte. Sie hatte die Runde durch das Haus gemacht, hatte die Fenster geschlossen und die Riegel vorgeschoben. Eine Maßnahme, die sie aus Steves Vertreterzeit übernommen hatte. Damals hatte sie viele Nächte allein verbringen müssen, allein mit dem kleinen Jason.

Die Stille um sie war beängstigend. Sally hörte ihr Herz schlagen.

Warum?

Wenn es keine ungewohnten Geräusche gab, wovor hatte sie dann Angst?

Wie töricht ich bin, dachte sie. Sie ging ins Schlafzimmer zurück.

Das unheimliche Gefühl blieb.

Ich werde nach den Kindern sehen, beschloß sie.

Auf Zehenspitzen tapste sie den Flur entlang und öffnete die Tür zu Jasons Zimmer. Er lag in seinem Bett und schlief. Die Decke hatte sich um seine Beine gewickelt. Er hielt seinen Teddybär im Arm. Sally zog ihm die Decke hoch. Er räkelte sich im Schlaf, legte sich auf die andere Seite. In dem schwachen Schein, der durch das Fenster fiel, betrachtete sie sein Gesicht. Steves Ebenbild. Blondes Haar, kantiges Kinn, Grübchen. Steve sah sexy aus, fand Sally. Und sein Sohn

würde einmal ein gutaussehender junger Mann werden. Ein Herzensbrecher. Sie beugte sich hinab und küßte ihn.

Er schlug die Augen auf. »Ach, du bist es, Mutti.«

Sally gab sich Mühe, streng zu erscheinen. »Ich dachte, du schläfst schon.«

»Ist was, daß du noch mal kommst?«

»Ich komme, um dir gute Nacht zu sagen, wie es sich gehört.«

»Ich mag das nicht, du küßt mich so oft.«

Sally beugte sich über ihn, um ihm einen weiteren Kuß zu geben. »Sei froh, daß du eine Mutter hast, die dich küßt. Nicht jedes Kind kann das von sich sagen.« Sie richtete sich auf.

»Strample dich nicht wieder bloß«, ermahnte sie ihn, schon fast an der Tür. »Du wirst dir noch eine Lungenentzündung holen.« Sie zog die Tür hinter sich zu. Natürlich würde er sich wieder bloßstrampeln. Und natürlich würde er sich keine Lungenentzündung holen. Sie mußte lächeln. Wenn Julie genauso gesund heranwuchs wie Jason, dann konnte sie von Glück sagen. Ich habe ein unheimliches Glück, dachte sie. Die Kinder sind eigentlich noch nie richtig krank gewesen.

Sie öffnete die Tür zu Julies Zimmer. Im gleichen Augenblick war die Angst wieder da.

Sie trat vor das Bettchen. Wie verschieden die beiden Kinder doch waren. Das Baby hatte schwarze Haare, wie Sally. Die Augen waren dunkel, der Körper, selbst für ein Kind dieses Alters, zierlich. Wie eine Puppe, dachte Sally. Das Gesicht sah bleich aus, fast weiß. Den Bruchteil einer Sekunde lang erinnerte sie der Anblick an eine Kindermumie. Aber es mußte wohl alles in Ordnung sein. Die Decke lag noch so um die Schultern der Kleinen, wie sie es verlassen hatte.

Sally wurde nachdenklich.

Es war ungewöhnlich, daß Julie länger als fünf Minuten stille lag. Wie es schien, hatte sich das Kind seit einer Stunde nicht bewegt.

Sie tastete nach Julies Stirn.

Die Stirn fühlte sich so kalt an, wie sie aussah.

Als Sally Montgomery ihre kleine Tochter aufnahm, brach eine Welt für sie zusammen.

Es konnte ganz einfach nicht wahr sein.

Alles war in bester Ordnung.

Das Kind fror, das war alles. Einfach die Kälte. Sie brauchte die Kleine nur in ihre Arme zu nehmen und zu wärmen, dann war alles wieder gut.

Sally Montgomerys Schmerz brach sich Bahn in einem furchtbaren Schrei, der die Stille der Nacht zerschnitt wie ein Messer.

Steve Montgomery kam ins Zimmer gestürzt. »Sally! Mein Gott, Sally! Was ist denn los?« Mit vorsichtigen Schritten kam er auf sie zu. Sie stand von der Tür abgewandt, starrte auf die nächtliche Straße hinaus, wiegte das Baby in ihren Armen. Er versuchte ihr das Kleine aus den Armen zu nehmen, aber Sally gab den kalten Körper nicht frei. Ihre Blicke trafen sich.

»Ruf sofort das Krankenhaus an!« flüsterte sie. In ihren Augen stand Verzweiflung. »Julie ist krank, Steve. Sie ist sehr krank.«

Er berührte die Stirn des Babys und hatte das Gefühl, wahnsinnig zu werden. Nein! Sie darf nicht tot sein! Er rannte zur Tür und blieb vor Jason stehen, der auf der Schwelle stand. Jason sah neugierig aus.

»Was ist?« Er sah seinem Vater in die Augen. Schließlich legte er den Kopf zur Seite und musterte seine Mutter. »Ist Julie was passiert?«

»Sie ist... krank«, brachte Steve stockend hervor. Er sagte es, als könnte er damit ihren Tod ungeschehen machen. »Julie ist krank, wir müssen den Arzt rufen. Komm!« Er zog Jason hinter sich her, ging ins Nebenzimmer und wählte die Nummer des Krankenhauses. Der Ruf ging durch, zweimal, dreimal. Steve zog seinen Sohn an sich. Der machte sich von ihm frei.

»Ist sie tot?« fragte er. »Ist Julie tot?«

Steve nickte. Und dann war die Vermittlung des Krankenhauses am Apparat. Während er den Notarztwagen anforderte, hielt er seinen Blick auf den Jungen gerichtet. Jason verzog keine Miene. Nach einer Weile machte er auf dem Absatz kehrt und ließ seinen Vater allein im Schlafzimmer zurück.

2

Das Eastbury Community Hospital war kein kommunales Krankenhaus, sondern eine Privatklinik. Es war Dr. Arthur Wiseman, der die Klinik vor dreißig Jahren gegründet hatte. Inzwischen war die Einwohnerzahl des Ortes gewachsen. Es gab mehr Arbeit. Dr. Wiseman hatte sich sechs Ärzte als Teilhaber genommen. Ein neues Gebäude war errichtet worden. Die Teilhaber waren Ärzte, die neben dem Dienst im Krankenhaus ihre private Praxis im Ort betrieben. Das Krankenhaus verfügte über eine Intensivstation und über einen nach modernen Erkenntnissen ausgestatteten Operationssaal. Mit der Zeit war das Eastbury Community Hospital zu einer anerkannten Institution geworden. Wer krank wurde, fühlte sich hier gut aufgehoben. Dem einweisenden Arzt standen im Bedarfsfall nicht weniger als sechs Kollegen der verschiedenen Fachrichtungen zur Seite. Was nichts daran änderte, daß es sich um ein kleines Krankenhaus mit beschränkten Möglichkeiten handelte.

Dr. Mark Malone stand im OP. Er war zweiundvierzig. Immer noch nannte man ihn »den jungen Dr. Malone«. Er mußte lächeln, wenn er daran dachte. Er betrachtete das Kind, das auf dem OP-Tisch lag. Die Zehnjährige war mit einer akuten Blinddarmentzündung eingeliefert worden. Die Operation war zu Ende. Er gab der OP-Schwester ein Zeichen, dann schnitt er ein Stückchen von dem herausoperierten Wurmfortsatz ab. Die Schwester fing das Präparat in einer kleinen Schale auf.

»Die üblichen Tests«, ordnete er an. Er warf einen fragenden Blick zum Anästhesisten. Der nickte. Alles in Ordnung. Dr. Malone verließ den OP, streifte die Handschuhe ab und wusch sich die Hände. Sein Blick war auf die Wanduhr gerichtet. Wie kam es wohl, daß so viele Blinddarmentzündungen ausgerechnet in den frühen Morgenstunden in ihr kritisches

Stadium traten? Noch ehe er dem Gedanken weiter nachhängen konnte, ertönte sein Name im Lautsprecher.

»Dr. Malone, bitte. Dr. Malone.«

Er trocknete sich die Hände ab und griff nach dem Telefon.

»Hier Dr. Malone.«

»Kommen Sie bitte sofort zur Nachtaufnahme.«

»Verdammter Mist!« Dr. Malone versuchte sich an den Namen des Kollegen zu erinnern, der in dieser Nacht für den Dienst auf der Intensivstation eingeteilt war.

Das Mädchen in der Vermittlung kam seiner Frage zuvor.

»Ich rufe Sie, weil es ein Patient von Ihnen ist, Herr Dr. Malone.«

Er beendete das kurze Gespräch mit einem undefinierbaren Grunzen. Dann zog er sich den grünen OP-Kittel aus, streifte sich einen weißen Kittel über und machte sich auf den Weg zur Nachtaufnahme. Er glaubte zu wissen, was ihn dort erwartete.

Der diensthabende Arzt hatte den Patienten behandelt. Der Patient war gestorben. Da es sich um einen von Dr. Malones Patienten handelte, fiel ihm die undankbare Aufgabe zu, die Angehörigen zu benachrichtigen. Er seufzte. Den Menschen zu sagen, daß alle Bemühungen umsonst gewesen waren, das war eigentlich das Schlimmste am Arztberuf.

Vor der Nachtaufnahme traf er auf die diensthabende Schwester. Sie war bleich wie die Wand. »Was ist denn passiert?« erkundigte er sich.

»Ein totes Baby ist eingeliefert worden.« Ihre Stimme zitterte. Sie deutete auf die Tür. »Die Mutter ist bei dem Kind.«

»Wer?«

»Es ist die kleine Julie Montgomery. Sally will das Kind nicht hergeben. Sie sagt, das Baby hat sich nur erkältet. Sie will es wärmen, verstehen Sie...« Sie schlug den Blick nieder. »Ich... ich habe Dr. Wiseman angerufen.«

Dr. Malone nickte. Recht so. Die kleine Julie, sie war bei ihm in Behandlung gewesen. Aber die Mutter des Kindes war

Patientin von Dr. Wiseman. »Und hat er gesagt, er kommt?«

»Er müßte jeden Augenblick hier sein.« Sie hatte den Satz kaum beendet, als Dr. Malone die vertraute Gestalt seines Kollegen vom Parkplatz auf das gläserne Portal zugehen sah.

Sally Montgomery saß auf einem Stuhl. Sie hielt Julie an sich gepreßt. Als Dr. Wiseman zu ihr trat, sah sie auf. Ihre Augen waren weit aufgerissen, der Blick seltsam leer.

Schock, dachte Dr. Wiseman. Sie steht unter Schock. Er nickte ihr zu und versuchte ihr die Leiche des Babys aus dem Arm zu nehmen. Sally machte eine Seitwärtsbewegung.

»Sie friert, Herr Doktor«, flüsterte sie. »Sie friert ganz fürchterlich. Ich muß sie wärmen.«

»Ich weiß, daß sie friert«, sagte er gütig. »Deshalb sind Sie ja mit dem Baby zu uns gekommen. Möchten Sie denn nicht, daß wir uns um die Kleine kümmern?«

Sie starrte ihn eine Weile an. Schließlich nickte sie. »Doch. Sie können das Kind wärmen, Dr. Wiseman. Sie ist nicht krank, wirklich nicht. Sie ist nur so kalt...«Ihre Stimme erstarb. Sie reichte ihm das Baby und brach in Tränen aus. Dr. Wiseman legte die Kleine Dr. Malone in die Arme.

»Versuchen müssen wir's wohl«, sagte er leise.

Sally blieb in der Obhut Dr. Wisemans zurück. Dr. Malone war, den Leichnam des Kindes auf den Armen, in die Ambulanz geeilt. Er legte die Kleine auf den Behandlungstisch. Er wußte, daß es keine Chance mehr gab, das Kind wiederzubeleben. Trotzdem versuchte er es. Er blickte auf, als sich ein Schatten an der Wand abzeichnete. Dr. Wiseman stand hinter ihm.

»Nichts zu machen, wie?«

Dr. Malone nickte. »Wir können dem Kind nicht mehr helfen«, sagte er. »Die Kleine ist schon mindestens eine Stunde tot.«

Dr. Wiseman seufzte. »Vermutliche Todesursache?«

»Ich bin mir nicht sicher. Sieht ganz so aus wie ein Fall von

SIDS.«

Dr. Wiseman schloß die Augen. Er wischte sich das Haar aus der Stirn. Warum? dachte er. Warum sterben uns die Kinder weg? Warum?

»Ist der Vater des Kindes im Warteraum?« hörte er Dr. Malone fragen.

»Er ist gerade beim Telefonieren, glaube ich. Er sagt, er will seine Schwiegermutter bitten, daß sie der Tochter zur Seite steht. Ich habe Sally Montgomery etwas Valium injizieren lassen.«

»Gut. Möchten Sie, daß ich mit Steve spreche?«

Dr. Wisemans Blick war auf den kleinen weißen Leichnam geheftet. »Das übernehme ich«, sagte er nach kurzem Nachdenken. »Ich kenne Steve recht gut. Fast so gut wie Sally.« Er hielt inne. »Werden Sie eine Autopsie durchführen lassen?«

»Das werde ich«, gab Dr. Malone zur Antwort. »Ich fürchte allerdings, daß uns das keinerlei Aufschluß bringen wird. Julie Montgomery war eines der gesündesten Babys, das mir in meiner Zeit als Arzt untergekommen ist. Ich habe sie erst vor zwei Tagen zur Vorsorge auf dem Tisch liegen gehabt. Ohne Befund. Das Kind war kerngesund. Verdammte Scheiße!«

Dr. Malone sah in das bleiche Antlitz der Kleinen. Julie schien zu schlafen. Keine Spur von Gewaltanwendung. Kein Anzeichen einer Krankheit. Nur diese geisterhafte Blässe.

Der Tod.

»Ich bring' sie runter in die Leichenkammer«, sagte Dr. Malone.

Er wandte sich ab. Dr. Wiseman sah ihm nach, bis er um die Ecke verschwunden war. Dann kehrte er ins Wartezimmer zurück, wo er Steve Montgomery neben seiner Frau sitzend antraf.

Dr. Wiseman schüttelte traurig den Kopf. Er ergriff Steve am Arm. »Es ist alles umsonst gewesen«, sagte er. »Wir haben

nichts mehr für die Kleine tun können. Rein gar nichts!«

»Aber an was ist sie denn gestorben?« brachte Steve hervor.
»Das Kind war doch völlig gesund.«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Dr. Wiseman. »Wir müssen die Autopsie abwarten. Ich habe aber wenig Hoffnung, daß wir irgend etwas finden.«

»Was sagen Sie da?« Sallys Gesicht war schmerz verzerrt. Sie schien den Schock überwunden zu haben. Was sich jetzt in den Gedanken dieser Frau abspielte, war schlimmer als jene Lähmung der Gefühle, die vorher zu beobachten gewesen war. Sie wird darüber hinwegkommen, dachte er. Es wird nicht leicht für sie sein, aber sie wird darüber hinwegkommen.

»Es wird am besten sein, wenn Sie jetzt beide nach Hause fahren«, sagte er, mit einer Geste zu Steve Montgomery. »Ich schlage vor, daß wir das weitere dann morgen früh in meiner Praxis durchsprechen. Einverstanden?«

Sally war aufgestanden. Sie hielt den Arm ihres Mannes umklammert. »Was ist denn passiert?« fragte sie. »Ein Kind stirbt doch nicht einfach so, oder?«

Dr. Wiseman betrachtete sie aus den Augenwinkeln. Bei einer anderen Frau hätte er bis morgen gewartet. Aber diese Patientin kannte er seit Jahren. Sie war hart im Nehmen. Außerdem hatte ihr die Schwester eine Valiumspritze gegeben. Sie würde wohl kaum noch Schwierigkeiten machen heute nacht.

»Manchmal doch«, sagte er und lauschte dem Klang seiner Stimme nach. »Manchmal sterben Kinder einfach so. Wir nennen das SIDS. Sudden infant death syndrome. Dr. Malone vermutet, daß sie daran gestorben ist.«

»Oh, mein Gott!« entfuhr es Steve Montgomery. In seiner Vorstellung entstand Julies kleines Gesicht, ihre munter blitzenden Äuglein, ihre winzigen Fingerchen, die sich um seinen Daumen legten, ihr Lachen, wenn er sie am Hals kitzelte.

Vorbei.

Die Tränen rannen ihm über die Wangen. Er ließ seinem Schmerz freien lauf.

Die Dämmerung war heraufgezogen. Der Morgennebel hüllte Eastbury ein. Steve Montgomery erhob sich aus seinem Sessel und trat ans Fenster. Sie hatten den Rest der Nacht im Wohnzimmer verbracht. Weder Sally noch er hatten schlafen können nach dem, was passiert war. In den Schatten der Nacht verbargen sich Gedanken, vor denen sie sich fürchteten. Aber jetzt waren die Schatten vom Schein des nahenden Tages verdrängt worden. Steve ging zum Lichtschalter und knipste die Lampen aus.

»Nicht«, flüsterte Sally, »bitte nicht.«

Er verstand. Er knipste das Licht wieder an, dann setzte er sich zu ihr. Schweigend hielten sie sich umschlungen. Plötzlich waren Schritte auf der Treppe zu hören. Die Tür ging auf. Sallys Mutter betrat den Raum. Als sie ihre Tochter auf dem Sofa erblickte, lief sie auf sie zu und zog sie in die Arme.

»Mein armes Baby«, sagte sie. »Mein liebes armes Baby! Sag mir bloß, wie ist das passiert?«

Es war, als hätten ihre Worte den Riegel von der Schleuse fortgestoßen, hinter der sich Sallys Tränen stauten. Schluchzend lehnte sie sich an ihre Mutter. Phyllis Paine umfing sie tröstend. Schließlich hob sie den Blick.

»Woran ist das Kind gestorben, Steve?« Sie sprach über Sallys Schulter hinweg.

Ich muß jetzt stark sein, dachte Steve. Das schulde ich Sally. Ich muß stark sein. Ich muß die Fragen der Freunde beantworten. Ich muß ihrer Mutter Rede und Antwort stehen. Ich muß mich um Sally kümmern. Um sie und um meinen Sohn. Dann schoß ein furchtbarer Gedanke durch seinen Kopf. Ich habe die Kraft nicht. Ich werde an dieser Prüfung zerbrechen. O Gott, warum hast du Julie von uns genommen? Sie war doch nur ein Baby!

Wie gern hätte er geweint, hätte seinen Kopf am Busen seiner Frau geborgen. Er wußte, das war nicht möglich. Nicht jetzt. Vielleicht nie. Er sah seiner Schwiegermutter in die Augen.

»Wenn du meinst, das Kind hat einen Unfall gehabt, so war es das nicht«, sagte er. Er zwang sich zur Ruhe. »Sie ist gestorben, einfach so. Die Ärzte nennen es den *SIDS-Faktor*. Sudden infant death syndrome.«

Phyllis Paine kniff die Augen zusammen. »Der größte Unsinn, den ich je gehört habe«, sagte sie. »Das heißt doch im Klartext, die Ärzte wissen nicht, an welcher Krankheit das Kind gestorben ist. Ich möchte wissen, was dahintersteckt.«

Sally hatte sich von ihrer Mutter losgemacht. »Wie meinst du das?« Ihre Frage kam kühl und schneidend.

Phyllis dachte nach, suchte nach den richtigen Worten. Jawohl, es gab jemanden, der am Tod des Kindes die Schuld trug, aber sie würde zu diesem Zeitpunkt keine Beschuldigung aussprechen. Dazu war es noch zu früh. Wenn Sally über den Berg war, würde sie mit ihr unter vier Augen reden. Zunächst einmal mußte sie ihrer Tochter beistehen. So wie ihre Tochter der kleinen Julie hätte beistehen müssen.

»Ich sage nur, daß jeder Tod eine Ursache hat, Sally. Bei den Ärzten vertuscht einer die Fehler des anderen. Kinder sterben nicht einfach so. Wenn die Ärzte zu faul sind, den wahren Grund herauszufinden, lassen sie sich einen geheimnisvollen Namen einfallen. *SIDS*!« Ihr Blick wanderte zwischen der Tochter und dem Schwiegersohn hin und her. Schließlich legte sie Sally den Arm um die Schulter. Als sie weitersprach, klang Güte durch. »Ich werde ein paar Tage bei euch bleiben. Ich kümmere mich um Jason und um die Arbeit im Haus. Ihr beide habt jetzt genug um den Kopf.«

»Danke, Phyl«, sagte Steve. »Ich danke dir von Herzen.«

Phyllis Paine zuckte die Schultern. »Wozu wären Mütter denn da, wenn sie sich nicht um ihre Kinder kümmerten.« Ihr

Blick blieb auf Sally haften. Sie sahen ihr nach, wie sie zur Treppe ging, die zu den Schlafzimmern hinaufführte.

Wenig später war Jasons Stimme zu hören. Er bestürmte seine Großmutter mit Fragen. Sally hielt den Blick gesenkt. Einige Herzschräge lang saßen sie still nebeneinander. Dann brach sie das Schweigen.

»Sie glaubt, ich bin schuld an Julies Tod«, sagte sie schleppend. »Sie glaubt, ich habe nicht gut genug aufgepaßt.«

Wie hoffnungslos, wie verloren ihre Stimme klang. Steve tastete nach ihrer Hand, versuchte sie zu trösten. »Das glaubt sie in gar keinem Fall«, widersprach er ihr. »Aber du kennst doch Phyllis. Sie spricht, wie ihr der Schnabel gewachsen ist. Das ist einfach ihre Art.«

Sally nickte. Ich kenne meine Mutter, dachte sie. Aber kennt meine Mutter mich? Sie fuhr aus dem Grübeln hoch, als Jason die Treppe heruntergepoltert kam. Er blieb mitten im Zimmer stehen. Er war noch im Schlafanzug.

»Was ist mit Julie passiert?« fragte er.

Steve biß sich auf die Lippen. Was konnte er ihm antworten? Wie konnte er einem Achtjährigen den Tod erklären, wenn nicht einmal die Erwachsenen den Tod verstanden? »Julie ist tot«, sagte er. »Wir wissen nicht, woran sie gestorben ist. Sie ist einfach von uns genommen worden.«

Jason schwieg. Er schien nachzudenken. »Muß ich heute in die Schule gehen?« fragte er.

Was als unschuldige Frage gemeint war, klang in Sallys Ohren wie eine gezielte Gefühllosigkeit. Sie brach in Tränen aus. »Natürlich mußt du heute in die Schule gehen«, schrie sie. »Glaubst du, ich kann mich an einem Tag wie diesem um dich kümmern? Glaubst du eigentlich, ich bin aus Eisen? Glaubst du...« Sie brach auf dem Sofa zusammen. Ihr schlanker Körper wurde von Schluchzen geschüttelt.

Ihre Mutter kam die Treppe heruntergeeilt. Jason stand da, wußte nicht, was er sagen sollte.

Phyllis Paine zog den Jungen an sich. »Ist schon gut, mein Kleiner«, sagte sie. »Natürlich brauchst du heute nicht zur Schule zu gehen. Geh rauf und zieh dich an. Ich mach dir inzwischen ein Frühstück, okay?« Sie drückte ihm einen Kuß auf die Wange, dann gab sie ihn frei.

»Einverstanden, Grandma«, sagte Jason leise. Er warf seinen Eltern einen neugierigen Blick zu, dann rannte er die Stufen hinauf.

Als er verschwunden war, legte Steve den Arm um seine Frau. »Geh' ins Bett, Liebling«, sagte er. »Du brauchst jetzt Ruhe. Phyllis wird sich um alles kümmern. Das ist am besten so. Ruh dich erst einmal aus, mir zuliebe!«

Sally war zu erschöpft, um ihm zu widersprechen. Sie ließ sich von ihm ins Schlafzimmer führen, ließ es zu, daß er sie entkleidete und ins Bett legte. Er beugte sich zu ihr und küßte sie, dann ging er hinaus.

Der ersehnte Schlaf wollte nicht kommen. Die Worte ihrer Mutter klangen Sally in den Ohren. Wozu wären *Mütter* denn da, wenn sie sich nicht um ihre Kinder kümmern. Es war als Anschuldigung gemeint, die Bemerkung war an Deutlichkeit nicht zu überbieten. Tief in ihrem Inneren wußte sie, daß es keine Antwort gab, mit der sie die Beschuldigung entkräften konnte. Wie hätte sie nachweisen können, daß sie wirklich auf das Kind aufgepaßt hatte! Vielleicht war sie wirklich schuld an Julies rätselhaftem Tod.

Hatte sie nicht einst mit dem Gedanken gespielt, Julie abzutreiben? Wochenlang war eine mögliche Abtreibung das Hauptgesprächsthema zwischen Sally und Steve gewesen. Eigentlich wollten sie kein zweites Kind. Sie hatten das Problem in langen Gesprächen hin- und hergewälzt, bis es zu spät war.

Immerhin, als Julie dann geboren war, hatten sie dem Kind ihre ganze Liebe angedeihen lassen. Sie mochten Julie ebenso gern wie Jason, vielleicht sogar mehr.

Oder war das alles nur Einbildung gewesen?

Vielleicht bildete man es sich nur ein, daß man ein solches Kind liebte. Man war schließlich die Mutter. Du sollst deine Kinder lieben.

Vielleicht habe ich Julie nicht genug geliebt, dachte sie.

Vielleicht habe ich das Kind spüren lassen, daß es kein Wunschkind ist.

Sie sah die anklagenden Augen ihrer Mutter vor sich, während ihre Gedanken die Grenze vom Wachen zum Traum passierten.

Meine Tochter ist tot. Vielleicht bin ich daran schuld. Jedenfalls kann ich meine Unschuld nicht beweisen.

Ich werde Mutter nie im Leben überzeugen können, daß ich schuldlos bin. Nicht einmal mich selbst werde ich überzeugen können.

Die Schuld hatte Einzug gehalten in Sally Montgomerys Seele, ein Gefühl so tödlich für die Gedanken eines Menschen wie Krebs für den Körper.

Glück und Tod. In einer einzigen Nacht war alles anders geworden.

3

Lustlos stocherte Randy Corliss in seiner Schale mit Maisflocken herum. Er war insgeheim entschlossen, die Portion nicht aufzuessen.

Noch fünf Minuten, dann würde seine Mutter das Haus verlassen.

Dann konnte er das Essen in den Mülleimer kippen, eine Nougatstange aus dem Vorratsschrank stibitzen und sich auf den Schulweg machen. Er starrte sehnsüchtig auf den großen Zeiger der Küchenuhr. Er war nicht sicher, ob sich der Zeiger überhaupt bewegte. In der Schule war das anders. Da sah man, wie der Zeiger von einer Minute zur anderen sprang. Wie schön wäre es doch, wenn Mutter auch eine solche Uhr kaufte. Aber er wußte, diese Chance war gleich null. Er beschloß, am nächsten Wochenende mit seinem Vater zu sprechen. Vielleicht gelang es ihm, Vater zu dem Kauf zu überreden.

Er hing dem Gedanken nach, während seine Mutter ihn ermahnte, unmittelbar nach der Schule nach Hause zu kommen, die Wohnungstür nur für Besucher zu Öffnen, die er kannte, und sich vor allem bei Mrs. Willis, der Nachbarin, zu melden, wenn er von der Schule zurückkehrte. Schließlich nahm sie ihn in die Arme, drückte ihm einen Kuß auf die Wange und verschwand in der Garage, die unmittelbar neben der Küche lag. Er hörte, wie sie den Wagen anließ. Erst als das Motorengeräusch in der Ferne erstarb, stand er auf und schüttelte den Rest des Essens in den Mülleimer.

Es war fünf nach acht, als Randy Corliss, neun Jahre, in den frischen Frühlingmorgen hinaustrat. Sein Schulweg war lang, er würde ihn bei Jason Montgomery vorbeiführen. Unterwegs traf er die anderen Kinder. Sie gingen zu zweit oder zu dritt, unterhielten sich, flüsterten und kicherten. Jeder Junge, so schien es, hatte eine ganze Reihe von Freunden.

Jeder außer Randy Corliss.

Randy wußte nicht, woran es lag, daß er so wenig Freunde hatte. Vor Jahren, er war damals sechs, hatte er auch viele Freunde gehabt. Aber die hatten sich verflüchtigt, einer nach dem anderen.

Warum eigentlich? Er war schließlich nicht der einzige, dessen Eltern geschieden waren. Es gab eine Menge Jungen, die bei ihrer Mutter lebten. Einige waren sogar ihrem Vater zugesprochen worden. Dies waren die Jungen, die Randy nach Kräften beneidete. Er beschloß, am kommenden Wochenende mit seinem Vater darüber zu sprechen. Vielleicht kriegte er ihn diesmal soweit, daß er ihn zu sich nahm. Seit einem Jahr schon sehnte sich Randy danach, bei seinem Vater zu leben.

Vergangenen Sommer war er seiner Mutter weggelaufen. Der Sommer war ganz besonders langweilig gewesen. Niemand spielte mit ihm. Der erste Ferienmonat war mit Zuschauen dahingegangen. Randy hatte dagestanden und zugeschaut, wie die anderen Jungen sich vergnügten. Er hatte darauf gehofft, der eine oder der andere werde ihn zum Ballspiel einladen, zum Schwimmen oder auf eine Fahrradtour.

Aber diese Hoffnung hatte sich nicht erfüllt. Schließlich hatte er Billy Semple, seinen letzten Freund, ganz offen gefragt, was eigentlich los war. Billy hatte ihn nur lange angestarrt. Dann hatte er auf sein Gipsbein gedeutet und die Schultern gezuckt. Gesagt hatte er kein Wort.

Trotzdem hatte Randy verstanden. Das Gipsbein. Er und Billy hatten in Semples' Hinterhof gespielt. Und Randy hatte die Idee gehabt, vom Dach zu springen. Zuerst vorn Garagendach, das war recht leicht. Randy war als erster gesprungen, er war weich im Komposthaufen gelandet. Billy folgte.

Dann hatte Randy vorgeschlagen, sie sollten das gleiche vom Hausdach versuchen. Billy hatte es mit der Angst zu tun bekommen. Um nicht als Feigling dazustehen, machte er trotzdem mit. Die beiden hatten eine Leiter herangeschleppt, an

die Traufe gelehnt und waren hinaufgeklettert. Oben hatten sie eine Weile auf den Schindeln gehockt und hinabgesehen. Wieder war es Randy, der als erster sprang.

Ein Schmerz durchzuckte ihn, als er auf dem Boden aufkam. Aber als er sich aufrichtete, war der Schmerz weg. Er grinste zu Billy hinauf.

»Los doch!« schrie er. »Es ist kinderleicht.« Billy hatte gezögert, und Randy hatte ihn als Feigling verspottet. Schließlich hatte sich Billy doch noch zum Sprung entschlossen. Seine Mutter kam gerade rechtzeitig auf den Hof, um zu sehen, wie er sich das Bein brach. Sie war fuchsteufelswild geworden und hatte Randy verboten, je wieder das Grundstück zu betreten. Noch am gleichen Abend hatte sie Randys Mutter angerufen. Der Sohn solle sich nie wieder bei ihr sehen lassen.

Zuviel wäre eben zuviel. Sie hätte nicht gehofft, daß es soweit kommen würde, aber nach dem Vorgefallenen sei sie gezwungen, sich den Nachbarn anzuschließen und ihrem Sohn das Spielen mit Randy Corliss zu verbieten.

Daß es ein Unfall war, davon wollte sie nichts hören. Randy war der Teufel in Menschengestalt. Schlechter Umgang für ihren Sohn.

Quälend langsam war der Sommer verstrichen. Randy war sich selbst überlassen gewesen. Er hatte sich einsam gefühlt wie noch nie. Er war dann viel in den Wäldern herumgestromert, von denen Eastbury umgeben war. Er hatte darüber nachgegrübelt, was eigentlich an ihm war, daß ihn die anderen Jungen mieden wie die Pest.

Und dann hatte er Jason Montgomery kennengelernt. Obwohl Jason ein Jahr jünger war, hatten sie sich sofort gemocht. Jason was anders als die Jungen in der Schule. Die Mitschüler, das waren alles Feiglinge. Nicht so Jason. Schon einen Tag später waren sie dicke Freunde. Randy machte es sich zur Regel, auf dem Schulweg bei Jason vorbeizugehen.

Er war vor dem Haus der Familie Montgomery angekommen. Er betrat das Grundstück und ging in den Hof.

»Jason!« Die rückwärtige Tür wurde geöffnet. Jasons Großmutter erschien im Türrahmen. »Kommt Jason nicht?« fragte er.

»Der geht heute nicht zur Schule«, wurde ihm gesagt. Sie wollte die Tür schließen, als Jason plötzlich hinter ihr erschien. Er schlüpfte an ihr vorbei in den Hof.

»Tag«, sagte Jason.

Randy betrachtete seinen Freund voller Neugier. »Bist du krank?« erkundigte er sich.

»Nein.« Er hob den Blick. »Vergangene Nacht ist meine kleine Schwester gestorben, deshalb darf ich heute zu Hause bleiben.«

Randy ließ die Mitteilung in sein Bewußtsein einsickern. Er wußte nicht recht, was er seinem Freund antworten sollte. Er hatte Jasons Schwesterchen nur ein einziges Mal zu sehen bekommen. Ein Baby, das sich in nichts von anderen Babys unterschied. Wie Jason damals gesagt hatte, plärrte das Kind den ganzen Tag, dauernd mußte man ihm die Windeln wechseln. »Deine kleine Schwester ist gestorben? Wie ist das denn passiert?« brachte er schließlich hervor.

Jason zögerte. »Keine Ahnung. Mein Vater sagt, sie ist einfach so gestorben. Jedenfalls brauche ich heute nicht zur Schule zu gehen.«

»Wie schön für dich«, sagte Randy. Ein fragender Blick. »Hast du der Kleinen was getan? Sag's mir ehrlich.«

»Warum sollte ich meiner Schwester was tun?« entgegnete Jason.

Randy trat ungemütlich von einem Bein aufs andere. »Weiß nicht. War nur so eine Idee. Billy Semples Mutter meint nämlich ...« Er verstummte. Vielleicht war es nicht gut, wenn er so offen mit seinem Freund sprach. Billys Mutter gab Jason die Schuld an dem Unfall ihres Sohnes. Sie behauptete, Jason hätte

ihren Jungen vom Dach gestoßen.

»Hast du's getan?«

»Was?«

»Hast du Billy vom Dach geschubst?«

»Nein.«

»Siehst du. Genauso ist es mit mir und Julie. Ich hab' ihr auch nichts getan. Jedenfalls glaube ich nicht, daß ich ihr was getan habe...«

Bevor er den Gedanken weiter ausführen konnte, ging die Tür wieder auf. Jason wurde von seiner Großmutter ins Haus zurückbeordert. Randy starrte ihm nach, bis er in der Düsternis des Hausinneren verschwunden war. Dann ging er auf die Straße zurück und setzte seinen Schulweg fort.

Er hatte wirklich keine Lust, heute am Unterricht teilzunehmen. Der Schulweg mit Jason war die einzige Abwechslung. Wenn Jason ausfiel, erwartete ihn die gleiche Langeweile wie vergangenen Sommer. Warten und Hoffen. Warten, daß einer der anderen Jungen mit ihm spielte.

Warten ist schwer, wenn man erst neun ist. Randy vertrieb sich die Zeit, indem er zu stehlen begann. Keine großen Sachen. Was sich so mitnehmen ließ, wenn man durch den Kramladen an der Ecke schlenderte.

Es konnte nicht gutgehen. Eines Tages ertappte ihn Mr. Higgins, der Ladenbesitzer, auf frischer Tat.

Randy würde den Augenblick nie mehr vergessen. Er war schon fast wieder draußen, als er spürte, wie sich eine Hand auf seine Schulter legte. Er fuhr herum. Da stand Mr. Higgins.
»Und jetzt leerst du deine Taschen aus, mein Junge.«

Das Jojo-Spiel hatte kein Preisschildchen mehr. Aber Randy wußte, es war sinnlos, das Ding als sein Eigentum auszugeben. Er war bleich geworden, die Tränen schossen ihm in die Augen. Er stammelte eine Entschuldigung. Ich will es nie mehr wieder tun, versprach er.

Aber Mr. Higgins ließ es dabei nicht bewenden. Er hatte die

Polizeistation in Eastbury angerufen. Nein, er wollte keine Anzeige erstatten wegen des Diebstahls. Aber dem Jungen gehörten die Leviten gelesen. »Ich will, daß Sie diesem Randy Corliss einmal klarmachen, was Stehlen bedeutet.« Randy stand dabei, wie der Ladeninhaber telefonierte. »Jawohl, Sie sollen ihm Angst einjagen, damit er wieder auf den rechten Weg kommt.« Ein Polizeiwagen fuhr vor. Randy wurde zur Polizeiwache gebracht. Der Officer zeigte ihm eine der Arrestzellen. Möglicherweise, so kündigte er an, werde er die Nacht in der Zelle verbringen müssen. Dann hatten die Beamten seine Fingerabdrücke abgenommen und ein Foto von ihm gemacht. Erkennungsdienstliche Behandlung, hatte der Officer das genannt. Wenn er, Randy, sich je wieder etwas zuschulden kommen ließ, würde er mit Sicherheit hinter Gittern landen.

Schließlich hatten sie ihn gehen lassen. Randy zitterte vor Furcht, als er nach Hause kam. An jenem Abend hatte er den Entschluß gefaßt, wegzulaufen.

Niemand mochte ihn, seine Mutter hatte keine Zeit für ihn. Blieb sein Vater. Randy kam zu dem Schluß, daß die Rettung bei seinem Vater lag. Er hatte ihn dann angerufen, hatte seinen Vater angefleht, ihn zu sich zu nehmen. Aber Jim Corliss hatte seinen Sohn getröstet. Später einmal könnte er zu ihm ziehen. Schließlich hatte er Randys Mutter zu sprechen verlangt. Randy war Zeuge des Gesprächs der beiden geworden. Nein, sie würde Randy nie hergeben, hatte Mutter gesagt. Jim Corliss sollte gar nicht erst versuchen, ihr den Jungen wegzunehmen. Dann, als die beiden sich zu Ende gezankt hatten, durfte Randy noch einmal an den Apparat.

»Ich will sehen, was sich machen läßt«, hatte sein Vater ihm versprochen. »Aber es gibt Gesetze, Randy, die dabei zu beachten sind. Ich kann nicht einfach dort vorfahren und dich im Auto mitnehmen. Das wäre illegal. Verstehst du das?«

Randy verstand das keineswegs. Er haßte Eastbury. Er haßte seine Mutter und er haßte die Freunde, die keine Freunde mehr

waren. Er wünschte sich inständig, er könnte mit seinem Vater zusammenleben. Und dann kam ihm die Idee, wie er das Problem lösen konnte. Es war illegal, wenn sein Vater ihn holen kam. Nun gut. Aber es war sicher nicht illegal, wenn er zu seinem Vater flüchtete.

Nach zwei Tagen Nachdenken stand sein Entschluß fest. Er wartete, bis es dunkel wurde. Als seine Mutter eingeschlafen war, zog er sich an und stahl sich aus dem Haus. Er wußte ja, wo sein Vater wohnte. Fünf Meilen von Eastbury, wenn man quer durch den Wald ging. Randy kannte die Gegend, hier war er aufgewachsen. Er veranschlagte zwei Stunden für die Strecke bis zu seinem Vater.

Er hatte seine Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Wald sah nachts ganz anders aus als bei Tage. Zunächst war er zügig vorangekommen. Er ließ den Kegel der Taschenlampe über die düster rauschenden Baumkronen tanzen. Dann aber gabelte sich der Weg.

Was tun? Bei Tag wäre das alles kein Problem gewesen. Aber in dieser Finsternis erkannte er keines der Wahrzeichen mehr wieder, an denen er sich sonst immer orientiert hatte.

Er wählte den Weg, der am Fluß entlangführte, redete sich ein, daß ihm nichts passieren konnte. Aber es gelang ihm nicht, die aufkommenden Zweifel zu verdrängen.

Wenig später kam er an eine zweite Wegkreuzung. Dieses Mal war er wirklich ratlos. Er blieb stehen, lauschte den Geräuschen der Nacht. So verstrich eine Viertelstunde. Er beschloß aufzugeben. Es war wohl keine gute Idee, mitten in der Nacht quer durch den Wald zu marschieren. Er machte kehrt.

Als er nach fünf Minuten an eine Weggabelung geriet, spürte er, wie die Verzweiflung an ihm hochkroch. Er erinnerte sich nicht an diese Abzweigung. War er auf dem Hinweg wirklich hier vorbeigekommen?

Die Geräusche des Waldes hatten eine andere Färbung bekommen. Ihm schien, als würde er aus leuchtenden Augen

beobachtet. Das Wesen verbarg sich hinter dem Blattwerk des Unterholzes, so daß er es mit dem Strahl seiner Taschenlampe nicht erreichen konnte.

Dann glitzerten Lichter zwischen den Zweigen. Er rannte darauf zu. Die Lichter verloschen. Randy lief weiter. Als zwischen den Baumstämmen der Nachthimmel sichtbar wurde, atmete er auf. Dort mußte eine Straße verlaufen. Aber welche Straße? Er hatte jede Orientierung verloren.

Er blieb in der Hocke und dachte nach. Was konnte er tun? Ja, er würde nach Hause zurückkehren. Aber in welcher Richtung lag das Haus? Er fühlte, wie die Kälte an seinen Beinen hochwanderte. Er entschloß sich zur Flucht nach vorn. Er zwängte sich durch die Sträucher, gelangte auf die Straße und wandte sich nach links. Die Taschenlampe in der Faust marschierte er am Straßenrand entlang.

Das Geräusch eines Autos. Das Geräusch kam näher, erstarb ganz plötzlich. Der Wagen hatte angehalten. Ein Streifenwagen mit der Aufschrift ›Eastbury Police‹.

»Wo willst du denn hin?« fragte der Polizist, der am Steuer saß.

»Nach Hause«, stotterte Randy.

»Wo wohnst du denn?«

»In Eastbury.«

»Dann gehst du aber in die falsche Richtung.« Der Polizist lehnte sich quer über den Sitz und öffnete die Beifahrertür. »Komm rein.«

Vor Randys Augen erstanden die Gitterstäbe der Zelle, die ihm gezeigt worden war. »Bin ich verhaftet?« fragte er kleinlaut.

Der Polizist musterte ihn interessiert. Ein Lächeln stand in seinen Mundwinkeln. »Bist du ein Verbrecher?«

Randy riß die Augen auf. Sein Herz schlug wie wild. »Ähm... nein. Ich wollte nur meinen Vater besuchen.«

»Vorhin hast du gesagt, du wolltest nach Hause.«

Randy wand sich auf dem Sitz. »Das ist dasselbe. Ich will nach Haus, zu meinem Vater.«

»Du wohnst aber gar nicht bei deinem Vater, stimmt's? Bist du von zu Hause weggelaufen?«

Randy starrte aus dem Fenster. Er war jetzt sicher, daß der Streifenpolizist ihn ins Gefängnis einliefern würde. »Ja.«

»Ist es so schlimm bei dir zu Hause?«

Randy sah auf. Der Polizist lächelte ihm zu. Vielleicht läßt er Gnade vor Recht ergehen, dachte Randy. Er beantwortete die Frage mit einem Nicken.

Der Polizist machte dann ein finsternes Gesicht, aber Randy hatte keine Angst mehr vor ihm. Als er dann zu sprechen begann, waren alle Sorgen verflogen. »Ich bin Sergeant Bronski«, hörte er ihn sagen. »Ich werd' dich jetzt zu einem Coke einladen, und dann sprechen wir alles in Ruhe durch.«

»Wo fahren wir denn hin?« wollte Randy wissen.

»Hier in der Nähe gibt's ein Straßenrestaurant, das die ganze Nacht offen hat.« Sergeant Bronski wendete auf der Straße und schlug die Richtung nach Eastbury ein. »Soll ich nicht besser deine Mutter anrufen?«

»Bitte nicht.«

»Und deinen Vater!«

»Würden Sie das tun?«

»Aber sicher.« Sergeant Bronski verlangsamte das Tempo und bog auf den Parkplatz des Restaurants ein. Er bestellte Randy ein Glas Coke und für sich einen Becher Kaffee. Und dann erzählte Randy von dem Zwist zwischen seinen Eltern, von dem Gezänk am Telefon. Als er fertig war, musterte ihn der Polizist aus zusammengekniffenen Augen.

»Ich glaube, es ist besser, wenn wir deine Mutter anrufen, Randy«, sagte er.

»Warum ist das besser?«

»Weil du bei deiner Mutter wohnst, darum. Wenn wir deinen Vater anrufen, muß er deine Mutter benachrichtigen, und dann

kommt sie vielleicht noch auf die Idee, er hätte das alles so eingefädelt. Dann verbietet sie dir, deinen Vater überhaupt noch zu treffen. Kapiert?«

»Ich glaube schon«, sagte Randy unsicher. Sergeant Bronski war aufgestanden und ans Telefon gegangen. Er hatte Randys Mutter verständigt, und dann hatte er ihn heimgefahren.

Seine Mutter hatte ein Donnerwetter auf ihn niedergehen lassen. Es sei schon schwierig genug mit ihm, da müsse er sie nicht noch in Angst und Schrecken versetzen, indem er nachts weglief. Schließlich war Randy ins Bett geschickt worden. Er hatte lange wachgelegen und nachgedacht.

Seitdem war alles in der Schwebe geblieben. Randy zermartete sich den Kopf, was künftig sein würde. Immer wenn er sich mit seinem Vater traf, bestürmte er ihn, er wollte fort von Mutter. Vater sagte nie nein. Aber er sagte auch nie wirklich ja. Du mußt abwarten, Randy, das war der Tenor. Kommt Zeit, kommt Rat.

Monate waren vergangen, ohne daß sich eine Wende zum Besseren abzeichnete. Es war Frühling geworden. Der Sommer würde fürchterlich werden. Randy würde wie falsches Geld herumlaufen und nach Spielgefährten suchen, die es nicht gab, würde den Jungen nachsehen, die nichts mit ihm zu tun haben wollten. Was jetzt im Hause der Familie Montgomery passiert war, machte die Sache nicht besser. Nachdem Jasons kleine Schwester gestorben war, würden die Eltern Jason den Umgang mit Randy untersagen. Er würde wieder allein sein. Allein wie schon immer.

Das Hupen eines Autos riß ihn aus seinen Träumen. Er sah, daß er allein auf dem Bürgersteig ging. Die anderen Kinder waren wohl vorausgelaufen. Er sah auf die Armbanduhr, die ihm Vater zum neunten Geburtstag geschenkt hatte. Es war halb neun. Wenn er sich nicht beeilte, kam er noch zu spät zur Schule. Plötzlich hörte er seinen Namen.

»Randy! Randy Corliss!«

Kurz vor der Einmündung der nächsten Querstraße war ein blaues Auto zum Stehen gekommen. Er kannte den Wagen nicht. Eine Frau saß am Steuer. Er kam näher. Die Frau lächelte ihm zu. Zögernd ging er weiter.

»Tag, Randy«, sagte die Frau.

»Wer sind Sie?« Randy hielt sein Schulbrot umklammert. Er war stehengeblieben. Als die Frau sich zur Seite neigte, trat er einen Schritt zurück. Die Ermahnungen seiner Mutter schossen ihm durch den Kopf. Sie hatte ihm strikt verboten, mit Fremden zu sprechen.

»Ich bin Miß Bown. Louise Bown. Ich soll dich abholen.«

»Mich abholen? Wohin denn?«

»Zu deinem Vater«, sagte die Frau, und Randys Herz begann schneller zu schlagen. Zu seinem Vater? Kam diese Frau wirklich von seinem Vater? Würde er endlich bei seinem Vater leben dürfen? »Dein Vater wollte, daß ich dich zu Hause abhole«, hörte er die Frau sagen. »Aber ich habe mich verspätet. Es tut mir leid.«

»Das macht doch nichts«, sagte Randy. Er trat an das heruntergekurbelte Fenster des Wagens. »Fahren wir gleich zu meinem Vater?«

Die Frau hatte die Wagentür geöffnet. »Etwas später«, versprach sie. »Steig ein.«

Randy wußte, daß er nicht einsteigen durfte. Seit er denken konnte, warnte ihn seine Mutter vor Fremden, die einen zu einer Fahrt in ihrem Auto einluden.

Aber hier lag die Sache anders. Es handelte sich um eine Frau, die mit seinem Vater befreundet war. Ganz sicher sogar. Die Frau wußte sogar von Vaters Plan, ihn seiner Mutter wegzunehmen. Und dann waren es auch immer Männer gewesen, vor denen ihnen seine Mutter gewarnt hatte. Nie Frauen. Er sah ihr in die Augen. Sie lächelte. Plötzlich hatte er das Gefühl, mit dieser Frau ein Geheimnis zu teilen. Er stieg ein und zog die Tür hinter sich zu. Die Frau startete den Wagen

und fädelte sich in den Verkehr ein.

»Wohin fahren wir?« fragte Randy.

Louise Bown betrachtete den Jungen von der Seite. Kein Zweifel. Das war der gutaussehende Junge, den man ihr auf Fotos gezeigt hatte. Grüne Augen, dunkles, leicht gewelltes Haar, Stupsnase. Großgewachsen für sein Alter. So stark, daß sich selbst eine Frau wie sie bei ihm geborgen fühlte. Er schien überhaupt keine Angst vor ihr zu haben, obwohl sie für ihn doch eine Fremde war. Instinktiv hatte sie Randy Corliss lieb gewonnen.

»Wir fahren zu deiner neuen Schule, Randy.«

Randy dachte nach. Eine neue Schule? Wenn sein Vater ihn in eine neue Schule stecken wollte, warum hatte er nie davon gesprochen? Die Frau schien seine Frage erraten zu haben.

»Du wirst deinen Vater bald zu sehen bekommen«, sagte sie. »Aber er braucht noch ein paar Tage, bis er die Dinge mit deiner Mutter geregelt hat. Diese Zeit wirst du in der Schule verbringen. Ich bin sicher, es wird dir gefallen. Es ist eine ganz besondere Schule. Speziell für Jungen wie dich. Du wirst viele neue Freunde kennenlernen. Na, was sagst du dazu?«

Randy nickte. Inzwischen fragte er sich, ob es klug gewesen war, zu der Frau in den Wagen zu steigen. Aber dann, als er über ihre Worte nachdachte, wurde ihm klar, daß die Frau wohl die Wahrheit sagen mußte. Sein Vater hatte ja auch gesagt, daß es Probleme geben würde, wenn er von Mutter wegzog. Es war klar, daß er auf eine neue Schule gehen mußte, wenn er nicht mehr bei Mutter wohnte. Heute bot sich die Gelegenheit.

Er machte es sich auf dem Beifahrersitz bequem. Sie hatten das Stadtgebiet von Eastbury verlassen, die Frau fuhr in Richtung Längsten, wo Vater wohnte. Es war also alles in Ordnung.

Allerdings gab es da ein Gefühl, das ihn vor dieser Frau warnte. Irgend etwas stimmte nicht. Randy stand vor einem Rätsel.

Lucy Corliss hätte nicht behaupten können, daß sie an diesem Tag besonders guter Laune war. Der ganze Vormittag war mit der Lektüre der neuen Ausschreibungen vergangen. Die Agentur, für die sie arbeitete, hatte eine Reihe neuer Objekte ins Programm genommen. Häuser, die nach Lucy Corliss' Meinung nicht einmal das Grundstück wert waren, auf dem sie standen. Trotzdem stellten sich die Besitzer vor, daß sie hunderttausend Dollar und mehr für solch ein Objekt erzielen konnten. Der Verkauf würde sich entsprechend schleppend gestalten. Die monatliche Hypothek für solch ein Objekt war so hoch, daß Lucy sich fragte, wer sich das überhaupt noch leisten konnte. Sie rechnete damit, daß ihre Kommissionen stark zurückgehen würden. Lucy hatte verschiedene Überlegungen angestellt, wo sie einsparen konnte. Im Augenblick sah es nicht besonders brenzlich aus. In den nächsten Monaten kamen die Verhandlungen für eine Reihe von Objekten zum Abschluß. Mit den Kommissionen, die sich aus diesen Verkäufen ergaben, konnte sie ein Jahr durchhalten. Aber dann?

Sie beschloß, das Problem beim Mittagessen mit Bob Owen durchzusprechen. Bob war nicht nur ihr Arbeitgeber, er war auch ihr Freund. Sie kannten sich von Kind an, er hatte ihr schon oft aus der Patsche geholfen.

Als in der Ehe mit Jim die ersten dunklen Wolken auftauchten, war Bob Owen dagewesen. Geduldig hatte er sich ihre Klagen angehört und ihr schließlich geraten, die Dinge nicht weiter treiben zu lassen. Als es dann zum Bruch mit Jim kam, war sie zu Bob gelaufen, um seinen Rat einzuholen.

Es gab damals zwei Probleme. Zum einen war sie schwanger. Und zum anderen hatte ihr Mann sie verlassen. Er war einfach weggelaufen. Nicht obwohl, sondern *weil* sie ein Kind erwartete. Zumindest vermutete Lucy, daß dies der Grund war. Jim nahm ihr übel, daß sie schwanger geworden war. Er

fühlte sich in eine Falle gelockt. Die Falle war zugeschlagen.

»Ist nicht vielleicht ein Körnchen Wahrheit an dem Vorwurf?« hatte Bob Owen gefragt. Es war Lucy sehr schwergefallen, die Frage wahrheitsgemäß zu beantworten. Schließlich hatte sie sich zu dem Eingeständnis bereitgefunden, daß sie wohl unbewußt bestimmte Hoffnungen mit der Schwangerschaft verband. Vielleicht würde Jim auf seine Eskapaden verzichten, wenn erst einmal ein Kind da war. Angesichts der Verantwortung, die dann auf ihm lag, würde ihm wohl aufgehen, daß es noch andere Dinge auf der Welt gab als schnelle Autos und der Traum vom großen Geld.

Bob, der gute praktische Bob hatte ihr geraten, die Scheidung einzureichen und einen Beruf zu ergreifen. Es war seine Idee gewesen, noch während der Schwangerschaft eine Ausbildung als Immobilienkaufmann zu beginnen. Das würde ihr ein Einkommen verschaffen, wenn das Kind auf der Welt war. Nach der Niederkunft war Lucy in Bob Owens Maklerbüro eingetreten. Neun Jahre arbeitete sie jetzt dort. Sie hatte sich zu einer tüchtigen Kraft gemausert. In den ersten Jahren hatte sie Randy von einem Babysitter versorgen lassen. Im letzten Jahr war es dann soweit, daß sie ohne das Mädchen auskommen konnte. Es lagen nur zwei Stunden zwischen Randys Rückkehr aus der Schule und Lucys Büroschluß. Und Randy war vernünftig genug, um diese beiden Stunden ohne seine Mutter verbringen zu können. Margaret Willis, die Nachbarin, hatte versprochen, ein Auge auf den Jungen zu haben. Es hatte eigentlich immer ganz gut geklappt. Heute allerdings hatte Lucy eine ungute Vorahnung.

»Meinem Mädchen ist eine Laus über die Leber gelaufen«, stellte Bob mit einem Seitenblick fest. »Sag, was los ist.« Er schob die umfangreiche Speisekarte zur Seite und bestellte einen Salat. Er war neidisch auf Lucy, die enorme Portionen vertilgen konnte, ohne je ein Kilo zuzunehmen.

»Dein Mädchen hat Sorgen«, sagte Lucy.

»Im allgemeinen oder im besonderen?«

»Beides. Zunächst einmal finde ich, wir haben die falschen Häuser im Programm. Ich frage mich, wer die teuren Dinge kaufen soll.«

»Irgend jemand wird sie kaufen, verlaß dich drauf«, sagte Bob gutgelaunt. »Die Leute brauchen ein Dach über dem Kopf, also müssen sie ein Haus kaufen. Wir müssen uns eben einen Weg einfallen lassen, wie man die Häuser finanziert.«

»Aber die Objekte in der neuen Liste sind ihr Geld nicht wert«, widersprach ihm Lucy.

Sein Gesicht verfinsterte sich. »Wenn du mit dieser Einstellung an die Dinge herangehst, wirst du kein einziges Haus verkaufen.«

Lucy zauberte ein Lächeln auf ihre Lippen. Sie strich sich das fahlblonde Haar aus dem Gesicht. »Ich bin nicht sicher, ob ich überhaupt eines dieser Häuser verkaufen will. Bei den letzten Abschlüssen habe ich immer das Gefühl gehabt, ich lasse die Leute ein Dokument unterschreiben, womit sie sich für die nächsten dreißig Jahre zur Sklavenarbeit verpflichten.«

»Wenn es so schlimm ist, Lucy, dann solltest du dich nach einem anderen Job umsehen.«

»Geschenkt, Bob. Vergiß es. Es ist eigentlich nicht so sehr der Laden, der mich bedrückt, sondern Randy.«

»Randy? Was ist denn mit ihm?«

»Der Junge ist kreuzunglücklich, Bob. Er hat kaum noch Freunde. Er haßt die Schule. Er haßt die Wohnung. Er haßt mich. Ich glaube, er haßt die ganze Welt. Ich habe schon darüber nachgedacht, ob ich ihn vielleicht zu Jim gebe, zumindest für ein oder zwei Jahre. Aber ich traue Jim nicht.«

»Du kannst doch kaum beurteilen, ob er dem Kind ein guter Vater sein würde«, gab Bob zu bedenken. »Du hast doch kaum noch Kontakt zu ihm.« Es war nicht das erste Mal, daß Bob ihren geschiedenen Mann verteidigte. Lucy hatte ihn im Verdacht, daß er insgeheim eine Wiederannäherung, eine neue

Heirat mit Jim befürwortete. Wann immer sie in den letzten beiden Jahren auf Jim zu sprechen kamen, hatte Bob ihr zugeraten, den Kontakt mit ihm zu pflegen. Sie hatte den Rat nie befolgt. »Kannst du dir eigentlich nicht vorstellen, daß dein Mann sich verändert hat?«, sagte Bob. »Seit eurer Scheidung sind fast zehn Jahre ins Land gegangen. Junge Männer werden erwachsen.«

»Aber nicht Jim Corliss!« fauchte Lucy. »Weißt du, wie oft er in den neun Jahren seit unserer Scheidung die Stellung gewechselt hat? Sieben Mal! Sieben Jobs in neun Jahren, Bob. Findest du das erwachsen?«

»Jim ist jetzt seit vier Jahren in der gleichen Stellung, Lucy. Und er ist gut zu Randy.«

»Als ich schwanger war, hat er das Kind zum Teufel gewünscht«, entgegnete sie voller Bitterkeit. »Für Jim ist Randy doch nur eine Zerstreuung am Wochenende. Wenn er den Jungen Tag für Tag bei sich hätte, ja, Herrschaften! Du weißt genau, Bob, daß Jim mir den Jungen nach einer Woche wieder zurückbringen würde. Was glaubst du, wie sich das auf das Gemüt des Jungen auswirken würde! Es geht ihm schon jetzt herzlich schlecht. Wenn er erlebt, wie ihn der eigene Vater davonjagt, ich glaube, das würde ihm den Rest geben. Nein, das kommt nicht in Frage!« Ob ich Bob sagen soll, daß Jim möglicherweise um das Sorgerecht für den Jungen prozessieren wird? Besser nicht. Sie wußte jetzt schon, was er antworten würde. Der gute, vernünftige Bob würde ihr den Rat geben, jede gerichtliche Auseinandersetzung im Interesse des Kindes zu vermeiden. Er würde ihr raten, den Jungen längere Zeitspannen bei seinem Vater zu lassen. Und dazu war sie unter keinen Umständen bereit.

Das Essen wurde serviert. »Es tut mir leid, Bob«, sagte Lucy. »Immer wenn ich Sorgen habe, weine ich mich bei dir aus. Es muß dir geradezu zum Halse heraushängen. Laß uns über etwas anderes reden. Zum Beispiel würde ich dich und

Elaine gern zu einem meiner berühmten Barbecues einladen, wo es die schmackhaften verkohlten Steaks gibt. Das Wetter sieht so aus, als ob es sich halten wird. Hättet ihr beiden dieses Wochenende Zeit?»

Sie trafen eine Verabredung. Nach dem Mittagessen kehrte sie in die Agentur zurück. Lucy stürzte sich in die Arbeit. Aber es gelang ihr nicht, die Sorgen um Randy zu verdrängen.

Es war fünf, als sie sich auf die Heimfahrt machte. Als sie in die Garageneinfahrt des Hauses einbog, das sie vor fünf Jahren gekauft hatte, verstärkte sich das unangenehme Gefühl in ihrer Magenrube. Normalerweise stand Randy am Fenster und winkte, wenn sie heimkam. Diesmal stand er nicht da.

Sie lenkte den Wagen in die Garage, ging ins Haus und rief nach Randy. Keine Antwort. Sie inspizierte Zimmer für Zimmer. Nichts. Sein Zimmer war noch so, wie er es heute früh verlassen hatte. Von seinen Schulbüchern, die er nach der Rückkehr aus der Schule in einer Pyramide auf dem Boden aufzuhäufen pflegte, war keine Spur zu sehen. Als sie sicher war, daß er sich nicht im Haus befand, lief sie zu Margaret Willis.

»Warum haben Sie mich denn nicht angerufen?« fragte Lucy. Die alte Dame war rot geworden. Sie erzählte ihr, daß Randy den ganzen Nachmittag nicht aufgetaucht sei. »Ich dachte, er wäre mit den anderen Kindern spielen gegangen.«

Lucy schüttelte den Kopf. Randy war immer Stunden vor ihr zu Hause. Er hatte keine Freunde, mit denen er spielen konnte.

Mrs. Willis' Doppelkinn begann zu zittern. »Ich fürchte, da habe ich was nicht richtig gemacht«, gab sie zu. »Aber Sie glauben doch nicht, daß dem Jungen etwas passiert ist, oder? Es ist ja gerade erst halb sechs. Vielleicht kommen Sie erst mal herein und trinken eine Tasse Tee mit mir.« Sie versuchte Lucy ins Haus zu ziehen. Lucy wich zurück.

»Vielen Dank, nein, Mrs. Willis. Ich muß erst einmal herausfinden, wo der Junge steckt.« Sie versuchte, ruhig und

beherrscht zu erscheinen, aber ihre Stimme verriet sie. Margaret Willis war vor die Haustür getreten. Sie ergriff ihren Arm.

»Hier kann ihm ja wirklich nichts zustoßen, wissen Sie. Wir sind hier schließlich nicht in Boston oder New York. In Eastbury ist noch nie etwas passiert, nicht wahr. Ich sage Ihnen, wie wir's machen. Ich braue den Tee, und dann komme ich mit der Kanne zu Ihnen rüber.«

Tee, dachte Lucy. Warum glauben die Menschen, alles wird besser, wenn sie eine Tasse Tee trinken? Doch sie war zu müde, um die Einladung auszuschlagen. »Einverstanden«, sagte sie. »Ich lasse die Vordertür offen.«

Sie lief quer über den Rasen auf ihr Haus zu, stolperte in die Küche und setzte sich an den Tisch, der noch mit Essensresten vom Frühstück bekleckert war. Es gelang ihr, die aufkommende Panik zurückzudrängen. Höchstwahrscheinlich hatte Mrs. Willis recht. Randy hatte sich verspätet, weil er mit irgendeinem Kind spielte. Noch bevor es dunkel wurde, würde der Junge auftauchen. Wie albern von ihr, daß sie sich wegen einer alltäglichen Begebenheit Sorgen machte. Jungen in diesem Alter erzählten nicht jedem, was sie vorhatten. Sie verspäteten sich beim Spielen. Na und?

Ihre Eingebung sagte ihr jedoch, daß sie sich selbst betrog. Sie ging zum Telefon und blätterte ihr Adreßbuch durch. Die Namen der Familien, mit deren Kindern Randy früher befreundet gewesen war. Sie hatte den dritten Anruf hinter sich gebracht, als die Nachbarin plötzlich in der rückwärtigen Tür erschien. Mrs. Willis hielt einen dampfenden Teekessel in der Rechten. Warum benutzte sie eigentlich die rückwärtige Tür, wenn man ihr ausdrücklich sagte, daß man die Vordertür offen ließ? Sie sprach den Vorwurf nicht aus, und Sekunden später nahm sie ihn in Gedanken zurück. Die Leute in Eastbury benutzten immer die Hintertür, auch wenn sie das eigene Haus betraten. Nur sie, Lucy Corliss, machte eine Ausnahme. Die

alte Frau sah sie fragend an. Lucy zuckte die Schultern. Nichts. Sie wollte auflegen, als sich Emily Harris meldete.

»Mein Sohn sagt, Randy ist heute nicht in der Schule gewesen, Lucy.«

»Überhaupt nicht in der Schule? Sind Sie sicher?«

»Ganz sicher. So hat's mir Georgie erzählt. Sie wissen ja, die beiden sind in der gleichen Klasse.«

»Ich... ich verstehe.« Schweigen. Schließlich war Emily Harris' Stimme am Telefon zu hören.

»Lucy, haben Sie eigentlich schon mit Sally Montgomery gesprochen?«

Wie vergeßlich ich bin, dachte sie. Natürlich, Sally Montgomery. Sie hätte ich als erste anrufen müssen. Gut möglich, daß sich Randy bei Jason aufhielt. »Tut mir leid, daß ich Sie belästigt habe, Emily«, stammelte sie. »Ich hätte es gleich bei Sally versuchen sollen.«

»Diese Frau tut mir leid«, hörte sie Emily Harris sagen. »Ich meine, wie würden Sie reagieren, wenn Ihnen so etwas passiert?«

Lucy war es, als drehte sich eine rostige Klinge in ihren Eingeweiden herum. »Wovon sprechen Sie eigentlich?« fragte sie. »Was ist Sally Montgomery denn passiert?«

Es dauerte eine Weile, bis sich Emily zu einer Antwort bequeme. Sie sprach im Flüsterton. Wie immer, wenn sie schlechte Nachrichten verbreitete. »Das wissen Sie nicht? Heute nacht ist Sallys kleine Tochter gestorben. Todesursache unbekannt. Wenn Sie wissen, was das bedeutet...« Sie ließ die Worte einträufeln wie Gift, das mit der Pipette auf einen Köder aufgebracht wurde. Dann hellte sich ihre Stimme plötzlich auf. Lucy wurde klar, warum sie Emily Harris nie gemocht hatte. Diese Frau weidete sich am Unglück der anderen. »Ich bin sicher, alles wird sich aufklären«, hörte sie Emily sagen. »Randy ist nicht in der Schule gewesen. Wahrscheinlich stromern die beiden im Wald herum. Jungen sind eben so.« Sie

entschloß sich, eine bewußte Lüge hinzuzufügen. »Mein Georgie ist da keine Ausnahme. Ich bin sicher, Ihr Junge ist zum Abendessen wieder zu Hause.«

»Das denke ich auch«, sagte Lucy leise. Sie beschloß, das Gespräch zu beenden. »Danke, Emily. Tut mir leid, daß ich Sie mit meinen Problemen belästigt habe.«

»Aber das macht doch nichts«, sagte Emily Harris. »Rufen Sie mich bitte an, wenn Ihr Junge daheim ist, sonst mache ich mir noch Sorgen.«

Du und dir Sorgen machen, dachte Lucy. Du willst, daß ich dich über die Katastrophe auf dem laufenden halte, damit du es brühwarm am Telefon herumerzählen kannst.

Sie legte auf. Sie nippte an der Tasse Tee, die Mrs. Willis ihr eingesehenkt hatte. Dann erzählte sie ihr, was sie von Emily Harris erfahren hatte.

»O mein Gott«, entfuhr es der alten Frau. »Dann wäre es vielleicht wirklich besser, wenn Sie Mrs. Montgomery anrufen.«

»Und was soll ich ihr sagen? Herzliches Beileid zum Tod Ihrer Tochter, aber haben Sie zufällig meinen Jungen gesehen?«

»Wenn Sie nicht anrufen, dann werde ich es tun«, sagte Margaret Willis mit mütterlicher Entschlossenheit. Sie begann im Telefonbuch zu blättern. Noch bevor sie die Nummer gefunden hatte, schlug Lucy mit der Faust auf den Tisch.

»Der Vater!« zischte sie. »Ich weiß jetzt, was passiert ist. Jim hat Randy geholt.« Sie riß den Hörer von der Gabel und wählte mit fliegenden Fingern seine Nummer. »Dieser verdammte Kerl!« entfuhr es ihr. Sie hielt den Hörer an ihr Ohr gedrückt, vernahm das Rufzeichen, jenes merkwürdig veränderte Signal, das im Telefon zu hören ist, wenn man weiß, daß der andere nicht abnehmen wird. Schließlich drückte sie auf die Gabel und wählte die Notrufnummer der Polizei. Ein Beamter meldete sich. »Mein Sohn ist gekidnappt

worden«, begann sie ihre Schilderung.

Zehn Minuten später legte sie den Hörer resigniert auf die Gabel zurück. Sie ließ sich in einen Sessel sinken und schloß die Augen. Mrs. Willis' Neugier war mit den Händen zu greifen. Lucy beschloß, sie ins Vertrauen zu ziehen, auch wenn das bedeutete, daß morgen halb Eastbury über die Sache Bescheid wußte. Sie brauchte jetzt einfach jemanden, mit dem sie sich aussprechen konnte.

»Sie sagen, sie können nichts tun«, berichtete sie. Ihre ganze Hilflosigkeit klang in ihrer Stimme durch. »Die Polizei sagt, so früh können sie noch keine Vermißtenmeldung aufnehmen. Sie sagen, wenn sein Vater ihn abgeholt hat, dann muß ich das über ein Gericht klären, nicht über die Polizei.«

»Bedeutet das, Sie sollen einfach abwarten?«

»Der Beamte, mit dem ich zuletzt gesprochen habe, sagte, ich soll vor allem versuchen, Jim zu erreichen. Wenn ich Jim nicht erwischen kann und wenn Randy morgen früh noch nicht zurück ist, soll ich wieder anrufen.« Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken. »Wie die sich das vorstellen! Ich kann doch nicht hier herumsitzen und darauf hoffen, daß der Junge wieder auftaucht!«

»Ich werde bei Ihnen bleiben«, sagte Margaret Willis mit fester Stimme. Sie war aufgestanden und begann das Frühstücksgeschirr abzuräumen. »Wir beide werden jetzt als erstes die Küche saubermachen. Dann gibt's Abendessen. Und nachher werden wir die Wohnung putzen.«

»Aber die Wohnung ist blitzsauber«, versuchte Lucy zu protestieren. Die alte Frau schüttelte lächelnd den Kopf.

»Dann machen wir sie eben noch sauberer«, verkündete sie. »Eine Wohnung kann gar nicht sauber genug sein, Lucy. Vor allem habe ich die Erfahrung gemacht, beim Putzen vergeht die Zeit wie im Fluge. Wenn es nötig ist, werden wir bis morgen früh putzen. Aber ich bin sicher, der Lausejunge wird spätestens in einer oder zwei Stunden vor der Tür stehen,

müde, hungrig und schmutzig. Dann werden wir ihm was Anständiges zu essen geben und als nächstes wird er ins Bett gesteckt.«

Es hatte wohl keinen Sinn, Margaret Willis zu widersprechen. Wenn die Frau jetzt ging, würde sie allein dasitzen, auf die Uhr starren und sich die fürchterlichsten Dinge ausdenken. Da war es schon besser, Margarets aufgesetzte Fröhlichkeit zu ertragen. Sie nickte. Und dann begann sie zu putzen.

Es wurde Mitternacht, bis Jim Corliss endlich antwortete.

»Jim? Hier spricht Lucy. Ich will sofort den Jungen zurück. Du bringst mir den Jungen, oder ich rufe meinen Anwalt an.«

Die Hysterie, die in ihrer Stimme klang, verriet ihm, daß etwas Außergewöhnliches passiert sein mußte. Sonst rief sie nur an, wenn sie mehr Geld wollte. Wie kam sie auf die Idee, daß der Junge bei ihm war? Das Treffen war doch erst in der nächsten Woche verabredet. »Meinst du Randy?« fragte er vorsichtig.

»Natürlich meine ich Randy!« schrie sie in die Muschel.
»Wen sollte ich sonst wohl meinen!«

»Ist Randy denn nicht bei dir?«

Sie schwieg. Als sie wieder zu sprechen begann, war ihre Stimme nur noch ein Flüstern. »Du hast den Jungen nicht abgeholt, Jim?«

»Nein, wirklich nicht.« Sein Herz begann zu rasen, als er den Sinn ihrer Fragen begriff. »Was ist passiert, Lucy? Sag' mir, was los ist!«

»Der Junge ist verschwunden.«

»Wie meinst du das, verschwunden. Ist er weggelaufen?«

»Ich - ich weiß es nicht«, stotterte sie. Ihre Wut war verflogen, die Angst war zurückgekommen. »Ich hatte gedacht, du hättest ihn zu dir geholt, Jim. Ich weiß, daß er dich drum gebeten hat.«

»Das würde ich doch nicht ohne dein Einverständnis tun,

Lucy.«

»Wirklich nicht?«

»Ich komme gleich rübergefahren«, hörte sie ihn sagen. »In zwanzig Minuten bin ich bei dir.«

»Bitte, nicht«, protestierte sie. »Ich möchte nicht, daß wir uns...«

»Es ist auch *mein* Sohn«, sagte Jim Corliss und legte auf. Drei Minuten später saß er in seinem Wagen. Er schlug die Richtung nach Eastbury ein.

Sie trafen sich auf der Schwelle und musterten sich voller Mißtrauen. In den Jahren der Trennung hatte Lucy unnötige Worte vermieden. Wenn ihr geschiedener Mann den Jungen abholen kam, wechselte man einige gestelzte Sätze. Was eben nötig schien, um die Modalitäten der Rückgabe zu besprechen. Als Lucy Corliss ihrem Mann an diesem Abend in die Augen sah, gewährte sie so etwas wie männliche Reife, eine Eigenschaft, die sie während der Ehe mit ihm bitterlich vermißt hatte. Das Alter? Nein, daran lag es wohl nicht. Er schien eigentlich kaum älter geworden. Kaum Falten. Das Haar war voll.

»Kann ich reinkommen?«

Lucy machte einen Schritt zurück. Sie geriet ins Stolpern und entschuldigte sich. »Tut mir leid. Komm rein.« Sie hielt ihm die Tür auf.

Er trat ein und wurde von Mrs. Willis begrüßt. Wie geht es immer. Es ist schon spät. Ich bin ganz sicher, daß... Und was der Allgemeinsätze mehr sind. Mrs. Willis verabschiedete sich. Und dann waren die beiden mit sich und ihren Sorgen allein. Ein gespanntes Schweigen erfüllte den Raum.

Jim Corliss sah sich im Wohnzimmer um. Ein scheues Lächeln erschien in seinen Mundwinkeln. »Habe ich dir schon gesagt, daß du diesen Raum sehr gemütlich eingerichtet hast? Das Zimmer ist wie du. Hübsch, warm und sauber.«

Sie antwortete mit einem gezwungenen Lächeln. Dann nahm

sie in einem Sessel Platz, der ihr die größtmögliche Entfernung zu ihrem Exmann bot. Er sieht immer noch gut aus, dachte sie. Sie verdrängte den Gedanken. Sie erzählte ihm, daß Randy nicht aus der Schule heimgekehrt war. Schlimmer noch, er war überhaupt nicht in der Schule gewesen. »Sie haben ihn gekidnappt, Jim.«

»Letzten Sommer ist er weggelaufen. Wie kommst du darauf, daß er jetzt gekidnappt worden ist?«

»Letzten Sommer, das war ganz etwas anderes. Er ist mitten in der Nacht verschwunden, nach der Sache mit dem Sohn von Mrs. Semple. Aber heute morgen war gar nichts, Jim. Er hatte überhaupt keinen Grund, wegzulaufen, verstehst du? Ich hätte das bestimmt bemerkt. Aber er hat sich beim Frühstück völlig normal benommen.« Sie sah ihm in die Augen. »Er ist entführt worden, Jim. Frag mich nicht, warum ich so sicher bin, aber ich weiß ganz einfach, Randy ist nicht weggelaufen. Jemand hat ihn sich geholt.« Ihre Augen wurden zu Schlitzern. »Und ich bin noch immer nicht sicher, ob du dahintersteckst.«

»O mein Gott«, stöhnte Jim Corliss. Der Ernst der Lage begann sich vor ihm aufzutun wie ein unauslotbarer Abgrund.

»Es wäre genau deine Masche, Jim. Den Jungen zu entführen und ihn irgendwo zu verstecken. Wenn du das getan hast, dann schwöre ich dir, ich werde...«

»Ich hab's nicht getan«, sagte er mit ehrlicher Entrüstung. »Lucy, so etwas würde ich einfach nicht übers Herz bringen. Paß mal auf, wir rufen jetzt noch einmal die Polizei an. Die müssen in einem solchen Fall doch eine Vermisstenmeldung entgegennehmen. Schließlich hat den Jungen seit heute früh niemand mehr gesehen.« »Sie haben mir gesagt, vor vierundzwanzig Stunden können sie nichts tun.«

»Vierundzwanzig Stunden? Mein Gott, es ist doch kein Erwachsener, der da verschwunden ist. Der Junge ist erst neun! Vielleicht hat er sich verirrt. Oder er hat sich ein Bein gebrochen.« Jim sprang auf und stürmte in die Küche. Sie

hörte, wie er wählte. Seine Stimme schwoll an, steigerte sich zum Schreien, verebbte wieder. Sie konnte nicht verstehen, was er sagte. Schließlich kam er ins Wohnzimmer zurück.

»Sie schicken einen Beamten her«, sagte er. »Sie werden den Fall aufnehmen, aber der Beamte sagt, er ist ziemlich sicher, der Junge ist ganz einfach weggelaufen.« Er verstummte.

»Und das bedeutet?«

Er mied ihren Blick. »Ich weiß nicht, Lucy. Es gibt viele Kinder, die von zu Hause weglaufen. Früher taten sie das, wenn sie zwölf oder fünfzehn waren. Heute schon mit acht oder zehn. Der Beamte sagt, wenn Jim etwas älter wäre, dann wären die Chancen gering, daß wir ihn je wiedersehen. Auch wenn ihm nichts passiert, solche Kinder kommen nur zurück, wenn sie selbst wollen.«

»Ich verstehe nicht, was der Beamte damit sagen will.«

»Er will damit sagen, daß die Ausreißer sich unterschiedlich verhalten, je nach ihrem Alter. Die älteren verschwinden und bleiben weg. Jungen im Alter von Randy, die verlieren oft nach ein oder zwei Tagen den Mut. Sie stellen sich dann der Polizei.«

»Und wenn Randy nicht von sich aus zur Polizei geht?« fragte sie ruhig.

»Ich weiß nicht, was dann ist. Der Beamte sagte, daß sie im gegebenen Fall nach ihm fahnden werden. Sie werden die ganze Gegend durchkämmen. Er hat aber auch gesagt, daß das meistens nicht viel bringt. Wenn ihm etwas zugestoßen ist, dann - dann wird er irgendwann durch Zufall gefunden.«

»Wenn ihm etwas zugestoßen ist...«, sagte sie leise. »Du willst sagen, wenn er tot ist.« Der Blick aus ihren Augen war so kalt, daß es ihm die Sprache verschlug. Er nickte.

»Aber er ist nicht tot«, sagte Lucy. »Ich weiß, daß er nicht tot ist.«

Jim mußte schlucken. Es gab noch eine Möglichkeit, auf die der Beamte hingewiesen hatte. »Er hat gesagt, vielleicht ist der

Junge nach Boston gefahren.« Er ließ es bei der vagen Anspielung. Die Polizei konnte Lucy immer noch erklären, welche Gefahren auf einen Jungen wie Randy in Boston lauerten.

5

Während sich Jim und Lucy Corliss den Kopf zerbrachen über den Verbleib ihres Sohnes, versuchten Steve und Sally Montgomery über den Tod ihres Babys hinwegzukommen. Nach der Unterredung mit Dr. Malone war Sally in ein merkwürdiges Schweigen verfallen. Steve hatte ein paarmal angesetzt, um die Mauer zu überwinden, die sich aufzubauen schien. Vergeblich. Sie schien gar nicht zu hören, was er sagte.

Steve hatte stundenlang mit Jason zusammengesessen. Er hatte versucht, dem Jungen den Tod seiner Schwester zu erklären. Jason hatte ihm ruhig zugehört, mit einem neugierigen Blinzeln, den Kopf auf die Seite gelegt. Es schien, als habe er sich mit der traurigen Tatsache abgefunden.

In der Tat war es nicht so sehr Julies Tod, der Jason beunruhigte, sondern das Geheimnis, das den Vorfall umgab. Wieder und wieder hatte er seinem Vater dieselbe Frage gestellt. »Wenn das Baby nicht krank war, warum ist es dann gestorben?« Es war eine Frage, auf die Steve keine Antwort wußte. »Niemand kann sagen, warum Julie gestorben ist«, erwiderte er. »Man weiß nur, daß so etwas vorkommt.« »Aber warum Julie? War sie denn ein böses Kind?« »Nein. Julie war ein gutes Kind.«

Jason runzelte die Stirn. »Wenn sie ein gutes Kind war, warum hat Gott sie dann getötet?«

»Ich weiß es nicht, mein Sohn«, sagte Steve. Etwas würgte in seiner Kehle. »Ich weiß es wirklich nicht.« »Wird Gott mich auch töten?«

Steve zog seinen Sohn in die Arme. »Natürlich nicht. Daß Julie gestorben ist, das hat nichts mit uns zu tun. Dir kann nichts passieren.«

»Wieso bist du so sicher?« fragte Jason herausfordernd. Er hatte sich aus der Umarmung des Vaters freigemacht. Steve stand auf und breitete die Decke über die Schulter seines

Sohnes.

»Ich kann dir nicht mehr sagen, als ich weiß«, sagte er müde.

»Du mußt jetzt schlafen, ja?«

»Okay«, sagte Jason. Sein Blick wanderte in die Ecke, wo das Meerschweinchen Fred in seinem Käfig spielte. »Darf ich Fred heute nacht bei mir behalten?« fragte er.

Steve lächelte. »Aber sicher.« Er ging in die Zimmerecke, hob den Käfig hoch und trug ihn an Jasons Bett. Fred spazierte am Gitter entlang und betrachtete die neue Umgebung. Schließlich vergrub er die Nase in einer Hautfalte. Er schien zu schlafen. »Und das solltest du jetzt auch tun«, sagte Steve. »Du steckst die Nase ins Kissen und schläfst.« Er gab ihm einen Gutenachtkuß. Dann löschte er das Licht und verließ den Raum.

Als er ins Wohnzimmer kam, wurde er von seiner Schwiegermutter empfangen. Die beiden führten ein langes Gespräch. Thema war der Tod des Babys. Nachdem er ihr lang und breit erklärt hatte, daß es keine neuen Erkenntnisse gab, schüttelte Phyllis Paine mit Entschiedenheit den Kopf.

»Es will mir einfach nicht einleuchten, daß ein völlig gesundes Kind stirbt, Steve. Es muß eine Ursache geben. Für alles, was geschieht, gibt es einen Grund.«

Aber Steve Montgomery wußte, daß es keinen Grund gab. Jedenfalls waren die Ärzte nicht in der Lage gewesen, die Ursache herauszufinden. Typisch für den Tod, der sich SIDS nannte, war die Tatsache, daß es keine Bakterien, keine Viren gab, die man verantwortlich machen konnte. Der Organismus hörte auf zu atmen, das Leben entwich, ohne daß die Ärzte dem furchtbaren Geschehen Einhalt gebieten konnten. Es war etwas, womit sich die Überlebenden abzufinden hatten. Ich muß aufhören, darüber nachzugrübeln, nahm Steve sich vor. Ich muß irgendwie über die Sache hinwegkommen. Selbst wenn ich zu diesem Zweck Julie aus meinem Gedächtnis verbannen muß.

»Das Leben geht weiter.«

Es war Dr. Malone, der diese Feststellung am Ende seiner Erklärungen formuliert hatte. Und Steve spürte, daß er recht hatte. Aber warum tat ihm der Verlust dann noch so weh? Warum war da dieses Gefühl von Kälte und Tod in seinem Herzen, dieser wahnwitzige Wunsch, sich mit Julie ins Grab zu legen? Nein, er durfte nicht zulassen, daß seine Gedanken sich weiter in diese Richtung verirrten. Er war es Sally und Jason schuldig, daß er gesund blieb. Ich muß meine Frau und meinen Sohn beschützen, dachte er. Aber hatte er es vermocht, seine kleine Tochter vor dem Tod zu bewahren?

Es gelang ihm, den Gedanken an das entsetzliche Ereignis abzukapseln. Von jetzt ab würde es Fächer in seinem Gedächtnis geben, die niemand öffnen durfte. Nicht einmal er selbst.

Er sah Sally an. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden war sie ein anderer Mensch geworden. Der Ausdruck in ihren großen braunen Augen, die er so liebte, hatte sich verändert. Sie hatte jetzt eine Ausstrahlung, die ihm Angst machte.

»Sie ist nicht einfach so gestorben«, sagte sie. Sie schien in eine unwirkliche Ferne zu starren. Sie griff nach seiner Hand. »Es gibt einen Grund, Steve! Wir müssen irgend etwas getan haben, das den Tod herbeigeführt hat.«

Steve zuckte zusammen. Er hatte den gleichen quälenden Gedanken gehabt, aber hatte Sally seine Befürchtungen verschwiegen. Es hatte keinen Zweck, sich in solchen Beschuldigungen zu zerfleischen. »Nein«, sagte er mit fester Stimme. »Du irrst dich, Sally. Wir haben Julie liebgehabt, beide. Wir haben dem Kind alle Sorgfalt zukommen lassen, die überhaupt möglich war.«

»Haben wir das wirklich?« Sallys Stimme klang bitter. »Seien wir doch ehrlich mit uns selbst, Steve! Du weißt so gut wie ich, daß Julie kein Wunschkind war. Wir wollten das Kind sogar abtreiben. Wir wollten nur ein Kind haben, das war uns

genug. Da war Jason. Er war etwas früher gekommen, als wir wollten, aber gut, er war das erste Kind. Danach ist irgend etwas schiefgelaufen. Ich hatte eine zweite Schwangerschaft. Julie kam zur Welt, obwohl wir dieses Kind nicht wollten. Jetzt ist sie tot.«

Er war bleich geworden. Seine Hände zitterten. »Was sagst du da, Sally?« flüsterte er. »Glaubst du allen Ernstes, wir hätten Julie getötet?«

Sally weinte. »Ich weiß es nicht, Steve«, schluchzte sie. »Ich weiß nur, daß kein Kind ohne Grund stirbt.«

»Du irrst dich«, widersprach er ihr. »Dr. Malone hat gesagt...«

»Es interessiert mich nicht, was Dr. Malone sagt!« schnitt sie ihm das Wort ab. »Es gibt einen Grund für Julies Tod, und wir müssen ihn herausfinden.«

Sie lief aus dem Zimmer. Er hörte sie die Treppe hinaufstapfen.

Er folgte ihr wenig später. Sally hatte sich bereits zu Bett gelegt. Schweigend zog er sich aus. Er legte sich zu ihr. Dann griff er hinter sich und knipste die Nachttischlampe aus. Erst als er ihre Tränen auf seinen Wangen spürte, wurde er gewahr, daß sie weinte. Er umfing sie mit seinen Armen.

Es war das erste Mal in all den Jahren ihrer Ehe, daß sie sich seiner Umarmung entzog.

Jason war noch wach. Er starrte an die Zimmerdecke und lauschte der Stille der Nacht. Wie das Leben im Haus wohl weitergehen würde? Ob sich alles wieder einspielt?

Es gefiel ihm nicht, daß Mutter jetzt so oft weinte. Vor gestern abend hatte er sie nie weinen gesehen.

Er hatte sich erschrocken, als er sie dastehen sah, Julie im Arm, tränenüberströmt. Sonst hatte sie immer gelacht, wenn sie Julie in die Arme nahm.

Zuerst hatte er gemeint, sie hätte herausgefunden, was er mit

Julie getan hatte. Sie ist mir böse, dachte er. Aber dann stellte sich heraus, das war nicht der Grund. Sie weinte, weil Julie tot war.

Das Baby hatte geschlafen. Er kannte das Geräusch. Jenes leise, aber regelmäßige Schnaufen. Mutter atmete so, wenn sie erkältet war. Er hatte sich zu dem Baby hinabgebeugt und ihm die Nase mit dem Zipfel des Bettuchs abgewischt.

Das konnte ihr ja wohl nicht wehgetan haben.

Immerhin hatte es genügt, um sie aufzuwecken. Das Baby hatte zu schreien begonnen.

Und dann hatte er ihm die Decke über den Kopf gezogen. Nur damit man sie nicht schreien hörte.

Erstickt war das Baby daran nicht. Er hatte die Decke recht bald wieder weggezogen und sie so hingelegt, wie er sie vorgefunden hatte.

Ob das Kind da noch geatmet hatte?

Er versuchte sich zu erinnern.

Er war sicher, ja. Noch jetzt meinte er, den Atem des Baby zu hören, in der Stille des Hauses, obwohl er doch wußte, daß es tot war.

Er versuchte sich zu konzentrieren. Ja, wirklich. Ganz leise Atemzüge waren da. Nicht seine eigenen.

Dann fiel es ihm ein. Das Meerschweinchen. Der Käfig stand unmittelbar neben seinem Bett.

Er stand auf und kniete sich neben den Käfig. Der Atem des Tieres erinnerte ihn an Julie. So hatte sich die Kleine angehört, als sie zu schreien aufhörte.

Das Geräusch war sehr leise, aber es gab keinen Zweifel, es waren Atemzüge.

Er schob die kleine Gittertür des Käfigs auf. Das Tier erwachte und starrte ihn an. Jason streckte die Hand in den Käfig und nahm das Meerschweinchen heraus. Er ging ins Bett zurück, barg das Tier in seiner Armbeuge. Wenig später war es eingeschlafen.

Ich habe Julie nichts getan, dachte er. Wirklich nicht.

Er beschloß, mit Randy über die Sache zu sprechen. Es gab gewisse Ähnlichkeiten. Randy war beschuldigt worden, Billy vom Dach hinuntergestoßen zu haben. Aber das stimmte gar nicht.

Ob man mir Julies Tod anhängen wird? Er dämmerte in den Schlaf hinüber.

Wenn Randy ihn besuchen kam, so nahm er sich vor, würden sie ein Experiment anstellen. Sie würden mit Fred das gleiche tun, was er, Jason, mit Julie getan hatte. Es würde sich herausstellen, ob das Tier das Experiment überlebte.

6

Randy Corliss hatte sich die Bettdecke über den Kopf gezogen. Draußen war die Sonne aufgegangen, ihre Strahlen fielen durch das Fenster. Er fror. Die Erinnerung an die Alpträume war wieder da, die ihn während der ganzen Nacht gequält hatten. Am liebsten wäre er wieder eingeschlafen, um das Gefühl von Verlorenheit abzuschütteln, das ihn seit gestern bedrückte. Er hatte darauf gewartet, daß sein Vater ihn abholen würde. Aber Vater war nicht gekommen.

»Es wird alles wieder gut«, hatte ihn Miß Bown beruhigt. »Mach dir keine Sorgen. Dein Vater hat sehr viel zu tun, er möchte, daß wir uns um dich kümmern.«

»Warum?« hatte Randy gefragt. Ihm war der hohe Zaun aufgefallen, der das Internat umgab. Warum hat mich Vater hierhergebracht. Ein merkwürdiges Gebäude. Wie eine Internatsschule sah es wirklich nicht aus. Die Fenster waren von der Straße nicht einsehbar. Es gab eine Auffahrt, die das Gelände mit der Durchgangsstraße verband. Schließlich gelangte man an ein Tor. Kein Schild, keinerlei Hinweise. Randy erinnerte das Gebäude an ein altes Schloß. Die Fenster in der ersten Etage waren vergittert.

Es gab eine Reihe von Jungen in Randys Alter, aber er hatte noch nicht mit ihnen sprechen können. Gleich zu Anfang hatte ihn Miß Bown in ihr Büro geholt. Sie hatte ihm zu erklären versucht, warum er überhaupt hier war.

»Es ist eine ganz besondere Schule«, sagte sie. »Für besondere Kinder. Für Jungen wie dich, die in der normalen Schule Schwierigkeiten haben.«

»Aber ich hab' doch gar keine Schwierigkeiten«, widersprach ihr Randy.

»Ich meine Schwierigkeiten im Kontakt mit den anderen Kindern«, verbesserte sich Miß Bown. Sie lächelte ihm zu. Sein Mißtrauen schwand. »Es ist nicht einfach für einen Jungen

in deinem Alter, sich in der Schule Freunde zu machen«, fuhr sie fort. »Es gibt viele Jungen, die in diesem Punkt Probleme haben. Es sind besondere Jungen. Wie du.«

»Ich bin was Besonderes?«

»Alle Jungen in unserer Schule sind etwas Besonderes, wenn du sie fragst.« Sie zögerte. »Sie kommen aus Familien wie deiner.«

»Sie meinen, es sind Jungen, wo die Eltern geschieden sind?«

»Genau. Die meisten Jungen, die du hier findest, wollten nicht mehr bei ihrer Mutter leben. Und dann gefiel es ihnen auch nicht mehr in der Schule, wo ihre Mutter sie hineingesteckt hatte. Da haben dann die Väter die Sache in die Hand genommen. Ganz wie in deinem Fall.«

»Aber wo ist Vater?« Randy war wütend, weil die Frau ihm auswich. Ihm war klargeworden, daß er keine klare Antwort von ihr erhalten würde. Das war das Problem mit den Erwachsenen. Bei seinem Vater war es genauso. Wenn er eine Frage nicht beantworten wollte, dann schwieg er einfach. Oder er sagte, das seien Dinge, die er, Randy, noch nicht verstehen konnte. Manchmal tat er auch so, als hätte er die Frage nicht verstanden.

»Möchtest du die anderen Jungen nicht erst einmal kennenlernen?« schlug sie vor. Die Art und Weise, wie sie das Gespräch in eine andere Richtung lenkte, bestätigte seine Befürchtungen.

»Ich möchte meinen Vater sprechen«, sagte er stur. Er hatte auf einem bretharten Stuhl mit hoher Rückenlehne Platz nehmen müssen. Er verschränkte die Arme und starrte Miß Bown feindselig an. »Warum kann ich meinen Vater nicht anrufen? Ich weiß die Büronummer auswendig.«

»Aber dein Vater ist doch gar nicht im Büro. Er hat ein paar Tage auswärts zu tun. Deshalb hat er ja mich geschickt. Er konnte dich nicht selbst herbringen, verstehst du? Aber er wird

nur ein paar Tage fort sein.«

»Wie lange genau?« fragte Randy. Er wand sich ungeduldig auf dem Stuhl hin und her. Eine sanfte Röte überzog sein Gesicht. Die Frau zog die Schreibtischschublade auf. Er sah, wie sie ein Fläschchen mit Tabletten herausnahm. »Was ist das?« fragte Randy.

»Ein Medikament. Ich möchte, daß du das jetzt einnimmst.«

»Ich bin aber nicht krank. Ich nehme nie Medikamente.«

»Das ist doch nur ein Beruhigungsmittel. Ich weiß, daß dir das hier alles sehr merkwürdig vorkommt. Du hast Angst. Dieses Medikament soll dir die Angst nehmen.«

»Was passiert, wenn ich eine solche Tablette nehme?« Randy betrachtete das Fläschchen mit unverhohlenem Mißtrauen. »Schlafe ich dann ein?«

»Aber nein. Nur deine Angst geht weg.«

»Ich nehme das Mittel nicht, Sie können mich nicht dazu zwingen.« Randy saß da, stocksteif, mit verkniffenen Lippen. Sein Blick irrte durch den Raum. Ob es wohl eine Möglichkeit gab, sich der unangenehmen Situation durch die Flucht zu entziehen? Nein, entschied er. Sie befanden sich in einem fensterlosen Büro. Und auf dem Weg zur Tür gab es ein unüberwindbares Hindernis: die Frau.

»Du bleibst hier sitzen, bis du vernünftig wirst«, sagte sie. »Ich überlasse dir die Entscheidung. Entweder du nimmst die Tablette, dann bringe ich dich mit den anderen Jungen zusammen. Oder du setzt deinen Dickkopf durch, dann bleibst du hier eingesperrt.« Sie nahm eine Tablette aus dem Fläschchen und legte sie auf die Schreibtischplatte. Dann holte sie einen Ordner hervor und begann darin zu blättern. Fünf Minuten verstrichen.

»Sie sagen, ich werde wirklich nicht davon einschlafen?« Er war an den Schreibtisch getreten und beäugte die Tablette, als wäre es ein gefährliches Insekt.

»Wirklich nicht.« Die Frau war aufgestanden und zum

Trinkwasserautomaten gegangen. Sie füllte ein Glas, ohne Randy aus den Augen zu lassen.

Sie reichte ihm das Glas und beobachtete ihn aus nächster Nähe, wie er die Tablette nahm. Er spülte mit ein paar kräftigen Schlucken nach. Zehn Minuten waren vergangen, als Randy ruhiger wurde. Sie hieß ihn aufstehen und begleitete ihn zu den anderen Jungen, zu seinen Schulkameraden.

Es waren fünf. Sie empfingen ihn in abwartender Haltung. Er hätte sich nicht gewundert, wenn sie sich auf ihn gestürzt und eine Rauferei vom Zaun gebrochen hätten. Aber das taten sie nicht.

Sie warteten, bis Miß Bown gegangen war. Es war dann ein Junge namens Peter Williams, der die erste Frage an den Neuankömmling richtete. »Hat sie dir auch eine Tablette gegeben?«

»Hat sie«, bestätigte Randy. »Was sind das für Tabletten?«

»Vermutlich Valium«, sagte einer der Jungen. »Meine Mutter hat das immer genommen, wenn sie nervös war.«

»Kriegen wir jeden Tag Tabletten?«

»Nein. Nur am ersten Tag. Nachher braucht man nichts mehr einzunehmen. Warum haben sie dich hergeschickt?«

Randy dachte nach. Als er die Antwort gab, tat er es mit niedergeschlagenem Blick. »Mein Vater hat mich hergeschickt. Ich glaube, er wollte nicht, daß ich weiter bei meiner Mutter lebe.«

Die Jungen tauschten beziehungsreiche Blicke aus. »Yeah«, sagte; Peter schließlich. »Das gleiche wie bei uns allen. Außer Billy, heißt das. Bei ihm war's umgekehrt.«

»Umgekehrt?«

Billy, ein magerer, braunhaariger Junge, vermied es, Randy anzusehen. Es war dann Peter, der für ihn antwortete. »Den hat seine Mutter hergeschickt. Sie wollte ihn unbedingt von seinem Vater wegstreuen. Na ja, ist ja auch egal. Hier ist es jedenfalls schöner als zu Hause.«

Das Gespräch hatte gestern stattgefunden. Inzwischen war Randy nicht mehr so sicher, daß dieses Internat dem Elternhaus vorzuziehen war. Er fühlte sich unendlich einsam. Wenn er zum Fenster hinaussah, ging der Blick auf den hohen Zaun, mit dem das Internatsgelände eingefriedet war. Dahinter begann ein undurchdringlicher Wald. Randy spürte, wie ihm ein kalter Schauer über den Rücken kroch. Er fuhr hoch, als an die Tür geklopft wurde. Die Tür ging auf. Adam Rogers streckte den Kopf herein.

»Zieh dich an, beeil dich. Wenn du nicht in fünf Minuten unten bist, kriegst du kein Frühstück mehr.«

Er kam ins Zimmer und stand dabei, während Randy sich anzog. »Kommst du aus der Gegend?«

»Aus Eastbury«, antwortete Randy. Er band sich die Schuhriemen zu. Der Junge, der vor ihm stand, war jünger als er. Etwas kleiner auch. Ein schneller Sprinter, wie Randy vermutete. »Und du?« fragte Randy. »Wo kommst du her?«

»Aus Georgia, aus dem Süden.«

»Ich weiß, daß Georgia im Süden liegt. Ich bin ja kein Idiot.«

»Das hat ja auch niemand gesagt«, erwiderte Adam. »Ich hab' das nur erwähnt, weil viele Jungen hier keinen blassen Schimmer haben, wo die einzelnen Bundesstaaten liegen.« Er ging zur Tür. »Nun komm schon, wir sind spät dran.« Randy folgte ihm. Sie verließen das Zimmer, gingen den Flur entlang und die Treppe zum Erdgeschoß hinunter. Adam führte ihn in den Speisesaal. Es gab zwei Tische in der Mitte des Raumes. An einem der beiden Tische saßen vier Jungen. Louise Bown hatte an einem Tisch an der Wand Platz genommen. Die beiden zwängten sich an ihr vorbei. »Sie ist so eine Art Herbergsmutter«, flüsterte Adam, nachdem sie Platz genommen hatten. »Das Komische ist, den ganzen Vormittag sagt sie kein Wort. Sitzt nur da und beobachtet uns.«

»Warum?«

»Keine Ahnung. Das ist typisch für dieses Internat. Man wird die ganze Zeit beobachtet, aber sie geben einem keine Anweisungen.«

»Yeah«, sagte Peter Williams und grinste. »Nicht so wie zu Hause, wo man dauernd rumkommandiert wird. Wenn ich an das Theater mit meiner Mutter denke! Tu dies nicht, tu das nicht, du wirst dir wehtun. Sie hat es soweit getrieben, daß ich eines Tages von zu Hause ausgerissen bin. Die Polizei hat mich dann wieder eingefangen, und seitdem war der Ofen natürlich ganz aus.«

Danach hatten die anderen Jungen ausgepackt. Die Geschichte kam Randy irgendwie bekannt vor. Es waren Jungen, die in ihrem Elternhaus sich selbst überlassen waren. Einige hatten ernsthafte Probleme in der Schule gehabt.

»Und wie verbringt man hier den Tag«? erkundigte sich Randy.

»Schule und spielen«, gab Peter zur Antwort. »Aber es gibt nicht so viele Schulstunden wie in einer regulären Schule. Statt dessen jede Menge Sport. Wir lernen boxen und ringen. Meistens lassen sie uns ganz einfach tun, was wir wollen.«

»Wirklich?« vergewisserte sich Randy.

Peter blickte in die Runde. Die Jungen nickten. »Wirklich«, sagte er. »Jedenfalls haben sie uns noch nie irgendwas verboten.« Er hielt inne und dachte nach. »Das einzige, was mir auffällt, ist, sie beobachten uns den ganzen Tag. Als ob sie neugierig wären, was wir mit unserer Zeit anfangen. Sie sprechen kaum mit uns. Außer in der Schule, da geht's eigentlich ganz ähnlich zu wie draußen.«

»Wenn das eine Internatsschule ist«, sagte Randy, »wieso sind wir dann nur sechs Schüler?« Ihm schien, als sei das Haus für Hunderte von Schülern eingerichtet.

Adam Rogers warf einen verstohlenen Blick auf Louise Bown. Dann lehnte er sich zu Randy. »Als ich ankam, waren wir mehr«, flüsterte er. »Zehn.«

»Und was ist aus den anderen geworden?« fragte Randy.
Peter runzelte die Stirn. »Sie sind fort«, sagte er knapp.

»Du meinst, sie sind von ihren Vätern abgeholt worden?«

Der Junge, der Randy gegenüber saß, ein rothaariger Bursche mit Sommersprossen auf der Nase, schüttelte den Kopf. »Nein, Sie...«

»Halt den Mund, Eric«, schnitt ihm Peter das Wort ab. »Du weißt genau, daß wir darüber nicht reden sollen.«

»Worüber sollt ihr nicht reden?« hakte Randy nach.

»Ach, nichts«, sagte Peter.

Randy wandte sich zu Eric. »Worüber sollt ihr nicht reden?« beharrte er. Eric setzte zu einer Erklärung an. Dann verließ ihn der Mut. »Sag's mir, Eric«, bat Randy.

Eric äugte zu Miß Bown hinüber. Sie schien von der Unterhaltung der Jungen nichts wahrzunehmen. Erics Antwort kam so leise, daß Randy sie kaum verstehen konnte.

»Wie soll ich sagen, die Jungen - verschwinden einfach. Ich glaube, sie werden getötet.«

»Sie werden getötet?« stammelte Randy entsetzt.

»Wir wissen darüber nichts Genaues«, schaltete sich Peter ein. »Wir wissen nicht, was mit den anderen geschehen ist.«

»O doch!« flüsterte Eric. Die Verzweiflung spiegelte sich in seinem jungen Gesicht. »Kein Junge bleibt hier länger als ein paar Monate. Wenn sie einen dann abholen, wird man getötet. Wir sind Todeskandidaten, ein jeder von uns.«

»Du hältst jetzt aber wirklich den Mund, Eric«, sagte Peter. »Keiner von uns weiß, was aus David und Kevin geworden ist. Vielleicht sind sie von ihren Vätern abgeholt worden.«

»Das hoffe ich«, sagte Adam Rogers. Er war bleich geworden. »Ich bin jetzt schon sechs Monate hier. Länger als alle andern. Ich hoffe...« Er verstummte. Schweigend beendeten die sechs Jungen ihr Frühstück.

Lucy Corliss saß am Küchentisch und dachte nach. Die ganze Nacht hatte sie wachgelegen, in der Hoffnung, das vertraute Klicken der Wohnungstür zu hören. Wenn Randy wirklich fortgelaufen war, dann würde er heimkehren, sobald es draußen kalt wurde. Und es war ja auch möglich, daß die Polizei den Jungen fand. Jedenfalls hatte dieser Sergeant Bronski ihr versprochen, einen Suchtrupp zusammenzustellen und das Waldstück durchzukämmen, wo Randy sich vor einem Jahr verirrt hatte. Die Chancen, den Jungen in der Dunkelheit zu finden, so hatte Sergeant Bronski hinzugefügt, waren dünn.

Als die Dämmerung heraufkroch, hatte Lucy ihre Hemmungen überwunden und die Polizei angerufen. Nichts. Es gab keine Spur von Randy, hatte der Beamte gesagt. Danach war Lucy in einen Schlaf der Erschöpfung gesunken. Schon eine Stunde später war sie wieder aufgewacht. Sie war in die Küche gegangen. Grübeln. Soll ich noch einmal bei der Polizei anrufen? Sie wußte, wie sinnlos das war. Wenn es Neuigkeiten gab, würde die Polizei sie anrufen.

Als kurz vor neun das Telefon klingelte, war sie so aufgeregt, daß sie beinahe die Kaffeetasse umgestoßen hätte. Sie hastete zum Apparat und riß den Hörer von der Gabel.

»Hallo?«

»Ich bin's, Jim.« Aus seiner Stimme klang die ganze Hoffnungslosigkeit. Sie wußte sofort, daß die Suche erfolglos geblieben war. Trotzdem stellte sie die Frage. »Habt ihr den Jungen gefunden?«

»Nein.«

»O mein Gott, Jim, was soll ich nur tun? Ich komme mir so ausgeliefert vor. Ich wage gar nicht zu Ende zu denken, was...« Sie kämpfte mit den Tränen.

»So beruhige dich doch«, kam es aus dem Apparat. »Noch wissen wir nicht, ob dem Jungen etwas passiert ist.« Ein paar Sekunden vergingen. »Gehst du heute nicht zur Arbeit?«

»Zur Arbeit?« Lucy Corliss spürte, wie sie ein Gefühl von

Panik überkam. »Ich kann doch in diesem Zustand nicht zur Arbeit gehen! Mein Sohn ist verschwunden. Glaubst du, ich könnte jetzt einen vernünftigen Gedanken fassen?« Sie fingerte an der Zigarettenpackung. Es gelang ihr, sich eine Zigarette anzuzünden, ohne den Hörer aus der Hand zu legen. Nachdem sie ein paar Züge geraucht hatte, wurde sie ruhiger.

»Ich hab' das nicht so gemeint«, hörte sie Jim sagen. »Ich wollte nur sagen, du kannst in dieser Situation nichts bewirken, wenn du dich zu Hause verkriechst und durchdrehst. Damit tust du weder dir noch Randy einen Gefallen.«

»Du hast gut reden«, giftete sie sich. »Du hast dich neun Jahre lang weder um den Jungen noch um mich gekümmert, und jetzt kommst du und willst mir erzählen, was gut für ihn und für mich ist. War es etwa gut für Randy, daß du mich damals mit dem Kind hast sitzenlassen?«

Wenn er verletzt war, dann ließ er es sich nicht merken. »Mach, was du willst«, sagte er in ruhigem Ton. »Ich bleibe mit der Polizei in Verbindung. Das ist alles, was man in diesem Augenblick tun kann. Okay?«

Lucy nahm einen tiefen Zug aus ihrer Zigarette und nickte, obwohl ihr bewußt war, daß er sie nicht sehen konnte. »Okay. Aber ruf mich an, wenn du irgend etwas erfährst. Versprichst du mir das?«

»Versprochen.« Ein langes Schweigen folgte. »Lucy? Ist dir nicht wohl? Soll ich rüberkommen?«

»Nein. Ich möchte auf keinen Fall, daß du kommst.« »Verstanden«, sagte Jim. Sie mußte lächeln. *Verstanden*, das hatte er immer gesagt, wenn sie in Streit geraten waren und wenn er sich entschuldigen wollte. »Wenn du Hilfe brauchst, ruf mich an.« Es klickte. Er hatte aufgelegt. Lucy Corliss goß sich eine zweite Tasse Kaffee ein.

Jim hat recht, dachte sie. Es hat keinen Zweck, wenn ich zu Hause rumsitze und mir den Kopf zerbreche. Sie stellte das Geschirr weg und ging ins Schlafzimmer, um sich anzuziehen.

Sally Montgomery betrachtete sich im Spiegel. Sie war von einer Kühle umfungen, gegen die selbst die Strahlen der Frühlingssonne machtlos blieben. Wie hager ich aussehe, dachte sie. Die Frau im Spiegel hielt ihren Leib umfungen. Das Gesicht wirkte entstellt, trotz des mit großer Sorgfalt aufgebrauchten Make-up. Der Tag, der vor ihr lag, schien ihr wie ein dunkles Zimmer, vor dessen Betreten sie sich fürchtete.

Unwirklich die Geräusche, die aus der Küche drangen. Eigentlich hätte sie es sein müssen, die dort mit Tellern und Tassen hantierte, die sich beim Frühstück mit Steve und Jason unterhielt. Statt dessen hatte ihre Mutter die Regie übernommen. Sally hörte, wie die gläserne Kaffeekanne auf den Herd gestellt wurde. Das Geräusch der Pfanne war zu erkennen, als der Pfannenboden mit dem Metall der Spüle zusammenkam.

Sie ging zum Schrank. Was werde ich heute anziehen? Ein schwarzes Kleid hatte sie nicht. Sie hatte nie eines besessen. Vielleicht ein dunkelblaues? Ihre Hand zitterte, als sie das Kleid vom Bügel streifte. Das Kleidungsstück verfang sich mit einer Schlaufe. Statt die Schlaufe auszuhaken, riß Sally so lange, bis die Naht nachgab. Das Geräusch schnitt wie ein Messer in ihre Gedanken. Sie war den Tränen nahe. Ich darf nicht weinen, dachte sie. Nicht jetzt. Nicht über eine gerissene Naht. Später werde ich weinen. Wenn ich einen Grund dazu habe. Sie starrte auf die gekräuselten Fäden am Futter ihres Kleides.

Sie wollte gerade eine Bluse herausnehmen, als ihr Blick auf Julies Foto fiel. Der Gesichtsausdruck lag irgendwo zwischen Lachen und Wut. Das Bild schien sich über sie lustig zu machen. Zugleich empfand Sally den Vorwurf, der in den Augen des Kindes lag. Jetzt konnte sie ihre Tränen nicht länger zurückhalten. Sie wankte zu ihrem Bett, vergrub das Gesicht in den Händen und schluchzte.

So fand sie Steve, als er wenig später das Zimmer betrat. Er

blieb stehen und betrachtete sie mit stillem Bedauern. Nicht nur, daß es ihm wehtat, sie leiden zu sehen. Er wußte auch und litt darunter, daß er ihr nicht helfen konnte. Er durchquerte den Raum und setzte sich auf die Bettkante. »Liebling, wie kann ich dir...« Er ließ den Satz unvollendet.

»Wie du mir helfen kannst, Steve?« Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht. Ich habe gerade das Bild der Kleinen angesehen, und alles war wieder da, verstehst du? Sie hat mich angeschaut, als wollte sie fragen, warum wir ihr das angetan haben. Ob das alles vielleicht nur ein Spiel sei.«

Steve hielt seine Frau umfangen. Es gab nichts, was er ihr hätte antworten können. Er spürte, wie sie sich aus seinen Armen freimachte. Sie stand auf. »Ich werde mich jetzt anziehen«, sagte sie gefaßt. »Ich komm' dann gleich hinunter zum Frühstück.« Sie hatte sich von ihm abgewandt. »Man muß wohl alles nehmen, wie es kommt. Ich werd's schon schaffen.« Sie holte tief Luft, ging zum Schrank zurück und achtete darauf, daß ihr Blick nicht zu Julies Foto abirrte. Sie nahm eine Seidenbluse aus der Schublade. Er sah ihr nach, wie sie mit ihren Kleidern im Schlafzimmer verschwand.

Steve stand an den Türrahmen gelehnt. Er betrachtete das Foto seiner kleinen Tochter. Als er Julies Augen nicht länger ertragen konnte, ging er zur Kommode und legte das Foto mit dem Gesicht nach unten auf die Glasplatte. Dann ging er in die Küche, wo er von seinem Sohn erwartet wurde.

Langsam waren sie durch Eastbury gefahren. Sally schaute hinaus, auf die vorüberhuschenden Bürgersteige. Eine merkwürdige Entfremdung war zwischen sie und die Menschen dieses Ortes getreten. Wann habe ich dieses Gefühl schon einmal gehabt? Die Erinnerung kehrte zurück. Es war an dem Tag gewesen, als ihr Vater beerdigt wurde. Sie hatte im Fond eines Wagens gesessen. Die Leute draußen hatten sie erkannt. Man hatte ihr und ihrer Mutter freundlich zugewinkt. Alle schienen zu wissen, daß sie zur Beerdigung fuhren. Jeremiah Paine war ein angesehener Bürger gewesen. Man bewahrte ihm Anhänglichkeit und Respekt über den Tod hinaus.

Eastbury hatte sich verändert. Nicht die Häuser, die Menschen. Was Sally früher am Wesen der Mitbürger als angenehme Zurückhaltung empfunden hatte, war zur unpersönlichen Kühle geworden. Die Menschen, die man in den Straßen sah, hatten neue Gesichter. Gesichter, die nach der gleichen Form geprägt zu sein schienen. Eine neue Rasse, dachte sie bitter. Eine Rasse ohne Herz, ohne Lebenskraft. Sie sah auf, als Steve den Wagen auf den Parkplatz am Friedhof der First Presbyterian Church lenkte. Ob ich wohl auch schon bin wie die Menschen in Eastbury? dachte sie. Habe auch ich ein Herz aus Eis?

Wenig später standen sie auf dem Friedhof, wo auch Sallys Vater beigesetzt worden war. Eines Tages werde auch ich hier liegen. Sally Montgomery spürte, wie sie von einem kalten Hauch eingehüllt wurde, der aus einer anderen Welt zu kommen schien. Es war ein warmer Tag. Trotzdem dieses Gefühl, von Eis umschlossen zu sein. Nur wenige Menschen hatten sich an dem kleinen Grab versammelt, das für das Kind ausgehoben worden war. Die Freunde, so schien es, waren ganz einfach unfähig, das Unglück zu begreifen, das aus

heiterem Himmel über diese Familie gekommen war. Sie können es ebenso wenig verstehen wie ich, dachte Sally. Und deshalb kommen sie auch nicht zu Julies Begräbnis. Man ging zu einer Beerdigung, um den Tod eines Menschen zu betrauern, den man seit Jahren kannte. Man tröstet die Angehörigen. Aber was sagte man zu einer Mutter, die ihr Kind verloren hatte?

Es gab Formeln, die beim Begräbnis eines Kranken gesagt wurden. »Der Tod hat ihn erlöst. Es war vielleicht besser so.«

Starb ein Mensch in der Fülle seines Lebens, dann sagte man: »Er hat einen schönen Tod gehabt. Keine Schmerzen...«

Und wenn jemand das Dahinscheiden seiner Mutter zu betrauern hatte, dann sagte man: »Ich weiß, wie sehr du sie vermissen wirst.« Was aber sagte man, wenn ein sechs Monate altes Baby gestorben war? Es gab einfach keinen Trost, den man den Eltern in einem solchen Fall spenden konnte. Und das war, wie Sally meinte, der Grund, warum kaum jemand ihrer Freunde und Bekannten zur Beerdigung erschienen war.

Sie stand da, sah zu, wie der kleine Sarg ins Erdreich gesenkt wurde. Der Priester vertraute Julie Montgomery der Obhut des Herrn an. Und dann sah Sally sich selbst mit hölzernen Schritten ans Grab treten und die erste Schaufel Erde hinabwerfen. Sie wandte sich zum Gehen.

Dr. Wiseman stand nur wenige Schritte von ihr entfernt. Sie hatte ihn nicht bemerkt. Er sah ihr nach, wie sie langsam den Weg entlangging. Warum bin ich zu dieser Beerdigung gekommen? dachte er. Es war ungewöhnlich, daß er zu einer Beisetzung ging. Vor allem nicht, wenn es sich um ehemalige Patienten handelte. Am Grab eines Patienten zu stehen, das erinnerte einen immer sehr daran, wie wenig man als Arzt für die Menschen tun konnte.

Allerdings, die kleine Julie Montgomery war nicht seine Patientin gewesen. Er hatte die Mutter behandelt, während der Schwangerschaft. Und die war noch am Leben. Er selbst war es

gewesen, der Sally einst auf die Welt befördert hatte, er hatte ihre Mutter entbunden. Später dann war sie seine Patientin gewesen, bei der Geburt der beiden Kinder. Mit den Jahren hatte er für diese Frau so etwas wie väterliche Gefühle empfunden. Sie war schon etwas Besonderes, diese Sally Montgomery.

Das war wohl der Grund, warum er von seiner Regel, Begräbnisse zu meiden, abgegangen war. Inzwischen bedauerte er seinen Entschluß. Es genügte ja nicht, daß man am Grab erschien. Man mußte auch mit den Trauernden sprechen. Dr. Wiseman wußte, daß ihm die Worte für Sally Montgomery nicht leicht über die Lippen kommen würden. Das war sonst anders. Wenn er mit einer trauernden Familie sprach, dann wußte er, was er zu sagen hatte. Hier aber lag ein Fall vor, der sich jenseits aller ärztlichen Erfahrung ereignet hatte. Er verließ das Grab und folgte der kleiner werdenden Gestalt.

Sally hatte fast den Wagen erreicht, als sie eine Hand auf ihrer Schulter spürte.

»Sally, ich wollte Ihnen sagen...«

»Es ist lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind, Dr. Wiseman.«

»Ich weiß, was Sie jetzt durchmachen, Sally. Ich bin gekommen, um...«

Sally hob den Blick. Sie sah ihm in die Augen. »Sie wissen, was ich durchmache, sagen Sie?« Plötzlich spürte sie, wie der Zorn von ihr Besitz ergriff. Warum fand er nicht die rechten Worte, um sie zu trösten? Er war doch Arzt, *ihr* Arzt. Es gehörte einfach dazu, daß so ein Mann wußte, was man zu den Angehörigen sagte. »Wissen Sie wirklich, was eine Mutter durchmacht, wenn ihr Kind stirbt? Was eine Mutter empfindet, wenn sie nicht einmal weiß, woran ihr Kind gestorben ist?«

Die Anschuldigung traf ihn wie ein Schlag. Er blickte sich um, als suchte er nach dem schnellsten Weg, um ihren Fragen zu entinnen. Als er sich wieder umwandte, stellte er fest, daß

ihr Blick immer noch auf ihn gerichtet war. »Natürlich kann ich nicht nachempfinden, was Sie in diesem Augenblick fühlen, Sally«, sagte er. »Ich will nur sagen, ich kann Ihren Schmerz so gut verstehen.« Sie hörte ihm nicht mehr zu. Sie schien auf jemanden zu warten. Ihre Augen suchten den Friedhof ab. Wie Dr. Wiseman vermutete, wartete sie auf Steve, ihren Mann. »Ich weiß, wie weh das tut, Sally, glauben Sie mir. Wir Ärzte werden oft mit dem Tod konfrontiert, aber man gewöhnt sich nicht daran. Es ist jedes Mal ein schmerzlicher Schnitt. Besonders in einem Fall wie Julie...«

»Wie bei Julie?« echote sie.

Er dachte nach, suchte nach Worten, die sie nicht verletzen würden. »Wir Ärzte lernen dazu, Sally. Jedes Jahr lernen wir ein bißchen dazu. Ich weiß, das macht Ihre Julie nicht wieder lebendig, aber eines Tages werden wir wissen, was der Erreger von SIDS ist.«

»Julie ist nicht an SIDS gestorben«, sagte Sally. »Dem Kind ist etwas - zugestoßen.« Ihre Stimme wurde schrill. »Ich weiß nicht, was es war«, fuhr sie fort, »aber ich werde es herausfinden. Jedenfalls war es nicht SIDS. Julie war kerngesund.«

Er ließ ihre Worte über sich ergehen wie einen Regenguß, den man nicht abwehren konnte. Es war ein Fehler gewesen, zu der Beerdigung zu gehen. Es war ein Fehler gewesen, mit Sally Montgomery zu sprechen. Dabei stand das Schlimmste dieser Frau noch bevor. Erst in den Wochen, die nun folgten, würde ihr klarwerden, was der Verlust des Kindes bedeutete. Er war froh, als Steve Montgomery zu ihnen trat. Er hielt Jason an der Hand. Neben ihm ging Sallys Mutter.

»Sally, ist dir nicht gut?« Jetzt hatte auch Steve das Flackern in Sallys Augen bemerkt.

»Fahr mich nach Hause«, flüsterte Sally. Alle Kraft war von ihr gewichen. »Bring mich weg von hier, so schnell wie möglich.« Sie ging auf den geparkten Wagen zu. Steve hatte

ihren Arm ergriffen und stützte sie. Jason lief hinter ihnen her. Sallys Mutter war bei Dr. Wiseman zurückgeblieben. Sie gab sich keine Mühe, ihren Unmut hinter freundlichen Allgemeinplätzen zu verbergen.

»Herr Dr. Wiseman, worüber haben Sie mit meiner Tochter gesprochen?« fragte sie schroff.

Er spürte, wie ihn die Müdigkeit überkam. Er wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. »Über nichts Besonderes, Phyllis. Ich habe ihr nur gesagt, eines Tages werden wir herauskriegen, was es mit SIDS auf sich hat.«

»Und darüber sprechen Sie mit ihr, beim Begräbnis ihres Kindes? Sie kommen zur Beerdigung und unterhalten sich mit meiner Tochter über die Ursachen von Julies Tod?«

Er hatte Mühe, sich zu beherrschen. »Darum ging es nicht, Phyllis. Sie sollten mich gut genug kennen, um zu wissen, daß ich nichts sagen würde, was Ihre Tochter verletzen könnte. Aber wir dürfen bei allem Kummer eines nicht aus den Augen verlieren. Es ist wichtig für Ihre Tochter, daß sie die entstandene Situation bewältigt. Und das kann sie nicht, wenn man alles ausspart, was ihr jetzt im Kopf herumgeht. Ich habe Sally nur meinen Rat und meine Hilfe angeboten, das ist alles.«

Steve Montgomery hatte seine Frau zum Wagen begleitet. Er kam zurück, um seine Schwiegermutter zu holen. »Es gibt eine Hilfe, für die wir Ihnen alle sehr dankbar wären, Dr. Wiseman«, sagte er gereizt. »Wenn Sie das Thema nicht immer wieder aufrühren. Wir möchten das Geschehene vergessen können. Das Kind ist tot, daran kann niemand mehr etwas ändern.«

Brusk wandte er sich ab. Er bot seiner Schwiegermutter den Arm. »Das verstehen Sie doch, Dr. Wiseman«, sagte er im Gehen. So düster, so verbissen hatte der Arzt - Steve hatte seine Frau gelegentlich zur Untersuchung in die Praxis begleitet - den Ehemann seiner Patientin all die Jahre über nicht erlebt. »Das Kind ist nicht mehr auf der Welt. Man kann

nichts machen. Wirklich nichts.« Steve Montgomery hatte den Wagen erreicht. Er half seiner Schwiegermutter beim Einsteigen, dann setzte er sich ans Steuer und schlug die Tür hinter sich zu. Dr. Wiseman sah dem Fahrzeug nach, bis es im Dunst der Mittagshitze verschwunden war. Traurigkeit blieb zurück. Was Sally und ihr Mann gesagt hatten, war dem Arzt nähergegangen, als er zunächst wahrhaben wollte.

Arme Menschen, dachte er. Für Julie war die Tragödie vorüber. Für die Eltern des Kindes hatte sie erst begonnen.

Jason Montgomery hatte die Sandschaufel ergriffen. Mit aller Kraft stieß er sie in die aufgehäufte Erde. Es dauerte eine Stunde, dann hatte er das Rechteck ausgehoben, das die Grundfläche seiner Abenteurerhütte abgeben würde. Er trat einen Schritt zurück, um sein Werk zu betrachten.

Er hatte die Grasnarbe säuberlich ausgestochen und zur Seite geworfen. Gleich nach der Heimkehr von der Beerdigung seiner kleinen Schwester hatte er mit dem Schaufeln angefangen. Niemand war gekommen, um ihn daran zu hindern. Wenn er Glück hatte, konnte er die Erwachsenen vor vollendete Tatsachen stellen. Unwahrscheinlich, daß die Eltern ihn zwingen würden, die Hütte wieder abzureißen. Bis zum Abendessen würde das kleine Bauwerk fertig werden. Keine Hütte eigentlich, sondern ein Erdloch, das er mit einem Rest Wellblech abdecken würde, das er vergangene Woche in der Garage gefunden hatte. Sein Vater hatte ihm von seinem Plan erzählt, das Wellblech zum Bau eines Hühnerstalls zu verwenden. Jason hatte über diese Mitteilung nachgedacht und war zu dem Ergebnis gekommen, daß der Hühnerstall von zweitrangiger Bedeutung war. Sie hatten keine Hühner. Wozu also einen Stall? Zudem konnte die Planke jederzeit wieder von der Erdhöhle entfernt werden. Er würde sie nicht festnageln, sondern an den Kanten mit Erde abdecken. Arbeit machte bei dieser Höhle eigentlich nur das Graben. Schade, dachte er, daß Randy Corliss nicht da war. Der hätte mit anpacken können.

Aber seine Eltern hatten ihm nicht erlaubt, bei Randy anzurufen. So lag die ganze Arbeit allein auf seinen Schultern.

Er nahm die Schaufel und rammte die Spitze in das weiche Erdreich auf dem Grund der Grube. Es gab einen hellen Laut, als sei das Metall auf Stein gekommen. Er legte die Schaufel hin, kniete sich in die Grube und versuchte das Hindernis mit den bloßen Händen zu entfernen.

Als er auf die zersplitterte Flasche stieß, zog er die Hand zurück. Aber es war zu spät. Er hatte sich einen tiefen Schnitt am Zeigefinger der linken Hand zugezogen. Die Flasche, die irgend jemand vor Jahrzehnten im Erdreich vergraben hatte, war ganz gewesen, als er mit der Schaufel darauf stieß. Aber jetzt war die Schnittkante der bauchigen Wandung scharf wie ein Messer. Jason steckte den blutenden Finger in den Mund und begann zu saugen. Es schmeckte wie ein Stück Würfelzucker, das jemand mit Salz bestreut hatte. Er spuckte aus.

Er betrachtete den blutenden Finger aus der Nähe. Das Blut rann in einer breiten Bahn über die Handballen und tropfte von dort in das aufgeworfene Erdreich. Jason quetschte, bis der Strom dicker und kräftiger floß. Irgend jemand hatte ihm einmal erzählt, eine Wunde müßte soviel wie irgend möglich bluten, damit keine Entzündung entstand.

Als die Blutung nach einer Minute nachließ, sah er sich den Schnitt noch einmal aus nächster Nähe an. Die Wunde war etwa eineinhalb Zentimeter lang und ziemlich tief. Er beschloß, ins Badezimmer zu gehen, um sich zu waschen.

Er ging durch die Küche und durchs Speisezimmer. Im Wohnzimmer saßen seine Eltern. Es war nicht gut, wenn sie ihn so sahen. Er wußte, daß sie immer noch um die kleine Julie trauerten. Die Sache mußte ihnen wohl sehr nahe gegangen sein. Jedenfalls wäre es falsch gewesen, sie zu stören und Fragen zu provozieren. Er war entschlossen, die Wunde in eigener Regie zu versorgen. Wenn irgend etwas schief lief,

konnte er immer noch seine Großmutter um Hilfe bitten.

Er huschte die Treppe hinauf, betrat das Bad und begann sich die Hände zu waschen. Er sah, wie das verkrustete Blut und die Lehmreste sich in einem kleinen Strudel zusammenfanden, bevor alles im Abfluß verschwand. Dann ergriff er den verletzten Finger, um noch mehr Blut aus der Wunde zu quetschen.

Es kam kein Blut mehr.

Verwundert hielt er die Hände ans Licht und suchte die Wunde.

Sie war verschwunden.

Er starrte seinen Zeigefinger an. Schließlich gelang es ihm, die schwache Spur einer Narbe zu entdecken. Die Narbe verlief genau dort, wo vor wenigen Augenblicken noch die Wunde zu sehen gewesen war.

Er dachte nach.

Die Wunde hatte stark geblutet.

Und jetzt gab es auf einmal keine Wunde mehr.

War es möglich, daß ein Schnitt so schnell verheilte? Es war nicht das erste Mal, daß er sich eine Verletzung zufügte. Es hatte immer ein paar Tage gedauert, bis er das Heftpflaster abnehmen konnte.

Natürlich konnte niemand sagen, was eigentlich unter einem solchen Heftpflaster vor sich ging. Jedenfalls hatte ihm seine Mutter nie erlaubt, zwischendurch nachzusehen und das Pflaster wieder drauf zukleben.

Vielleicht heilten alle Wunden so schnell.

Vielleicht war der Schnitt auch nicht so tief gewesen, wie es ihm zunächst erschienen war.

Er versuchte sich zu erinnern, ob er überhaupt einen Schmerz empfunden hatte. Ganz im Gegensatz zu den Verletzungen an Knien und Ellbogen, an die er sich von früher erinnerte. Er hatte dann immer einen beißenden, stechenden Schmerz gefühlt. Diesmal war alles anders. Wenn die Wunde

nicht geblutet hätte, sie wäre ihm wohl gar nicht aufgefallen.

Er drehte den Hahn zu, trocknete sich die Hände ab, ging die Treppe hinunter und lief zu seinem Erdloch. Von dem Blut, das ins Erdloch getropft war, war kaum noch etwas zu sehen. Er war in die Betrachtung der kleinen dunklen Flecke vertieft, als er seinen Namen hörte.

Er fuhr herum. Joey Connors stand in der Eingangstür des Nachbarhauses. Sie winkte ihm zu.

»He, Jason, möchtest du nicht rüberkommen und dir die Jungen ansehen?«

»Die Jungen? Was für Jungen?« Die Sache mit der Schnittwunde war auf einmal überhaupt nicht mehr wichtig.

»Daisy hat vorgestern Junge geworfen. Aber meine Mutter hat gesagt, ich darf dich nicht anrufen.«

»Warum denn nicht?« fragte Jason. Er war über den Zaun geklettert, der die beiden Grundstücke voneinander trennte, und ging auf Joey zu.

»Wegen der Sache mit deiner Schwester. Bist du mitgegangen zur Beerdigung?«

»Ja.«

»Wie war's denn?«

Jason legte den Kopf auf die Seite. »Ich weiß nicht. Wie Beerdigungen eben sind.« Und dann: »Läßt du mich mit den Jungen spielen?«

Ein Erwachsener, wäre er Zeuge dieser Unterhaltung geworden, hätte sich gewundert über die Beiläufigkeit, mit der Jason Montgomery den Tod seiner kleinen Schwester hinnahm. Dazu ist zu sagen, daß für ihn alles, was mit Tod zusammenhing, so unwirklich war wie ein Traum oder ein Fernsehfilm. Das Verschwinden der Schwester hatte auf sein tägliches Leben keinen Einfluß. Hätte man ihn gefragt, was am Tage der Beerdigung eigentlich Wichtiges vorgefallen sei, so hätte er vermutlich von seiner Schnittwunde erzählt, die innerhalb von wenigen Minuten abgeheilt war.

Phyllis Paine stand in dem Gästezimmer, das ihr von ihrer Tochter zum Schlafen angewiesen worden war. Sie hatte ihren Koffer gepackt, jetzt drückte sie die Schlösser zu. Sie ließ ihre Blicke suchend durch den Raum streifen. Nein, ich habe wohl nichts vergessen, dachte sie. In Gedanken war sie bereits wieder zu Hause, knüpfte an das geordnete Leben an, das sie führte. Nicht, daß man Phyllis Paine als übertrieben nüchtern oder gar gefühlskalt hätte bezeichnen können. Der Tod ihrer kleinen Enkeltochter hatte sie tief getroffen. Aber sie hatte sich von der Trauer nicht in die Knie zwingen lassen. Sie war ins Haus der Tochter gekommen, hatte die täglichen Pflichten übernommen, mit jener Ruhe, mit dem Ernst, der ihr Wesen ausmachte. Sally hatte sich um gar nichts mehr kümmern müssen. Jetzt aber, nach dem Begräbnis, war es notwendig, daß sie in ihr normales Leben zurückfand. Der Instinkt sagte Phyllis, daß sie ihre Tochter jetzt mit ihren Problemen alleinlassen mußte. Sie verstand sehr gut, was in Sally vorging. Sie hatte das gleiche durchgemacht, als ihr erstes Kind tot zu Welt kam. Damals hatte ihr niemand die Arbeit des Alltags, die Formalitäten, das Einerlei des Haushalts abgenommen. Sie hatte sich durchboxen müssen, hatte sich der Herausforderung gestellt. Sie hatte ihr totes Kind begraben, so wie Sally jetzt ihre tote Tochter ins Grab gelegt und eine Schaufel Erde auf den Sarg geworfen hatte.

Sie nahm ihren Koffer und ging die Treppe hinunter. Sally und Steve saßen im Wohnzimmer.

»Steve, würdest du mir bitte ein Taxi bestellen?«

Sally fuhr herum. In ihren Augen schimmerten die Tränen.

»Ein Taxi, Mutter? Wo möchtest du denn hinfahren?«

»Nach Hause, Sally«, sagte Phyllis Paine. Sie zwang sich zu einer gleichmütigen Miene. Steve betrachtete sie prüfend. Als sich ihre Blicke trafen, nickte sie ihm zu. Er verstand. Nachdem er gegangen war, setzte sie sich zu ihrer Tochter aufs Sofa. Sie ergriff Sally bei der Hand. Schweigen. Es war

Phyllis, die den ersten Satz sprach. »Vergiß, was ich gestern gesagt habe, Kleines.«

Sallys Tränenfluß verebbte. »Was meinst du?«

»Was ich über Julies Tod gesagt habe«, antwortete Phyllis. »Ich habe dir eingeredet, daß es mit Julies Tod etwas Besonderes auf sich hat. Wie dumm von mir.«

Sally schüttelte den Kopf. »Ich verstehe immer noch nicht recht, was du meinst, Mutter.«

»Ich hatte gemeint, daß Julie durch irgendeine äußere Einwirkung gestorben ist, daß ihr etwas zugestoßen sei. Ich weiß jetzt, daß ich mich da in eine unsinnige Theorie verrannt habe. Das Kind ist gestorben, und es ist nicht das einzige Kind, dessen genaue Todesursache man nicht kennt, wir müssen uns damit abfinden.«

»So wie du dich mit dem Tod meines Bruders abgefunden hast, wie?« Sie sprach leise und kühl. Es war ihr Ton, nicht so sehr der Inhalt ihrer Bemerkung, der Phyllis schockierte.

»Wie hast du davon erfahren?«

»Daddy hat's mir erzählt.«

»Dazu hatte er kein Recht.«

»Er hatte sehr wohl das Recht dazu«, widersprach ihr die Tochter. »Er hat mir damals ganz einfach erklärt... Wir haben über dich gesprochen, und er hat mir klargemacht, wie du geworden bist, was du bist.«

»Ich verstehe«, sagte Phyllis. Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen. Es war das erste Mal, daß sie mit ihrer Tochter über den tot geborenen Sohn sprach. »Was Daddy dir damals gesagt hat, hat dir das geholfen, mich und meine Lebensart zu verstehen?«

»Nein«, sagte Sally. Ihre Stimme schien von weit her zu kommen.

»Dann will ich dir erklären, was ich damals empfunden habe«, sagte Phyllis, Sorgfältig wählte sie die Worte, mit denen sie das Geschehen beschreiben würde, das damals, vor dreißig

Jahren, ihr Leben entscheidend verändert hatte. »Ich habe mir im ersten Moment große Vorwürfe gemacht. Ich habe allen Ernstes geglaubt, ich wäre schuld am Tod meines Kindes. Bis die Ärzte mir gesagt haben, daß mich wirklich keine Schuld traf. Es war genauso wie heute, wo du dich mit Selbstvorwürfen wegen Julie quälst. Ich habe nie davon gesprochen, aber damals war ich drauf und dran, Selbstmord zu begehen. Ich weiß nicht mehr, was mich schließlich davon abbrachte. Irgendwie muß ich verstanden haben, daß ich eine Verantwortung gegenüber deinem Vater hatte. Gegenüber ihm, und dann, Jahre später, gegenüber dir. Ich habe dann die Zähne zusammengebissen und weitergemacht. Jeder Tag war ein Kampf. So wie das ganze Leben ein Kampf ist, Sally. Eines Tages wirst du das einsehen, wie ich es habe einsehen müssen. Du mußt nicht darüber nachdenken, was vielleicht einmal aus Julie geworden wäre. Du mußt überhaupt nicht mehr über das Kind nachdenken. Arbeite und lebe, bring hinter dich, was getan werden muß, das ist die beste Methode, um solche Probleme zu bewältigen. Menschen sterben. Das Leben geht weiter. Du und ich, wir leben, wir sind nicht tot. Ich weiß, wie weh dir das alles tut, Sally, aber vergiß nicht, du bist immer noch unter den Lebenden.«

Was ihre Mutter sagte, klang so kalt, so unbeteiligt. Vor Sallys Augen erstand das Bild ihrer Tochter, die schlafend in der Wiege lag. Nein, Julie schlief nicht mehr. Sie war...

Sie lag im Sterben. Und dann fiel der kleine Kopf zur Seite.

Das Kind war tot. Gestorben an was? Und tot für wie lange?

Sally riß die Augen auf. Sie versuchte das Bild aus ihren Gedanken zu verdrängen. Es gelang ihr nicht. Plötzlich bemerkte sie Steve. Er war zurückgekommen und beobachtete sie. Wie lange stand er schon dort? Hatte er mitbekommen, was sie gesagt hatte?

»Deine Mutter hat recht«, hörte sie ihn sagen. Er hatte also doch gelauscht. Sally kam sich auf einmal verraten vor. »Wir

dürfen uns wegen der Sache nicht so gehen lassen, Liebling. Es ist wichtig, daß jeder von uns seine Pflichten wieder ausfüllt.«

»Aber ich brauche...«

»Du brauchst Ordnung in deinem Leben. Du mußt deinen Rhythmus wiederfinden. Und das ist nicht möglich, solange deine Mutter hier ist und dir jeden Handschlag abnimmt, verstehst du das denn nicht?«

Sally rückte von ihrer Mutter ab. »Du möchtest, daß ich Julie vergesse«, sagte sie, zu ihrem Mann gewandt. »Ich soll mich so verhalten, wie Mutter es beim Tod meines Bruders getan hat. Ich soll so tun, als hätte es nie eine Julie gegeben. Aber das kann ich nicht. Ich will es auch nicht. Julie war meine Tochter, Steve. Sie war mein kleines Mädchen, und sie ist durch äußere Einwirkung ums Leben gekommen, davon lasse ich mich nicht abbringen. Ich werde herausfinden, wer an ihrem Tod schuld ist. Das ist meine Pflicht, und diese Pflicht werde ich erfüllen.«

»Aber Sally, du weißt doch selbst...« Er hielt inne, als das Telefon zu läuten begann. Ein paar Sekunden lang blieb sein Blick auf Sally haften. »Armes Kleines«, flüsterte er. Dann eilte er in die Küche, um den Anruf entgegenzunehmen. Sally und ihre Mutter blieben in gespanntem Schweigen zurück. Und dann war Steve wieder da.

»Sally, jemand möchte dich sprechen.«

»Nicht jetzt«, sagte sie ausweichend.

»Du solltest den Anruf schon entgegennehmen, finde ich. Es ist wichtig.«

Sie wollte widersprechen, aber etwas im Gesichtsausdruck ihres Mannes warnte sie. Mit schmerzenden Gliedern stand sie auf und schleppte sich in die Küche.

»Hallo?«

»Spricht dort Mrs. Montgomery? Mein Name ist Lois Petropoulous. Sie kennen mich nicht, aber...«

»Mein Mann sagte mir, Sie hätten mir etwas Wichtiges mitzuteilen«, schnitt Sally der Anruferin das Wort ab. »Ich

muß Ihnen sagen, Ihr Anruf kommt sehr ungelegen.«

»Ich weiß. Es tut mir sehr leid, was mit Ihrem Baby passiert ist. Ich weiß, wie Sie empfinden. Ich habe das gleiche vor einem halben Jahr durchgemacht.«

»Wie bitte?«

»Wir sind eine Gruppe von sechs Ehepaaren, Mrs. Montgomery. Wir treffen uns einmal in der Woche. Jedes Ehepaar hat den Tod eines Kindes zu überwinden, und wir glauben, das ist in der Gruppe besser möglich als allein.«

Sally war unsicher geworden. Was erzählte die Frau da? Eine Gruppe von Ehepaaren, die sich über den Tod ihrer Kinder unterhielten? »Tut mir leid«, sagte sie, »aber ich sehe wirklich nicht, was ich...«

»Bitte, Mrs. Montgomery, legen Sie nicht auf. Hören Sie sich doch erst einmal an, wer wir sind. Wir werden von der SIDS-Stiftung unterstützt. Es gibt eine ganze Reihe von Gruppen wie die unsere, diese Gruppen werden von einer zentralen Stiftung betreut. Wir treffen uns jeden Dienstag, so auch heute abend. Wir würden uns freuen, wenn Sie und Ihr Mann dazukommen.«

Sie mußte sich beherrschen, um die fremde Frau nicht anzuschreien. Warum konnte man sie nicht in Ruhe lassen? Da war schon ihr Mann, der ihr zusetzte. Dann ihre Mutter. Und jetzt mischten sich auch noch wildfremde Leute ein. Sie war entschlossen, das Problem, das durch Julies Tod entstanden war, allein durchzustehen. »Vielen Dank, daß Sie mich anrufen«, sagte sie förmlich, »aber unser Kind ist nicht an SIDS gestorben. Es hätte also wenig Sinn, wenn wir zu Ihrem Treffen kommen.« Sie wartete die Antwort nicht ab, sondern legte auf und ging ins Wohnzimmer zurück. Sie sah durchs Fenster. Vor dem Haus war ein Taxi vorgefahren. Ihre Mutter war aufgestanden. Sally versuchte das Gefühl der Abneigung zu verbergen, das sie auf einmal gegen ihre Mutter und ihren Mann empfand.

»Ich bring' dich raus zum Wagen, Mutter«, bot sie an.

Phyllis Paine ignorierte das Angebot. »Wer hat angerufen?« fragte sie. »Hatte es etwas mit Julie zu tun?«

»Nein, Mutter. Nichts dergleichen.« Sie geleitete ihre Mutter zur Tür »Es tut mir leid, was ich vorhin gesagt habe. Die Sache hat mich mehr mitgenommen als ich dachte, entschuldige bitte. Du hast recht. Das Leben geht weiter. Ich werde schon darüber wegkommen.« Sie gab ihr einen Abschiedskuß. »Mach dir keine Sorgen, alles wird gut werden.«

Sie standen an der Haustür, sahen sich an. Es gab nichts weiter zu sagen. Und dann war Phyllis Paine fort. Sally kehrte zu ihrem Mann zurück.

Er empfing sie mit einem ernsten Blick. »Wir werden zu diesem Treffen gehen, Sally!«

Sie musterte ihn erstaunt. »Wozu das denn? Dort treffen sich doch nur SIDS-Eltern. Wir haben damit doch gar nichts zu tun.«

»Oh, doch, das haben wir«, sagte er ruhig. »Ich gehe hin, und du kommst mit mir. Hast du mich verstanden?«

Die Härte in seiner Stimme traf sie wie ein Peitschenhieb. Vergeblich versuchte sie in seinem Gesicht zu lesen. Noch nie hatte er in diesem Ton mit ihr gesprochen. Es war keine Bitte gewesen, es war ein unmißverständlicher Befehl. Als sie ihm antwortete, tat sie es mit einer Kälte, die ihr selbst fremdartig vorkam. »Also gut. Wir werden hingehen. Obwohl ich das für sinnlos halte.«

Wenige Minuten später stand sie im Kinderzimmer. Sie würde alle Gegenstände entfernen, die sie an Julie erinnerten. Sie zog die Bettwäsche ab, dann faltete sie die zerlegbare Krippe zusammen. Sie durchsuchte den Schrank und die Kommode, nahm die Babysachen heraus. Das meiste waren Kleidungsstücke, die Julie noch nicht getragen hatte. Als letztes entfernte sie das Mobile, das über der Krippe hing. Sie betrachtete die Figuren, mit denen die Drahtbügel ausbalanciert waren, dann ließ sie das ganze Gebilde zögernd in den

Papierkorb sinken.

Alles war verändert.

Ihre Familie war verändert.

Ihr Mann war verändert.

Auch sie selbst war verändert.

Nichts mehr würde je so sein wie vorher.

Sie war entschlossen, dem Beispiel ihrer Mutter nachzueifern. Sie würde die Verantwortung ausfüllen, die auf ihr lag. Sie würde sich zu den Lebenden schlagen, nicht zu den Toten.

Tief in ihrem Herzen war sie trotz alledem überzeugt, daß Julie keines natürlichen Todes gestorben war. Eines Tages würde sie das Rätsel lösen. Als sie mit dem Ausräumen der Babysachen fertig war, blieb sie in der Tür stehen. Ich kann es nicht, dachte sie. Ich werde nie sein können wie meine Mutter.

8

EASTBURY ELEMENTARY SCHOOL stand auf dem Schild, das an der Fassade der Grundschule befestigt war. Das Gebäude duckte sich zwischen einen Hain von Ahornbäumen, als schämte es sich des ungepflegten Rasens und der abblätternden Farbe. Lucy Corliss trat näher. Es machte sie traurig, das Bild von Verfall zu betrachten. Fast schien es, als versuchte sich das Gebäude zwischen den Bäumen zu verbergen, um auf diese Weise dem Abriß zu entgehen.

Sie passierte das Portal. Innen sah es nicht viel besser aus. Düstere Korridore. Es war Dienstag, vier Uhr nachmittags. Kein Laut war zu vernehmen. Lucy Corliss ging mit klappernden Absätzen den Flur entlang. Sie betrat Randys Klassenzimmer.

Harriet Grady, die Lehrerin, wäre beinahe mit ihr zusammengestoßen. Die Frau, Ende Fünfzig, hielt einen Stapel Hefte unter den Arm geklemmt. Offenbar hatte sie noch Arbeiten korrigiert und war jetzt im Begriff, heimzugehen. »Mrs. Corliss«, sagte sie herzlich, »kommen Sie doch bitte herein. Gibt es irgend etwas Neues wegen Randy?«

Lucy ließ ihre Blicke über die schäbigen Wände wandern. Einige Scheiben in dem großen Kästchenfenster auf der Westseite hatten Sprünge. Es gab wohl kein Geld, um neue Scheiben einzusetzen. Sie trat an die Fensterbrüstung und sah auf den leeren Schulhof hinaus. »Ich bin gekommen, um mit Ihnen über Randy zu sprechen«, sagte sie schließlich. »Könnten Sie sich vorstellen, daß Randy weggelaufen ist?«

Die Lehrerin trat zu ihr. Sie berührte Lucys Arm. »Ich weiß es nicht. Es ist heutzutage sehr schwer, ein Kind zu beurteilen. Die Schüler sind alle... wie soll ich sagen, sie sind altklug und fürchterlich unreif zur gleichen Zeit. Ich habe oft den Eindruck, wir wissen wenig von dem, was Kinder denken.«

Lucy zuckte die Schultern. »Was Randy angeht, so ist er ein

verschlossener Junge. Er war so von klein auf an. Ich habe oft gedacht, ich kenne ihn gar nicht richtig. Wahrscheinlich bin ich selbst schuld, weil ich nicht genügend Zeit für ihn aufbringe.«

»Die wichtigsten Bezugspersonen für ein Kind sind und bleiben die Eltern«, sagte Mrs. Grady. In Lucys Ohren klang es wie ein Vorwurf.

»Leider entwickelt sich eine Ehe nicht immer so, wie man es sich zu Beginn erhofft.«

»Die Schuld liegt meist auf beiden Seiten«, stellte die Lehrerin fest.

Lucy betrachtete sie mit demonstrativem Mißbehagen. »Mrs. Grady«, sagte sie kühl, »ich bin nicht gekommen, um mich von Ihnen wegen meiner Ehe beraten zu lassen. Ich möchte mit Ihnen über meinen Sohn sprechen.«

Ihre Blicke trafen sich. Harriet Gradys Gesichtsausdruck war weich geworden. »Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich fürchte, ich benehme mich wie eine verknöcherte alte Dame, die nur noch an den jungen Leuten herumkrittelt. Ich kann mich einfach nicht an die Tatsache gewöhnen, daß die meisten Schüler keinen Vater oder keine Mutter mehr haben, sie leben bei einem Elternteil. Es ist so traurig, das zu sehen. Ich fürchte, das ist auch der Grund, warum manche Kinder in der Schule Schwierigkeiten machen.«

»Wollen Sie damit andeuten, daß Randy Ihnen Schwierigkeiten gemacht hat?«

»Er ist nicht der einzige.« Sie umfing Lucy Corliss mit einem prüfenden Blick und beschloß, die Katze aus dem Sack zu lassen. »Sie wissen vermutlich, daß Randy eines meiner Sorgenkinder ist.«

»Das weiß ich nicht.«

Harriet Grady war zu ihrem Pult zurückgegangen. Sie zog eine Mappe aus der Schublade und faltete sie auf.

»Es hapert mit dem Betragen, in einer Weise, die das Maß des Erträglichen überschreitet.«

»Was soll das heißen?« Lucy versuchte die Mappe an sich zu nehmen. Mrs. Grady entzog sie ihr.

»Das geht nicht«, sagte sie. »Der Inhalt ist nicht für Sie bestimmt.«

Lucy Corliss sah sie verständnislos an. »Nicht für mich bestimmt? Ich will Ihnen mal etwas sagen. Mein Sohn ist verschwunden, und wenn in dieser Mappe irgendwelche Informationen sind, die mir bei der Suche nach ihm nützlich sein können, dann habe ich das Recht, die Mappe einzusehen. Ich bin die Mutter, Mrs. Grady. Ich habe einen Anspruch darauf, alles über meinen Sohn zu erfahren.«

»Ich weiß nicht recht«, wand sich Harriet Grady. »Sie werden verstehen, Mrs. Corliss, in den Schülerakten befinden sich unter anderem ganz persönliche Eintragungen. Ich meine das, was der einzelne Lehrer von dem Schüler hält. Wir lassen uns da nicht gern in die Karten gucken.«

»Aber die anderen Lehrer, die lassen Sie schon in die Akten gucken, nicht wahr?«

»So ist es«, gab Mrs. Grady zu. Sie hatte hinter dem Pult Platz genommen und strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Ich weiß, wie Ihnen zumute ist, Mrs. Corliss. Wie gern würde ich etwas Tröstliches zu Ihnen sagen. Aber ich glaube, wir müssen uns an die Tatsachen halten. Es ist nicht das erste Mal, daß Randy wegläuft.«

»Ich weiß, was Sie meinen«, protestierte Lucy Corliss. »Der Junge wollte damals zu seinem Vater gehen. Er war schließlich nur ein paar Stunden weg.«

»Aber er war verschwunden«, beharrte die Lehrerin. »Er ist weggelaufen, ohne irgend jemandem zu sagen, wohin er geht. Randy hat so etwas Unkontrolliertes an sich. Wie soll ich es Ihnen begreiflich machen, der Junge ist wild.«

»Sie übertreiben«, erwiderte Lucy. »Er ist schließlich erst neun Jahre alt. In diesem Alter können Sie nicht erwarten, daß er gehorcht wie ein Soldat.«

Harriet Grady seufzte. »Wenn Sie mich doch nur verstehen würden. Randy scheint der Ansicht zu sein, daß er sich alles und jedes erlauben kann. Er hat vor nichts Angst und er hat vor niemandem Respekt. Und so etwas führt zu Schwierigkeiten.«

Lucy sah die Lehrerin stirnrunzelnd an. »Zu Schwierigkeiten?«

»Bisher ist nichts Ernsthaftes passiert«, beruhigte sie die Lehrerin. »Aber wir Lehrer fürchten, daß dem Jungen eines Tages etwas zustoßen könnte, weil er so unvorsichtig ist.«

»Daß ihm etwas zustoßen könnte? Würden Sie mir das bitte erklären?«

Harriet Grady saß da und dachte nach, die Fingerspitzen auf der Schülerakte. Sie hob die Hände. Mit einer zögernden Bewegung reichte sie Lucy die Akte. »Sehen Sie sich das einmal an.«

Lucy überflog die engbeschriebenen Seiten. Als sie fertig war, zitterten ihr die Hände. Sie gab der Lehrerin die Akte zurück.

»Ich möchte jetzt von Ihnen genau wissen, was damals vorgefallen ist«, flüsterte sie.

Harriet Grady räusperte sich. »Es war vergangenes Jahr, im September. Die Kinder hatten draußen auf dem Rasen eine Schwarze Witwe gefunden. Wir steckten das Tier in ein Einmachglas. Das Glas stand auf meinem Pult. Ich hatte die Kinder gewarnt, diese Spinne ist giftig. Sie waren alle recht vorsichtig, die meisten trauten sich nicht einmal, das Glas in die Hand zu nehmen. Randy nahm das Glas nicht nur in die Hand, er steckte auch seine Hand hinein.«

»Uni Gottes willen«, flüsterte Lucy. »Und dann?«

»Er hat nach dem Tier getastet, und die Spinne hat versucht zu flüchten. Als sie keinen Ausweg mehr sah, ging sie zum Angriff über. Ich habe versucht, Randy das Glas wegzunehmen, aber dagegen hat er sich mit aller Macht gewehrt. Er hatte überhaupt keine Angst. Die Spinne

faszinierte ihn.«

»Hat das Tier ihn denn nicht gebissen?«

»Gott sei Dank, nein. Ich habe ihm zum Schluß das Glas aus der Hand geschlagen und die Spinne zertreten. Dann habe ich ihn zur Schulschwester gebracht, um ihn untersuchen zu lassen. Auf seiner Hand waren keine Bißmale zu erkennen.

»Wie ist das möglich?«

»Ich weiß es nicht, Mrs. Corliss. Was mich an der Sache so schockiert hat, war seine Uneinsichtigkeit. Er war überhaupt nicht beeindruckt, nicht einmal, als die Schulschwester ihm erklärte, in welcher Gefahr er geschwebt hatte. Er sagte nur, er hätte schon oft mit Spinnen gespielt und sie hätten ihm nie etwas getan.«

Lucy spürte, wie etwas ihre Kehle zuschnürte. »Warum haben Sie mir damals nicht Bescheid gesagt?« fragte sie.

Harriet Grady verzog ihren Mund zu einem frostigen Lächeln. »Wie stellen Sie sich das wohl vor, Mrs. Corliss? Hätte ich Ihnen einen Boten schicken sollen mit einem Brief, worin steht: Liebe Mrs. Corliss, Ihr Sohn Randy ist heute nicht von einer Spinne gebissen worden? Sie hätten mich für verrückt erklärt.«

Lucy schloß die Augen. Sie nickte. »Sie haben recht.« Eine Weile dachte sie über die Bedeutung von Mrs. Gradys Eröffnungen nach. In der Akte des Jungen war eine Reihe von Vorfällen vermerkt, wo Randy beinahe verletzt worden wäre. Aber wirklich passiert war ihm nie etwas. Als sie die Augen öffnete, sah sie den Blick der alten Lehrerin auf sich ruhen.

»Was ich befürchte, Randy hat sich wieder auf eines seiner Abenteuer begeben, und diesmal ist die Falle zugeschlagen.« Die Lehrerin war aufgestanden. Sie brachte sie zur Tür. »Ich bedaure, daß ich Ihnen nicht helfen kann, Mrs. Corliss. Randy hat mir nie gesagt, was er vorhatte. Ich weiß nicht, was ich von dem Ganzen halten soll.« Sie gab ihr die Hand. »Aber ich bin sicher, daß man Randy finden wird. Er hat sich bisher noch aus

jeder Klemme herausgewunden.«

Als Lucy Corliss das Klassenzimmer verlassen hatte, schlug Harriet Grady Randys Akte auf. Ein hoffnungsloser Fall, dachte sie. Wenn es einen Jungen gab, der sein Leben lang Probleme bereiten; und selbst Probleme haben würde, dann er. Sie schlug die Mappe zu, legte sie in den Schreibtisch zurück und verschloß das Fach.

Lucy war am Ende des Flurs angelangt, als ihr Blick auf das Schild ›Krankenschwester‹ fiel. Sie blieb stehen. Dann ging sie auf die Glastür zu und klopfte an.

»Herein!« sagte eine Stimme. Lucy öffnete die Tür und betrat den Raum. Die Schulschwester war in Lucys Alter. Sie trug einen weißgestärkten Schwesternkittel. Als Lucy nähertrat, legte sie das Taschenbuch aus der Hand, in dem sie gelesen hatte. Sie grinste.

»Ich bin nicht im Dienst, wenn Sie das glauben sollten. Ich bin nur hiergeblieben, falls sich ein Kind beim Spielen verletzt. Zur Abwechslung mal eine fleißige Schulschwester.«

Lucy mußte lachen. Die Offenheit der Frau gefiel ihr.

»Ich bin Mrs. Corliss«, sagte sie.

Der Ausdruck der anderen wurde ernst. Sie stand auf. »Wir machen uns alle große Sorgen wegen Randy«, sagte sie. »Kann ich Ihnen in irgendeiner Weise behilflich sein?«

»Schwer zu sagen. Ich wollte einfach einmal mit Ihnen sprechen. Mrs. Grady hat mir den Vorfall mit der Spinne erzählt.«

»Die Schwarze Witwe.« Die Krankenschwester nickte. »Ihr Sohn hat damals großes Glück gehabt.«

»Das sagt Mrs. Grady auch. Sie meint übrigens, Randy ist weggelaufen. Jeder meint das.«

»Außer Ihnen, habe ich recht?« Sie deutete auf einen Stuhl. »Setzen Sie sich doch. Ich bin Annie Oliphant, und ich kenne garantiert alle Witze, wo Elefanten vorkommen.« Ihr Lächeln verschwand. »Ich fürchte, ich werde bei der Suche nach Ihrem

Jungen nicht viel beitragen können, Mrs. Corliss. Ich habe Randy nur sehr sporadisch zu sehen bekommen.« Sie ging zum Aktenschrank, zog eine Schublade auf und suchte die Akte des Jungen heraus.

»Darf ich die Akte sehen, oder ist der Inhalt geheime Verschlusssache?« fragte Lucy sarkastisch.

Annie Oliphant gab ihr die Mappe. »Der Inhalt ist nicht besonders brisant«, sagte sie. »Und was die übrigen Aufzeichnungen anseht, die in der Schule über Ihren Sohn vorliegen, glaube ich nicht, daß Randy ein Sicherheitsrisiko für die Vereinigten Staaten darstellt.« Die Grübchen in ihren Mundwinkeln zuckten. »Die Lehrkräfte in dieser Schule umgeben die einfachsten Sachen mit einem Schleier des Geheimnisses. Ich glaube, das tun sie, um sich interessant zu machen.«

Lucy las die Eintragungen auf Randys Karteikarte. Nichts von Belang. »Sehen Sie irgendeinen Schlüssel für das Verschwinden meines Sohnes?« fragte sie schließlich.

Die Krankenschwester schüttelte den Kopf. »Aus den Unterlagen geht nur hervor, daß er ein geradezu unnatürlich gesundes Kind ist. Wenn alle Schüler so gesund wie Randy wären, müßte ich meinen Job an den Nagel hängen.« Sie nahm ihr die Akte aus der Hand. »Schauen Sie sich das doch nur an. Keine ernsthaften Krankheiten. Keinerlei gesundheitliche Störungen. Keine Verletzungen. Nicht einmal eine Schramme. Mandeln: gesund. Blinddarm: gesund. Sogar die Zähne: gesund. Na ja, die unteren Schneidezähne sind ein bißchen schief gewachsen, aber nicht so schief, daß er eine Spange brauchte. Keine Karies, nicht ein einziges Loch. Wie haben Sie das geschafft, Mrs. Corliss? Ist der Junge bei Ihnen unter einer Glasglocke aufgewachsen?«

Wieder mußte Lucy lachen. »Aber nein. Ich glaube, wir haben mit dem Jungen ganz einfach Glück gehabt. Bis jetzt jedenfalls.« Sie hielt inne, um nachzudenken. Als sie

weetersprach, flüsterte sie. »Ist es wirklich wahr, daß Sie Randy nur selten zu Gesicht bekommen haben?«

Die Schulschwester nickte. »Nur bei der jährlichen Reihenuntersuchung. Wissen Sie, Randy gehört nicht zu den Kindern, denen beim Mittagessen plötzlich schlecht wird. Und auch nicht zu den Raufbolden, die man alle paar Tage verbinden muß.«

Lucy hielt die Mappe hoch. »Könnten Sie mir von dem Inhalt eine Kopie machen?« bat sie.

»Aber gern.« Sie ging voraus, Lucy folgte ihr auf den Flur, wo das Kopiergerät stand. Sie stand dabei, als die Schwester die einzelnen Schriftstücke auf die Glasplatte legte.

»Ich hoffe, Sie können etwas damit anfangen«, sagte die Schwester, als sie fertig war. »Obwohl ich nicht recht sehe, was Ihnen die Aufzeichnungen nützen könnten.« Sie reichte Lucy die Kopien.

»Ich auch nicht«, erwiderte Lucy. Ihre Stimme zitterte. »Vielleicht will ich mich auch nur selbst beruhigen. Daß ich überhaupt etwas unternommen habe, verstehen Sie? Sie können sich gar nicht vorstellen, wie das ist, wenn das eigene Kind verschwunden ist. Man weiß einfach nicht, wo man suchen soll. Ich bin aufs Geratewohl hierher gekommen. Vielleicht, daß in der Schule...« Sie spürte, wie die Tränen kamen.

»Es tut mir so leid um Sie, Mrs. Corliss.« Sie sagte es voller Wärme und Anteilnahme. Sie waren am Portal der Schule angekommen. Mrs. Oliphant blieb stehen. »Es ist eine Folge der Zeit, in der wir leben. Alles geschieht früher, als man es gewohnt ist. Die meisten Kinder sind frühreif. Vor einigen Jahren noch, da liefen höchstens Teenager weg. Heutzutage wollen schon die I-Männchen ausbrechen. Es gibt in allen Altersgruppen das Problem Alkohol und Drogen. Wenn Sie mich fragen: Ich weiß nicht, warum die Kinder so was nehmen.«

»Randy trinkt nicht und er nimmt auch keine Drogen. Und

weggelaufen ist er auch nicht!« Ihre Stimme war schrill geworden. »Dem Jungen ist etwas zugestoßen, und ich werde herausfinden, was.«

Sally stürmte zum Portal hinaus. Sie rannte die Stufen hinunter, riß den Wagenschlag auf und schwang sich hinter das Steuer. Sie konnte die Blicke der Krankenschwester in ihrem Nacken spüren. Sie sah sich nicht um, sondern betätigte den Anlasser, legte den Vorwärtsgang ein und gab Gas.

»Irgend etwas Neues?«

»Nein, leider nicht.«

Jim stand vor der Tür. Lucy ließ drei oder vier Sekunden verstreichen, bevor sie den Weg freigab. Er kam ihr nach ins Wohnzimmer. Ohne Zögern ging er zum Fenster und zog die Vorhänge auf. Das Licht der Abendsonne fiel in den Raum.

»Du lebst ja wie in einer Höhle«, sagte er. »Warum hältst du tagsüber die Vorhänge geschlossen?«

Sie seufzte und ließ sich in einen Sessel fallen. »Ich habe gar nicht gemerkt, daß die Vorhänge noch zugezogen waren. Habe heute morgen vergessen, sie aufzuziehen.«

»Du mußt...«

»Bitte, Jim, keine Belehrungen. Gibt es irgendeine Spur von Randy?«

Jim schüttelte den Kopf. »Nicht die geringste. Die Polizei tut, was in ihrer Macht steht, Lucy, das kannst du glauben. Ich bin bei der Suche nach dem Jungen dabeigewesen. Wir haben die Waldstücke durchkämmt, wo Randy sich letztes Jahr verirrt hat. Wir haben auch mit allen Personen gesprochen, mit denen er auf dem Weg zur Schule Kontakt gehabt haben könnte. Das Komische ist, niemand hat Randy gesehen. Die Polizei wird morgen weitersuchen. Aber dann...« Er hob resigniert die Schultern.

»Du willst sagen, dann werden sie die Suchaktion abbrechen, habe ich recht? Aber es ist doch nur ein hilfloser kleiner Junge, Jim. Sie dürfen die Suche nicht einstellen!«

Er ging zur Hausbar und goß sich einen Drink ein. Sie sah, wie er Sodawasser dazugab. Überraschend viel Sodawasser, wie Lucy fand. »Gibst du mir auch einen Drink?« bat sie.

»Gern.« Er füllte ein Glas mit Whisky und Soda, reichte es ihr und nahm in einem Sessel Platz. »Du mußt das verstehen, Lucy«, sagte er. »Es ist ja nicht so, daß sich die Polizei nicht um die Sache kümmern würde. Sie suchen nach dem Jungen, und sie werden natürlich auch in der Zukunft nach Randy Ausschau halten. Aber sie können nicht die ganze Gegend nach unserem Sohn durchkämmen, es sei denn, daß irgendwelche Anzeichen für eine Entführung auftauchen. Wenn keine Lösegeldforderung eingeht, wird die Polizei davon ausgehen, daß der Junge weggelaufen ist.«

»Aber er ist nicht weggelaufen«, beharrte Lucy. »Frag nicht wieso, aber ich weiß ganz einfach, daß er nicht weggelaufen ist.«

Er nickte ihr zu. »Ich mach' dir einen Vorschlag«, sagte er. »Laß uns zusammen zum Abendessen gehen.«

Sie sah ihn von der Seite an. Ein lauernder Ausdruck war in ihre Augen getreten. »Bevor du dir den Kopf zerbrichst, was dahintersteckt«, sagte er, »es steckt gar nichts dahinter. Lucy, wir haben unseren Sohn verloren, und ich habe niemanden, mit dem ich über das Problem sprechen kann. Niemanden außer dich. Außerdem mache ich mir Sorgen um dich.«

»Um mich?« Sie gab sich keine Mühe, ihre Skepsis zu überspielen.

»Ich weiß, ich weiß. Ich bin ein großer Egoist gewesen, und wahrscheinlich verdiene ich, gerädert und gevierteilt zu werden. Was übrigbleibt, könnte man dann den Geiern zum Fraß vorwerfen. Vielleicht sollte man mich vorher aber noch kielholen oder auf einer einsamen Insel aussetzen.«

»Bis zum Kielholen würde ich sagen, ja.« Sie hielt inne und biß sich auf die Lippen. Wie gern hätte sie ihm geglaubt, daß er die Wahrheit sagte, daß er wirklich nur mit ihr zusammen

essen und sich aussprechen wollte.

Sie bezwang ihr Mißtrauen.

»Gehen wir ins Speckled Hen«, schlug sie vor. Gemeint war ein kleines Restaurant draußen vor der Stadt. Als jungvermähltes Ehepaar waren sie dort oft essen gegangen.

»Das Speckled Hen«, sagte er nachdenklich. »Gibt's das noch?«

»Ich bin letzte Woche draußen gewesen«, sagte Lucy. »Ich hatte dort in der Gegend zu tun. Ich war drauf und dran, zum Mittagessen dazubleiben.«

»Und warum hast du's nicht getan?«

In seinen Augen lag ein Ausdruck, der sie zur Vorsicht zwang. »Ich hab's mir im letzten Augenblick anders überlegt«, sagte sie. Sie hatte ihr Glas geleert und stand auf. »Gehen wir! Ich werde zwar nicht sehr unterhaltsam sein heute abend, aber so oder so, ich muß etwas essen, und ich brauche jemanden, mit dem ich sprechen kann.«

»Und du hast nichts dagegen, daß ich *dieser jemand* bin?«

»Nein. Heute abend nicht.«

Während sie zum Restaurant fuhren, dachte Lucy darüber nach, inwieweit Jim sich eigentlich verändert hatte. Sie ertappte sich einige Male dabei, daß sie ihn aus den Augenwinkeln musterte. Sein Profil war vollkommen. Sein Kinn war stärker geworden.

Aber es waren nicht solche kleinen Veränderungen, die einen anderen Menschen aus ihm gemacht hatten.

Sein Benehmen war anders als früher. Zum erstenmal schien er die Menschen um sich wahrzunehmen. Er schien ihr fester geworden, verlässlicher. Und noch eins. Früher war er recht humorlos gewesen. Das war jetzt anders. Wenn er früher etwas Lustiges gesagt hatte, dann war der Witz immer auf Kosten eines anderen, eines Wehrlosen gegangen. Meist war sie, Lucy, die Zielscheibe seines Spotts gewesen.

»Du bist anders geworden«, hörte sie sich sagen. »Was hat

dich so verändert?«

Wenn ihn die Frage überrascht hatte, so ließ er es sich nicht merken. »Das Leben«, sagte er. »Ich glaube, ich bin es ganz einfach leid, auf die Schnauze zu fallen. Vielleicht war es ganz gut, daß du mich damals rausgeschmissen hast. Ich hatte auf einmal niemanden mehr, an den ich mich anlehnen konnte. Es ist mir gar nichts anderes übriggeblieben, als selbständig zu werden.«

Ein langes Schweigen folgte diesen Worten. Dann waren sie vor dem Restaurant angelangt. Er bog auf den Parkplatz ein.

»Jim?«

Er wandte sich ihr zu. Und wieder war es, als hätte er ihre Gedanken gelesen.

»Du mußt dir keine Sorgen machen wegen mir«, sagte er. »Ich bin durchaus in der Lage, für uns beide zu sorgen. Wir sollten es zumindest miteinander versuchen. Wenn du dann meinst, du kommst besser ohne mich aus, das liegt ganz bei dir. Aber im Augenblick bin ich alles, was du hast. Du kannst dich auf mich verlassen, Lucy. Okay?«

Sie ließ ihren Tränen freien Lauf. Er saß neben ihr und hielt ihre Hand in der seinen.

Das Restaurant hatte sich kaum verändert. Die Erinnerungen an die ersten Monate ihrer Ehe kamen wieder.

Sie sprachen von vergangenen Zeiten, als alles noch gut zwischen ihnen gewesen war. Sie sprachen auch über jene Jahre, wo nichts mehr lief.

Meist schwiegen sie. Ein Fremder, der sie so betrachtete, wäre nicht auf die Idee gekommen, daß hier zwei Menschen miteinander zu Abend aßen, die seit zehn Jahren geschieden waren. Sie sahen aus, wie ein Ehepaar, das Sorgen hat.

Als sie heimfuhren, war zwischen Jim und Lucy so etwas wie Freundschaft entstanden.

Der Abend war schwül. Steve Montgomery hatte das Wagenfenster heruntergeklübelt. Langsam fuhren sie an den dunklen Fassaden der Einfamilienhäuser entlang. »Hier irgendwo müßte es sein«, sagte er, zu Sally gewandt. Er streckte den Kopf zum Fenster hinaus. Die Hausnummern waren kaum zu erkennen. Als ob die Besitzer sie absichtlich so anbrachten, daß sich niemand orientieren konnte.

»Ich verstehe immer noch nicht, warum wir an diesem Treffen teilnehmen«, sagte Sally. Steif und mißmutig saß sie neben ihm. Sie hielt die Arme verschränkt und massierte sich die Haut oberhalb der Ellbogen mit den Fingerspitzen. Steve verlangsamte die Fahrt und hielt an. Er drehte die Zündung ab, zog die Handbremse und wandte sich seiner Frau zu.

»Es kann jedenfalls nichts schaden, wenn wir zu einem solchen Treffen gehen«, sagte er. Als er seine Frau mit einer zutraulichen Geste berühren wollte, entzog sie sich ihm. »Schau doch mal, Sally«, sagte er und gab sich Mühe, keinerlei Ungeduld durchklingen zu lassen, »wir gehen doch gar kein Risiko ein. Wenn wir nicht wollen, brauchen wir keinen Ton zu sagen. Diese Menschen haben das gleiche durchgemacht wie wir. Wenn uns jemand helfen kann, die Situation zu bewältigen, dann solch eine Gruppe.«

Er betrachtete sie prüfend. Immer noch schien sie nicht gewillt, den traurigen Tatsachen ins Auge zu sehen.

Steve ahnte, was in den Gedanken seiner Frau vor sich ging. Immer noch suchte sie nach dem Schlüssel für das Rätsel. Warum hatte Julie sterben müssen? Am Tag nach Julies Tod hatte er Sally im Wohnzimmer bei der Lektüre eines medizinischen Buches angetroffen. Steve war sicher, daß sie nur einen Bruchteil von dem verstand, was auf den reich illustrierten Seiten an Wissen ausgebreitet wurde.

Aber eines war klar. Sie würde nicht aufgeben, bis das Rätsel

gelöst war. Sie suchte nach dem *wirklichen* Grund für Julies Tod.

Steve erinnerte sich an die Nacht vor der Beerdigung. Er hatte sich schlaflos in den Kissen gewälzt. Auch Sally hatte keine Ruhe gefunden. Schließlich war sie aufgestanden. Sie hatte begonnen, das Haus zu inspizieren. Er hörte, wie sie wieder und wieder den Wohnbereich durchquerte. Sie hatte die Tür zu Jasons Zimmer geöffnet. Mehrmals hintereinander. Er wußte auch, warum. Sie wollte sich überzeugen, daß Jason nichts zugestoßen war. Zweimal war Steve ins Wohnzimmer hinuntergegangen. Er hatte versucht, mit ihr zu sprechen. Aber sie hatte ihn nicht einmal angeschaut. Sie kauerte auf dem Sofa, das medizinische Buch auf den Knien, ihre Augen schienen in eine unwirkliche Ferne zu starren.

Auf seine Bitte, mit ihm ins Schlafzimmer zurückzugehen, hatte sie mit der alten Litanei geantwortet. Babys sterben nicht einfach so. Wie Steve hoffte, würde die Begegnung mit anderen SIDS-Eltern seine Frau zur Besinnung bringen. Er stieg aus dem Wagen, ging um die Kühlerhaube herum und öffnete ihr die Tür.

Er geleitete sie zum Haus, dessen Umrisse sich gegen einen violett schimmernden Abendhimmel abzeichneten, und drückte auf die Türklingel. Wenig später wurde die Tür geöffnet. Eine Frau mittleren Alters hieß sie willkommen.

»Sie müssen das Ehepaar Montgomery sein«, sagte sie und lächelte. »Ich freue mich, daß Sie gekommen sind. Wir haben miteinander telefoniert. Mein Name ist Lois Petropoulous.«

Sally und Steve wurden ins Wohnzimmer geführt und den zwölf dort versammelten Personen vorgestellt. Es war, wie Steve fand, eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft. Es gab ein schwarzes Ehepaar. Es gab Orientalen. Es gab zwei Frauen ohne Mann. Ein Ehepaar fiel Steve wegen seiner ärmlichen Kleidung auf. Der Gesichtsausdruck der beiden war verwirrt. Alle Hoffnung war aus den Augen dieses Paares

gewichen. Jedenfalls gab es keinen gemeinsamen Nenner, auf den sich die Menschen bringen ließen. Das einzige, was sie zueinander geführt hatte, so folgerte Steve, war die Tatsache, daß jeder dieser Menschen den Tod eines Kindes zu beklagen hatte. Eines Kindes, das an SIDS gestorben war.

Die Frau hatte ihnen einen Platz auf dem Sofa angewiesen. Sally nahm neben ihrem Mann Platz. Sie saß stocksteif, die Hände im Schoß gefaltet.

»Es gibt in unserer Gruppe keinen Vorsitzenden«, erklärte Mrs. Petropoulous. »Wir haben nicht einmal ein festes Klublokal. Wir versammeln uns reihum, jedes Mal bei einem anderen Mitglied.«

»Wie lange bleiben die Paare denn jeweils in der Gruppe?« erkundigte sich Steve.

»Jeder, solange er will.« Es war die ärmlich aussehende Frau, die seine Frage beantwortet hatte. »Kevin und ich sind jetzt seit einem Jahr dabei.« Sie deutete auf ihren Mann.

Eine Frau, an deren Namen sich Steve später als Muriel erinnern würde, mischte sich in die Unterhaltung ein. »Ich glaube, Irene und Kevin kommen nur, weil sie Langeweile haben«, sagte sie mit gutmütigem Spott. Steve spürte, wie ihm die Schamröte ins Gesicht stieg. Er war überrascht, als seine Sitznachbarn auf die Bemerkung der Frau mit einem herzlichen Lachen reagierten.

»Sie müssen sich über solche Bemerkungen in diesem Kreis nicht wundern«, sagte Lois. »Jeder von uns versucht auf seine Weise, mit dem Tod seines Kindes fertigzuwerden. Manchmal ist das der einzige Ausweg. Natürlich geht's nicht immer lustig zu. Es werden viel Tränen vergossen in dieser Runde. Und manchmal gehen uns die Nerven durch, wir schreien uns an. Man macht sich keine Vorstellung, wieviel Aggressionen sich in einem Menschen ansammeln, wenn er den Tod seines Kindes zu verarbeiten hat. Das ist eigentlich die Hauptfunktion unserer Gruppe. Dampf ablassen, damit man nicht verzweifelt.

Es gibt keine Tabus. Jeder darf sagen, was er fühlt. Am wichtigsten ist, Sie beide verstehen, daß Sie mit Ihrem Schmerz nicht allein sind.« Sie sah in die Runde. »Das Treffen ist ja praktisch schon eröffnet. Ich möchte jetzt verkünden, was ich eigentlich ganz an den Anfang des heutigen Abends stellen wollte. Ich bin schwanger.«

Aller Augen waren jetzt auf Lois gerichtet. »Ich weiß auch, was für eine Bemerkung Ihnen jetzt auf den Lippen liegt«, fügte sie hinzu. »*Wieso wagen Sie das, nach dem, was passiert ist?*«

In der Tat wurde Lois dann mit Fragen dieses Inhalts bestürmt. Und dann meldete sich Muriel Flannery zu Wort. »Haben Sie denn gar keine Angst, Lois?«

»Natürlich habe ich Angst«, gab Lois zu. »Fürchterliche Angst sogar. Ich glaube, ich werde kaum noch zum Schlafen kommen, wenn das Kleine erst einmal auf der Welt ist. Ich werde es wie ein Habicht bewachen. Ich habe sogar vor, das Kind mit einem Monitor auszustatten.«

»Ich finde das grausam«, sagte eine Frau. »Mir kommt das vor wie ein Experiment im Laboratorium.«

»Ich würde wohl keine Ruhe haben, wenn das Kind nicht mit einem solchen Monitor ausgestattet ist«, beharrte Lois.

Steve war ratlos. Von einem Monitor für Kleinkinder hatte er noch nie gehört. Was war das? Kevin lieferte die Erklärung. »Es ist eine Art Detektor, den man auf der Brust des Kindes festheftet. Sobald das Kind zu atmen aufhört, ertönt eine Alarmglocke. Allerdings vermag niemand zu sagen, ob das Ding auch im Falle von SIDS funktioniert.«

»Das müßte es eigentlich«, sagte Steve. »Aus welchem Grund auch immer das Kind zu atmen aufhört, das Gerät würde darauf ansprechen.«

»So einfach liegt die Sache nicht«, sagte einer der Männer. »Soweit man festgestellt hat, ist es nicht die Funktion der Lungen, die erlahmt. Die Kinder sterben an einer Kontraktion

der oberen Atemwege. Es ist, als ob eine unsichtbare Hand ihnen die Gurgel zusammendrückt. Die Kinder versuchen zu atmen, aber es geht nicht. Wenn dann die Alarmanlage losgeht, ist es zu spät.«

Das Gespräch ging weiter. Man erörterte die Maßnahmen, die zur Vorbeugung gegen SIDS angewandt werden konnte. Überzeugend war keine der vorgeschlagenen Lösungen. Steve machte eine interessante Beobachtung. Hatte er zunächst befürchtet, eine Ansammlung merkwürdiger, vielleicht gar hysterischer Individuen anzutreffen, so stellte sich jetzt heraus, daß dies Menschen wie du und ich waren. Keiner der Eltern hatte sich vorstellen können, daß ihr Kind von SIDS dahingerafft werden würde. SIDS, das war etwas, das *anderen* Kindern widerfuhr, nicht den eigenen. Jeder in der Runde hatte einsehen müssen, daß er Teil der Gesellschaft war. Wobei die Menschen auf diese Erkenntnis sehr unterschiedlich reagierten. Einige waren schlicht ratlos, andere zutiefst verunsichert, wütend, mißtrauisch. Wieder andere blieben in wortloser Trauer befangen.

Sally Montgomery schien nicht zu hören, was die Menschen in dieser Runde sagten. Warum bin ich überhaupt hergekommen? fragte sie sich. Hilfe war von diesen Leuten nicht zu erwarten. Sie und Steve vertaten nur ihre Zeit. Viel wichtiger war, daß sie sich um Jason kümmerten. Und um die Aufklärung des Rätsels, das den Namen SIDS trug.

Als inmitten des Stimmengewirrs die Stimme eines Mannes erklang, der bisher kein einziges Wort gesagt hatte, sah sie auf. Alex, der Ehemann der Gastgeberin, hatte sich neben sie gesetzt. »Sie nehmen an unserer Diskussion überhaupt nicht teil, Mrs. Montgomery«, sagte er. »Mir kommt es vor, Sie sind in Gedanken ganz woanders.«

Sie lehnte sich zurück und glättete die Falten ihres Kleides. »Ich bin in der Tat mit meinen Gedanken ganz woanders«, sagte sie. »Ich denke an mein totes Kind. Meine Tochter ist

nicht an SIDS gestorben. Es muß etwas anderes gewesen sein.«

Eine Frau, die ein paar Schritte entfernt von ihr saß, beugte sich vor. »Ich heiße Jan Ransom«, sagte sie. »Sagen Sie uns doch bitte, Mrs. Montgomery, welche Todesursache vermuten Sie bei Ihrer Tochter?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Sally. »Aber ich werde es herausfinden.«

»Gewiß werden Sie das«, pflichtete ihr Jan Ransom bei. »Es wird Ihnen dabei gehen wie mir. Ich habe ein Jahr lang allen möglichen Ursachen nachgespürt, bis das Resultat schließlich feststand.«

»Und?«

Jan zuckte die Schultern. »Das Ergebnis war, mein Kind ist an SIDS gestorben. Was das Schwierige bei einem solchen Todesfall ist, niemand kann einem sagen, was es damit eigentlich auf sich hat. Ich habe lange nicht begreifen können, daß die Ärzte diesem Problem völlig ratlos gegenüberstehen. Ich habe -zig Bücher gelesen, um mich sachkundig zu machen. Ich habe mich mit allen möglichen Leuten unterhalten, von denen ich Aufklärung erhoffte. Niemand wußte Bescheid. Zum Schluß habe ich verstanden, daß ich die ganze Zeit den Kopf in den Sand gesteckt hatte. Ich habe dann auch begriffen, wovor ich solche Angst hatte. Wenn es keine natürliche Erklärung für den Tod meines Kindes gab, dann blieb nur eine Lösung. Ich mußte den Tod selbst verschuldet haben.«

»Niemand von uns brächte es übers Herz, sein Kind zu töten«, gab Muriel Flannery zu bedenken.

»Wirklich nicht?« fragte Jan Ransom bitter. »Die Zeitungen sind voll von Berichten über Menschen, die ihre Kinder umbringen. Ich muß dazu sagen, mein Kind war nicht gerade das, was man ein Wunschkind bezeichnet.« Jetzt hörte Sally Montgomery hin.

»Mein Leben war genau vorgeplant«, fuhr Jan fort. »Nach der Beendigung meines Studiums wollte ich nach New York

gehen und in einer Werbeagentur arbeiten. Wenn ich dann dreißig war, wollte ich heiraten. Und zwar einen Mann, der genauso zielstrebig war wie ich. Vor allem keine Kinder. Kinder sind einem nur im Wege. Und außerdem, kann man es überhaupt noch verantworten, ein Kind in die Welt zu setzen? Die Welt ist voll ungelöster Probleme. Es gibt Überbevölkerung, es gibt einen weltweiten Engpaß bei der Energieversorgung. Und da soll man noch Kinder kriegen? Eines Tages stellte sich heraus, ich war schwanger.«

»Warum haben Sie Ihr Kind denn nicht abgetrieben?« kam die Frage aus der Runde.

Jan Ransom verzog ihren Mund zu einem traurigen Lächeln. »Weil ich katholisch erzogen wurde. Ich hatte gedacht, das macht mir gar nichts mehr aus, aber ich habe mich getäuscht. Das dicke Ende kam, als ich vor der Entscheidung stand, treibst du ab oder nicht. Ich habe *es* nicht übers Herz gebracht. Als das Baby auf der Welt war, da war ich nicht einmal mehr bereit, es zur Adoption freizugeben. Das wäre vielleicht besser gewesen.«

»Was SIDS angeht, hätte das überhaupt nichts geändert«, warf Lois Petropoulous ein. »Die Kinder sterben an SIDS, egal wer sie aufzieht.«

»Wie können Sie so etwas sagen!« herrschte Jan sie an. »Niemand weiß, was SIDS eigentlich ist. Dann kann auch niemand behaupten, die Krankheit befällt die Kinder unabhängig davon, in welcher Familie sie aufwachsen.« Ihre Stimme zitterte, als sie weitersprach. »Vielleicht spürt das Baby, daß seine Mutter es nicht mag. Es stirbt, um die Mutter für ihre Lieblosigkeit zu bestrafen.«

Jan Ransom hatte ausgesprochen, was Sally dachte. Seit Julie tot war, hatte sie sich in Selbstvorwürfen zerfleischt.

»Nicht daß wir uns falsch verstehen, Mrs. Montgomery«, hörte sie Jan sagen. »Inzwischen glaube ich nicht mehr, daß ich den Tod meines Kindes verschuldet habe. Und Sie, Mrs.

Montgomery, sind ebenso unschuldig. Es ist wirklich am besten, wenn wir uns an das halten, was die Ärzte sagen. Wir können nicht unser ganzes Leben lang Antworten nachspüren, die es nicht gibt. Wir müssen die Tatsachen akzeptieren, und damit basta.«

»Ich glaube nicht, daß ich das kann«, erwiderte Sally. Sie war aufgestanden. »Wie dem auch sei, ich sehe keine Gemeinsamkeiten zwischen Ihrem Schicksal und dem meinen.« Sie tippte ihrem Mann auf die Schulter. »Steve?« Sie war schon zur Tür unterwegs. Steve stammelte eine Entschuldigung.

»Schon gut«, beruhigte ihn Lois Petropoulous. »Es ist nicht das erste Mal, daß jemand einfach wegläuft, und es wird nicht das letzte Mal sein. Wenn Ihre Frau uns braucht, stehen wir zur Verfügung. Ich bin überzeugt, sie wird Hilfe finden, in diesem Kreise oder anderswo. Sie sollten gut auf sie aufpassen, Steve. Ihre Frau braucht sie jetzt mehr, als Sie vielleicht denken.«

Sie stand im hellerleuchteten Türrahmen und sah den beiden nach, wie sie zum Wagen gingen. Schließlich ging sie ins Wohnzimmer zurück. Sie war nachdenklich geworden. Ob Sally Montgomery wohl zurückkommen würde? Oder würde sie den Dingen ihren Lauf lassen, bis sie eines Tages von der Woge des Unheils überrollt wurde?

Jason Montgomery hatte sich auf den Boden gesetzt. Er sah seinem Meerschweinchen zu, das im Kinderzimmer umhersprang. Das Tier war glücklich, der Gefangenschaft des Käfigs entronnen zu sein. Das Dröhnen des Fernsehgeräts im Erdgeschoß war zu hören. Der Babysitter, ein Mädchen, war eingeschlafen. Vor ein paar Minuten war Jason runtergegangen. Als er das Mädchen schlafend antraf, hatte er überlegt, ob er sie wecken sollte. Er hatte sich dagegen entschieden. Er mochte das Mädchen nicht besonders gern. Im Unterschied zu den anderen Mädchen, die ihn in der Abwesenheit seiner Eltern beaufsichtigten, war dieses

Mädchen noch nie dazu zu bewegen gewesen, Karamelbonbons in der Pfanne zu brutzeln. Sie wollte vor allem eines: in Ruhe gelassen werden. Und so hatte Jason eine volle Minute lang in der Tür gestanden, hatte die Schlafende betrachtet und war dann ins Kinderzimmer, zu seinem Meerschweinchen Fred, zurückgekehrt.

Seine Eltern, das wußte er, waren zu einer Veranstaltung gegangen. Sie trafen sich mit irgendwelchen Leuten. Worum es bei dem Treffen ging? Es mußte wohl etwas mit seiner toten Schwester zu tun haben. Warum Julie gestorben war oder so. Jason verstand nicht recht, warum man sich darüber mit anderen Menschen unterhalten mußte. Das Kind war tot und begraben. Er hatte gedacht, wenn ein Mensch begraben war, dann konnte man ihn vergessen. Offenbar hatte er sich geirrt.

Er nahm sich vor, mit Randy Corliss über die Frage zu sprechen. Gleich beim nächsten Mal, wenn sie sich trafen.

Es gab ein Hindernis. Von Joey Connors hatte er erfahren, daß Randy von zu Hause weggelaufen war. Die Sache war das große Gesprächsthema bei den Kindern. Wenn Randy überhaupt wieder auftauchte, so sagten die meisten, dann würde er wohl von den Fürsorgebehörden in Obhut genommen werden.

Fred hatte den Raum durchquert, jetzt schnupperte er an Jasons Arm. Jason kraulte das Tier hinter den Ohren.

»Ob ich wohl auch bei der Fürsorge lande?«, sagte er zu seinem vierbeinigen Spielgefährten. »Dabei habe ich Julie doch gar nichts tun wollen. Ich habe ihr nur die Decke über den Kopf gezogen, eine Minute lang.« Er starrte dem Meerschweinchen in die punktförmigen Augen. Zum hundertstenmal fragte er sich, ob er Julie getötet hatte oder nicht. Nein, dachte er. Ich war es wirklich nicht.

Wie aber, wenn er doch der Mörder war?

Er nahm das Meerschweinchen vom Boden hoch und barg es in seinen Armen.

»Du bist jetzt Julie«, sagte er. Er legte Fred auf den Rücken. Das Tier strampelte mit den Beinen, bis er es am Bauch zu kraulen begann.

»Das gefällt dir, wie?« Er zog die Hand weg. Das Tier blieb ruhig liegen. Offenbar wartete es darauf, daß er die Liebkosung fortsetzte.

Er begann das Tier in die Decke einzurollen. Dann begann er zu zählen.

Er sah, wie Fred, in den Falten des Stoffes gefangen, hin und her sprang. Aber es gelang ihm nicht, sich zu befreien.

Als Jason bei hundert angelangt war, rührte sich Fred nicht mehr.

Jason versuchte sich zu erinnern. Wie war das bei Julie gewesen? Hatte die Kleine überhaupt gestrampelt? Nein, entschied er. Allerdings war sie länger bedeckt gewesen als Fred.

Sorgsam faltete er die Decke auf. Er war sicher, daß Fred, sobald das Hindernis beseitigt war, unter das Bett flitzen würde.

Aber das Meerschweinchen rührte sich nicht mehr, auch nicht, als Jason ihm mit dem Fingernagel in den Bauch piekte.

Vielleicht habe ich Julie doch getötet. Wenn es so war, nun, dann war es unabsichtlich geschehen. So unabsichtlich wie jetzt die Sache mit dem Meerschweinchen.

Er hob den kleinen Kadaver auf und wog ihn in der Hand.

Vielleicht reagierten Meerschweinchen ganz ähnlich wie Kinder, dachte er. Vielleicht starben diese Kleinen einfach so, ohne äußeren Anlaß.

Er legte das Meerschweinchen in den Käfig zurück. Dann ging er zu Bett. Als seine Eltern zurückkehrten, war er eingeschlafen.

Es war seine Mutter, die das Tier tot auffand.

Steve war mit dem Mädchen hinausgegangen, um es heimzufahren. Sally huschte in Jasons Zimmer, beugte sich

über ihren Jungen, lauschte seinen Atemzügen. Sie küßte ihn auf die Stirn. Sie wollte gerade den Raum verlassen, als sie das Gefühl beschlich, daß irgend etwas nicht stimmte.

Die typischen Atemgeräusche des Meerschweinchens fehlten. Sally knipste die Nachttischlampe an Jasons Bett an und ging zu dem kleinen Käfig, der in der Ecke des Zimmers stand. Das Meerschweinchen lag reglos auf dem Rücken. Sally kniete sich hin, öffnete die Käfigtür und nahm den kleinen Körper heraus. Ein Ausruf des Entsetzens entfuhr ihr, als sie merkte, daß sie einen Kadaver in der Hand hielt.

»Was ist?« murmelte Jason. Er rieb sich verschlafene Augen. »Stimmt was nicht mit Fred?«

»Fred ist tot.« Vergeblich versuchte sie die Ängste zu verdrängen, die ihr Herz umkrallten. Es ist schließlich nur ein Meerschweinchen, redete sie sich ein. Ein Tier. Nicht Jason ist gestorben, sondern ein wertloses, unbedeutendes Meerschweinchen. Trotzdem. Die Sache erinnerte sie an den Tod ihrer kleinen Tochter. Als ihr die Tränen kamen, ließ sie das Tier fallen und stürmte aus dem Zimmer. Jason rief hinter ihr her: »Was ist mit Fred passiert, Mutter? Ist er an der gleichen Krankheit gestorben wie Julie?«

Sally Montgomery saß im Wohnzimmer. Das Buch, in dem sie las, wurde vom gemütlichen Schein einer Schirmlampe erhellt.

Sie las, ohne den Sinn der Zeilen zu erfassen. Sie blätterte weiter. Bilder, Worte, Buchstaben ohne logische Verbindung.

Als Steve zurückgekommen war, hatte sie ihm von der Sache mit dem Meerschweinchen erzählt. Denk nicht weiter drüber nach. Das war seine Antwort gewesen. Er war hinaufgegangen, hatte das tote Tier in den Garten getragen und dort verscharrt.

Sally ging die Frage ihres Sohnes im Kopf herum. Ist das Tier an der gleichen Krankheit gestorben wie Julie?

Woran war Julie gestorben?

Widerstrebend ließ sie die Bilder der Erinnerung an sich vorüberziehen. Da war Jason. Er stand im Türrahmen. Das Kinderzimmer. Julie. Sie, Sally, stand in der Mitte des Raumes. Sie hielt den Leichnam ihrer Tochter an sich gepreßt.

Jason am offenen Grab. Der winzige Sarg wurde in die Finsternis hinabgelassen. Jasons gefühlloser Blick.

Als ob ihn das ganze gar nichts anging, dachte Sally.

Es sollte eine lange Nacht werden. Sally konnte keinen Schlaf finden. Zweimal war sie aufgestanden, um nach Jason zu sehen. Jedesmal fand sie ihn ruhig schlafend. Er hielt einen Arm über die Brust gelegt. Der andere Arm baumelte von der Bettkante herunter. Ob ihn der Tod seiner Schwester oder der Tod seines Meerschweinchens wohl bedrückte? Wenn es so war, dann gelang es ihm, seine Gefühle meisterhaft zu verbergen. Sally hatte am Fußende von Jasons Bett gestanden. Sie war versucht, ihren Sohn zu rütteln und zu schütteln, damit er aufwachte. Aber sie hatte sich beherrscht.

Es gab Fragen, die zu stellen er sich fürchtete. Sie fürchtete sich, weil die Antworten den Blick in den Abgrund freigeben würden.

Sie schloß das Buch mit dem Titel ›Kinderkrankheiten‹, in dem sie gelesen hatte. Plötzlich waren Jan Ransoms Worte wieder da. Mein Kind war nicht gerade das, was man ein Wunschkind bezeichnet. Vielleicht spürt das Baby, daß seine Mutter es nicht mag. Es stirbt, um die Mutter für ihre Lieblosigkeit zu bestrafen.

Sie nahm das Telefonbuch und schlug den Buchstaben R auf. Nach kurzem Suchen fand sie den Namen.

RANSOM, JANELLE 504 ALDER ESTBY 555-3624

Der Ruf ging sieben mal durch, bevor abgenommen wurde.

»Ist dort Miß Ransom? Hier spricht Sally Montgomery. Wir haben uns heute bei Mrs. Petropoulous kennengelernt, erinnern Sie sich?«

»Sally. Ja, natürlich erinnere ich mich. Ich... ich wußte, daß Sie anrufen würden. Ein Vorgefühl.«

Sally wußte nicht, was sie jetzt sagen sollte. Sie hatte auf einmal das Gefühl, belauscht zu werden. Sie drehte sich um. Steve stand auf der Türschwelle. Sie schluckte.

»Ich habe überlegt. Wie wäre es, wenn wir uns nächste Woche zum Mittagessen treffen?«

»Gern«, kam Jan Ransoms Antwort. »An welchem Tag?«

»Wann es Ihnen am besten paßt.«

»In diesem Fall brauchen wir nicht bis nächste Woche zu warten. Ich schlage vor, wir treffen uns noch diese Woche. Freitagmittag, würde ich sagen. Kennen Sie das Restaurant Speckled Hen?«

Ja. Sally kannte das Restaurant. Sie bestätigte die Verabredung. Dann legte sie den Hörer auf die Gabel zurück. Warum will ich mit Jan Ransom sprechen? Sie vermochte sich die Frage nicht zu beantworten.

Steve war zu ihr getreten. Er setzte sich neben sie. »Darf ich fragen, mit wem du telefoniert hast?«

»Lieber nicht.«

Er sah sie an. Sie sah erschöpft und übermüdet aus. Er beschloß nicht weiter in sie zu dringen. Er stand auf und

knipste das Licht aus. »Laß uns jetzt schlafen gehen, Liebling«, sagte er.

Sie ließ sich von ihm nach oben führen. Als sie im Bett lagen, zog er sie an sich. »Es ist vielleicht am besten, wenn wir noch ein Kind bekommen«, hörte sie ihn sagen.

Sie wandte sich von ihm ab. Während sie einschlief, spürte sie, wie die Kluft zwischen ihnen tiefer und tiefer wurde.

Lucy Corliss schielte zur Uhr. Es war fast elf. Der Tag war verstrichen, ohne daß irgendein Anruf gekommen war. Drei Tage war Randy jetzt schon verschwunden. Sie sah Jim in die Augen. »Möchtest du noch eine Tasse Kaffee?«

Jim schüttelte den Kopf. Sie saßen in der Küche. Den ganzen Abend hatten sie in der Küche verbracht. Es war gegen sechs gewesen, als Jim an das Haustür auftauchte.

»Was gibt's?« hatte sie gefragt. »Irgendeine Spur von Randy?«

»Nein. Leider nicht. Darf ich reinkommen?«

Sie hatte ihn in die Küche geführt, und bei Jim hatte das Erinnerungen an zuhause wachgerufen. Seine Mutter hatte ihren Besuch immer in der Küche bewirtet. Das Wohnzimmer war dem Besuch des Pfarrers vorbehalten.

»Ich komme gerade von der Polizei«, hatte er berichtet. »Ich habe mit Sergeant Bronski gesprochen.«

»Und?«

»Er hat mir einige Statistiken erklärt.«

»Statistiken?«

»Die Polizei hat ihre Erfahrungen. Sie werten das statistisch aus. Wir müssen uns darauf gefaßt machen... Ich meine, wenn Randy aufgefunden wird, dann wahrscheinlich...« Er wandte sich ab, um seine Tränen zu verbergen.

»Dann wahrscheinlich tot«, vollendete sie seinen Satz. »Ich weiß, Jim. Das hat mir die Polizei auch gesagt. Aber ich glaube ihnen nicht. Ich habe das Gefühl, Randy ist noch...«

»Du machst dir Hoffnungen, Lucy«, unterbrach er sie. »Aber die Chancen sind dünn. Sergeant Bronski sagt, es sieht besser aus in jenen Fällen, wo Lösegeldforderungen eingehen. Wenn zumindest ein Telefonanruf kommt. *Irgend etwas*. Entweder Randy ist weggelaufen. Oder aber er ist entführt worden, und der Entführer hat kein Interesse an einem Lösegeld.«

»Du meinst, jemand hat sich an dem Jungen vergangen und ihn dann umgebracht?«

»Ja, das befürchte ich«, sagte Jim.

»Das ist unmöglich«, sagte Lucy mit fester Stimme. »Wenn Randy umgebracht worden wäre, würde ich das spüren. Ich weiß genau, daß er noch lebt, das fühle ich. Er ist nicht tot, Jim, und er ist auch nicht weggelaufen.«

»Wo steckt er dann? Warum meldet er sich nicht?«

Lucy hatte nur den Kopf geschüttelt. »Jim, ich habe mit allen möglichen Leuten gesprochen, um irgendeine Spur zu finden. In einem Film oder im Roman, da geht das ganz anders. Die Mutter sucht ihr Kind, und sie findet das Kind. Ich aber habe nichts gefunden. Überhaupt nichts. Außer das hier.«

Sie gab ihm die Fotokopien, die sie aus der Schule mitgebracht hatte. Er las.

Ein bemerkenswert gesunder Junge sei Randy, stand da. Zu gesund.

Was sollte das denn heißen? *Zu gesund?*

Er überflog die Seiten ein zweites Mal.

Es gab keine Fehltage. Randy hatte keinen einzigen Tag gefehlt.

Es gab keinerlei Eintragungen über Krankheiten. Kein verdorbener Magen. Keine Schürfwunde. Kein Heftpflaster. Keine Tabletten gegen Husten und Heiserkeit. Keine Erkältung.

Er schloß die Mappe und sah Lucy an.

»Ist dir beim Durchlesen irgend etwas aufgefallen?« fragte er sie.

»Wie meinst du das?«

»Diesen Unterlagen zufolge ist Randy während der ganzen Schulzeit kein einziges Mal krank gewesen. Er hat in der ganzen Zeit nicht einmal eine Schramme davon getragen. Er hatte nicht einmal einen kranken Zahn.«

»Na und?«

Jim zog sie Stirn kraus. »Ich finde das sehr ungewöhnlich.« Er öffnete die Akte, um ihr daraus vorzulesen. Er endete mit einer Eintragung auf der unteren Hälfte der ersten Seite:

CHILD Nr. 0263

»Hast du eine Ahnung, warum das Wort mit Großbuchstaben geschrieben ist?« fragte er sie.

»Ich habe mich auch gewundert, als ich auf diese Eintragung stieß«, sagte sie. »Ich habe dann die Schulschwester angerufen und gefragt, ob das eine besondere Bedeutung hat. Sie hat mir erklärt, CHILD ist die Abkürzung für Children's Health Institute for Latent Diseases. Das ist ein medizinisches Institut, irgendwo in Boston. Und 0263 ist die Nummer, die sie Randy zugeteilt haben.« »Hat denn jedes Schulkind eine solche Nummer?« »Das weiß ich nicht«, sagte Lucy. »Die Schulschwester hat mir nur gesagt, daß die Schule diesem medizinischen Institut alle paar Monate Auskunft über Randys gesundheitliche Entwicklungen gegeben hat.« Sie dachte nach. »Wir sollten die Schulschwester fragen, ob die anderen Kinder in der gleichen Weise überwacht werden, da hast du völlig recht.« Sie stand auf, ging zum Telefon und wählte.

»Aber Lucy, es ist schon Mitternacht«, sagte er.

»Es ist aber wichtig, das in Erfahrung zu bringen«, widersprach sie ihm. Sie gab ihm ein Zeichen zu schweigen. »Mrs. Oliphant? Hier spricht Lucy Corliss. Tut mir leid, daß ich Sie so spät noch störe. Aber es gibt da eine Sache, die ich unbedingt in Erfahrung bringen muß. Werden alle Kinder in der Schule in der Weise überwacht, wie es bei Randy geschah? Ich meine, mit regelmäßigen Meldungen an dieses CHILD-Institut?«

Sie schwieg, lauschte, stellte ein paar Gegenfragen. Schließlich legte sie den Hörer auf die Gabel zurück.

»Nun Lucy?«

»Es ist merkwürdig. Die Schulschwester sagt, sie weiß keine Einzelheiten über dieses Untersuchungsprogramm. Sie weiß

nur, daß die Daten von etwa einem Dutzend Kindern aus Eastbury nach Boston gemeldet werden. Randy ist das älteste Kind. Jeden Monat fertigt die Schulschwester Fotokopien von den Karteikarten der erfaßten Kinder. Das Institut versorgt sie mit voradressierten und freigestempelten Umschlägen. Sie haben ihr allerdings nie erklärt, zu welchem Zweck die Daten in Boston erfaßt werden und was die Auswertung ergeben hat.«

»Wieso dürfen denn solche Daten überhaupt an andere Stellen weitergemeldet werden?« wunderte sich Jim. »Hast du irgend etwas unterschrieben, womit du dein Einverständnis bekundet hast?«

»Ich kann mich nicht erinnern«, sagte Lucy. »Es kann schon sein, daß ich so einen Wisch unterschrieben habe. Die Kinder legen einem ja alle paar Wochen etwas zum Unterschreiben für die Schule vor. Du kannst dir ja vorstellen, wie das geht. Sie zeigen es einem immer erst beim Frühstück, so daß man keine Zeit mehr hat, die ganzen Formulare zu lesen. Der Schulbus wartet, und ab geht die Post.«

»Ich hab' von diesen Dingen nicht viel Ahnung«, sagte er ausweichend.

»Die Schulschwester hat noch etwas Interessantes gesagt. Die Kinder, deren Daten in Boston erfaßt sind, haben eines gemeinsam. Sie sind kerngesund, wie Randy.«

Er starrte sie an. »Alle?«

Sie nickte. »Alle.«

»Wie ist das möglich, Lucy?«

»Ich verstehe deine Frage nicht.«

»Seit wann werden die Daten schon übermittelt?«

»Seit dem ersten Schuljahr.«

»Und alle Kinder, die in Boston erfaßt sind, zeichnen sich durch einen blendenden Gesundheitszustand aus, sagst du?«

»Ja. Das behauptet jedenfalls Mrs. Oliphant.« Sie verstand nicht, auf was er mit seinen Fragen hinauswollte.

»Lucy, findest du es nicht merkwürdig, daß diese Art von

Überwachung schon seit dem ersten Schuljahr stattfindet? Sieh einmal, ich könnte mir noch vorstellen, daß ein solches Institut auf ein Schulkind aufmerksam wird, das jahrelang keinen Fehltag wegen Krankheit hat. Nehmen wir an, Randy ist zehn, und das Institut stellt fest, er ist seit vier Jahren kein einziges Mal krank gewesen. Sie gehen dann Jahr für Jahr zurück und durchleuchten die Unterlagen der Vergangenheit. Hier aber ist es genau umgekehrt. Dieses Institut hatte Grund zu der Annahme, daß der Junge und die anderen Kinder dieser Gruppe jahrelang nicht erkranken würden, und das ist auch der Grund, warum sie die Kinder von Anfang an überwacht haben.«

»Was willst du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß uns das vielleicht bei der Suche nach Randy helfen könnte. Wir werden uns mit diesem Institut in Verbindung setzen, gleich morgen. Wir werden herausfinden, was es mit dieser langjährigen Überwachung auf sich hat und warum Randy zu den wenigen gehört, die dabei erfaßt wurden.«

Als Lucy allein in ihrem Bett lag, dachte sie über Jims Worte nach. Was konnte schon dabei herauskommen, wenn man sich mit dem Children's Health Institute for Latent Diseases in Verbindung setzte? War es nicht eine Spur, die mit großer Sicherheit im Sande verlaufen würde?

Andererseits war es die einzige Möglichkeit, die ihnen blieb.

Wenn ich nichts unternehme, werde ich verrückt, dachte sie.

Ich werde nicht aufgeben. Ich werde herausbekommen, was mit meinem Sohn geschehen ist.

Randy Corliss war jetzt drei Tage im Internat, und schon war ihm der Tagesablauf in Fleisch und Blut übergegangen. Erstmals in seinem Leben fühlte er sich einer Gruppe zugehörig. Daheim war er allein gewesen. Anders. Ausgesperrt. Im Internat wurde er behandelt wie die anderen. Er war einer von vielen.

Freilich gab es, was den Schulunterricht anbetraf, große Unterschiede zum Schulplan der Eastbury Elementary School. War das andere eine Ganztagschule gewesen, so wurde hier nur vormittags unterrichtet, wenn man von den Sportstunden absah. Der Lehrplan war abwechslungsreicher, als Randy es von der bisherigen Schule in Erinnerung hatte. Es war den Lehrern im Internat auch nicht gleich, ob man etwas lernte oder den Unterricht verschlief. Ganz anders als auf der Volksschule. Dort hatten die Lehrer einfach weitergeredet, auch wenn offensichtlich wurde, daß jedes Interesse der Schülerschaft erloschen war.

Gewissermaßen ging im Internat alles schneller vor sich. Zügiger. Die Lehrer erwarteten von einem, daß man etwas lernte, und die Schüler bemühten sich, dieser Erwartung zu entsprechen. Die Lehrer lehrten die Fächer, an denen die Schüler besonderes Interesse hatten. Geschichte zum Beispiel. Randy hatte sich immer für Kriege und Schlachten interessiert. Es war Miss Bown, die den Geschichtsunterricht erteilte. Randy empfand das alles wie ein Spiel. Ein wundervolles Spiel, bei dem man die Regeln zu beachten hatte. Tat man das, dann gewann man das Spiel. Im Geschichtsunterricht erfuhr er, daß viele Schlachten der Vergangenheit ganz einfach verloren wurden, weil die Truppen den Befehlen ihrer Anführer nicht gehorcht hatten. Was Randy sehr logisch erschien. Wenn er die Jahre seines Lebens an sich vorbeiziehen ließ - er war jetzt neun -, dann war er immer nur in Schwierigkeiten geraten,

wenn er erhaltene Anweisungen nicht beachtet hatte.

Im Internat war es genauso. Solange die Schüler mitmachten, war alles in Ordnung. Man bekam einen Befehl. Man führte diesen Befehl aus. Gelang einem das nicht, dann versuchte man es noch einmal, bis es klappte. Die Hauptsache war, man widersprach nicht.

Nur ein einziges Mal war Randy gemäßregelt worden. Er hatte sich zum Abendessen verspätet. Fünf Minuten zu spät. Als er sich an den Tisch setzen wollte, mußte er feststellen, daß sein Gedeck bereits abgeräumt war. Auch der Stuhl war fortgenommen worden. Keiner der Jungen sah von seinem Teller auf. Miss Bown war aufgestanden. Das Abendessen, so bedeutete sie ihm, beginne um sechs Uhr. Nicht um fünf nach sechs, sondern um sechs. Er wurde auf sein Zimmer zurückgeschickt und verbrachte den Abend und die Nacht mit knurrendem Magen. Seitdem hatte er sich angestrengt, zum Abendessen immer pünktlich zu erscheinen. Insgesamt gesehen war die Aufsicht vormittags strenger als nachmittags. Nach dem Sport hatten die Jungen frei. Sie konnten machen, was sie wollten. Manchmal hatte Randy das Gefühl, beobachtet zu werden. Allerdings hatte er nie eine Aufsichtsperson entdeckt, die den Verdacht bestätigte.

Es war am Donnerstag. Randy und Peter waren mit der Gymnastik fertig. Der ganze Nachmittag lag noch vor ihnen. Sie befanden sich auf dem parkartigen Gelände, das die Internatsgebäude umgab.

»Spielen wir ›König der Berge‹«, schlug Peter unvermittelt vor.

Randy ließ seine Blicke über das Gelände schweifen. »Und wo sind die Berge?«

»Komm«, sagte Peter nur. Er führte seinen Gefährten in ein nahes Waldstück. Sie waren wenige Minuten gegangen, als sie an eine Lichtung gelangten. In der Mitte der Lichtung erhob sich ein etwa zehn Meter hoher Granitblock.

»Was ist das?« fragte Randy ahnungslos.

»Ein Felsen, du Dummkopf«, gab Peter zurück.

»Und du meinst, wir können da raufklettern?«

»Das meine ich nicht nur, das weiß ich. Ich bin viele Male raufgeklettert.«

»Allein?«

»Mit Jeff Grey.«

Randy hatte den Namen noch nie gehört. »Wer ist Jeff Grey?«

»Du kennst ihn nicht. Das war vor deiner Zeit.«

»Wo ist Jeff jetzt?«

»Woher soll ich das wissen?« Es war leicht dahingesagt, aber Randy spürte, daß Peter ihm nicht alles gesagt hatte. Das Gespräch am Tag seiner Ankunft fiel ihm wieder ein.

Es gibt Kinder, die verschwinden ganz einfach. Wir glauben, daß diese Kinder sterben.

Was war mit Jeff Grey geschehen? Ehe er weitere Fragen an Peter stellen konnte, hatte jener das Spiel begonnen. »Wer zuerst oben ist, muß den anderen daran hindern, die Spitze zu erklettern!« Er rannte über den Geröllhaufen und begann den Felsen zu erklimmen. Randy stand ein paar Sekunden unschlüssig da. Dann lief er seinem Freund nach und machte sich ebenfalls an die Besteigung; des Granitfelsens.

Die ersten drei Meter waren nicht schwer. Es gab Kanten und Vertiefungen, wo Hände und Füße Halt fanden. Randy achtete nicht auf Peter, der einen oder zwei Meter über ihm kletterte. Er war im oberen Drittel angekommen, als sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter legte. Er blickte auf. Es war Peter.

»Auf Wiedersehn, Randy.« Der Druck auf die Schulter verstärkte sich. Er hätte beinahe das Gleichgewicht verloren. Im letzten Augenblick gelang es ihm, einen Lorbeerstrauch zu erfassen, der aus einer Spalte wuchs. Peter gab ihm einen Stoß. Seine Füße verloren den Halt, auch der Lorbeerbusch gab nach.

Randy rutschte, Arme und Beine von sich gestreckt, auf der steilen Felswand dem Abgrund zu. Mit einem dumpfen Ruck kam er auf dem Geröllhaufen auf. Er wälzte sich auf den Rücken, reckte und streckte sich. Wie es schien, war er unverletzt geblieben. Er rappelte sich auf. Von oben war Peters Lachen zu hören.

Randy schlich sich in den toten Winkel. Diesmal wählte er eine steilere, auch kürzere Route zur Besteigung. Es gab keine Chance mehr, Peter beim Aufstieg zu überholen. Wenn er die Spitze der Felsnadel erreichte, würde es zum Zweikampf kommen.

Mit bedächtigen Bewegungen begann er den Aufstieg. Er prägte sich die Vorsprünge und Vertiefungen ein. Wenn er ein zweites Mal ins Rutschen geriet, würde er wissen, wo er sich festklammern und den Fall bremsen konnte. Auf halber Höhe angekommen, visierte er eine schmale Plattform unterhalb des Gipfels an. Dort würde er sich hinstellen, um den Ringkampf mit Peter zu beginnen. Jener würde seinen Platz auf der Spitze verteidigen.

Als er auf der Plattform angekommen war, wurde ihm klar, wie aussichtslos sein Beginnen war. Peter stand breitbeinig auf dem höchsten Punkt des Granits. Randys Kopf befand sich auf einer Ebene mit den Knien seines Spielgefährten.

»Keinen Schritt weiter!« hörte er Peter sagen.

Randy klammerte seine Finger in eine Felsspalte und versuchte sich hinaufzuziehen. Peter stieß ihn zurück. »Gibst du auf?«

»Nein«, sagte Randy wütend. »Du hast gemogelt.«

»Wieso?«

»Du hast mich auf halber Höhe runtergestoßen.«

»Na und? Das Spiel heißt, wer am ersten oben ist. Es gibt keine Regeln, *wie* man raufkommt.«

Randy verstärkte seine Bemühungen, den Gipfel zu erklimmen. Aber Peter hatte ihm den Fuß auf die Hand gestellt.

Es gelang Randy, die Hand freizubekommen. Er leckte sich das Blut von den Fingerknöcheln. Dann dachte er über eine neue Strategie nach. Er sah sich um. Zwischen den Baumwipfeln war der angsteinflößende Block des Internatsgebäudes zu erkennen. Ob man sie von dort beobachtete? Nicht ausgeschlossen, daß man sie beide zur Rede stellte, wenn sie verschrammt und abgerissen von ihrem Kletterunternehmen heimkehrten. Sein Blick fiel auf den Geröllhaufen am Fuß des Felsblocks. Wenn es Peter gelang, ihn hinunterzustoßen, blieb ihm nur eine Chance. Er mußte sich irgendwo im oberen Bereich des Felsens festklammern. Weiter unten fiel das Gestein steil ab. Nichts, womit sich der Sturz in die Tiefe dann noch bremsen ließ. Er würde...

Er hob den Blick.

»Gibst du auf?« Peter wiederholte die Aufforderung im herablassenden Tonfall.

»Nein!« schrie Randy. Er versuchte mit der rechten Hand einen Felsvorsprung zu umfassen. Als er sah, wie Peter den Fuß hob, zog er die Hand rasch wieder weg.

Dann hatte er seinen Gegner mit beiden Händen am Fußknöchel ergriffen. Es war ein gewagtes Manöver. Wenn Peter jetzt den Halt verlor, würden sie beide in die Tiefe stürzen.

Peter wurde durch den Angriff völlig überrascht. Vergeblich versuchte er freizukommen.

Randy verstärkte seinen Griff.

Als der andere mit dem freien Fuß nach ihm zu treten versuchte, bog er ihm den Fuß zur Seite. Peter bückte sich und hob einen Felsbrocken auf.

»Laß meinen Fuß los, oder...«

»Nein.«

»Wenn du nicht losläßt, schlage ich dir den Schädel ein.«

»Nein.«

Randy sah auf. Plötzlich verstand er, daß aus dem Spiel

Ernst geworden war. Peter hatte die Hand, die den Felsbrocken hielt, erhoben. Als er sah, wie die Hand sich senkte, riß er mit aller Kraft am Fuß seines Spielgefährten. Er sah, wie sich Peters Hand öffnete. Der Stein polterte über die Felswand und verschwand in die Tiefe.

Peter hatte die Balance verloren. Als Randy den Schatten über sich sah, wußte er, daß der Fall seines Freundes nicht mehr aufzuhalten war.

»Fang mich auf!« schrie Peter.

Es war zu spät. Zwar bekam er Peters Hosenbeine zu fassen. Aber der Schwung des Fallenden war so groß, daß er den Stoff wieder freigeben mußte. Mit dem Kopf voraus stürzte Peter in die Tiefe.

Louise Bown kniete neben dem reglos daliegenden Jungen. Sie hielt sein Handgelenk umfaßt und sah auf ihre Armbanduhr. Schließlich nickte sie. Randy sah, wie sie Peter das Augenlid hochschob.

»Ist er tot, Mrs. Bown?«

»Er ist bewußtlos, Randy.«

»Ich habe es nicht mit Absicht getan«, heulte Randy los.
»Wirklich nicht, Mrs. Bown. Wir haben ›König der Berge‹ gespielt, und da...«

»Ich *weiß*, wie es passiert ist, Randy.«

Der Tonfall, in dem sie ihm antwortete, war gereizt. Randy malte sich aus, welche Strafen ihn jetzt erwarteten.

Er erinnerte sich an den Vorfall mit Billy Semple. Der Freund war vom Dach gesprungen und hatte sich dabei ein Bein gebrochen. Er, Randy, hatte ihn nicht einmal gestoßen, er war nur Zeuge des Unfalls gewesen. Und trotzdem hatte es ein Riesentheater gegeben. Mit Peter lagen die Dinge anders. Er hatte Peter am Fuß gezogen, und das hatte seinen Sturz zur Folge gehabt. Was würde mit ihm geschehen, wenn der Freund an dem Sturz starb? Würde er im Gefängnis landen?

Louise Bown hatte den reglosen Körper behutsam auf die

Seite gewälzt. Jetzt sah Randy die Wunde. Peter war mit dem Kopf auf dem Geröll aufgekommen. Ein blutiges Loch bezeichnete die Stelle, wo Steinsplitter ins Gehirn gedrungen waren.

Nachdenklich betrachtete Louise Bown die Verletzung. Unverständlich, daß der Junge den Sturz lebend überstanden hatte.

Während Randy sich übergab, hatte die Lehrerin den Körper seines Spielgefährten hochgehoben. Er sah aus den Augenwinkeln, wie sie Peter zum Gebäude schleppte.

Voll der schlimmsten Erwartungen folgte er ihr.

Die Uhr im Erdgeschoß schlug Mitternacht. Als der zwölfte Schlag verklungen war, richtete Randy sich auf und setzte sich auf die Bettkante.

In seinem Kopf jagten sich die Gedanken. Es war jetzt geisterhaft still im Haus. Frieden, Schweigen, Einsamkeit. Aber die Stille war anders als sonst.

Peter.

Beim Abendessen war für Peter Williams, den verletzten Freund, kein Gedeck mehr aufgelegt worden. Keiner der Jungen hatte eine Bemerkung gemacht. Sie hatten gegessen. Dann war jeder in seinem Zimmer verschwunden, grußlos, im stillschweigenden Einvernehmen der Angst.

Randy hatte gewartet, bis der Speisesaal sich leerte. Dann war er zu Mrs. Bown gegangen.

»Wird Peter wieder gesund werden?« hatte er gefragt.

Mrs. Bowns Antwort kam zögernd. Sie streichelte ihm über die Wange.

»Man hat Peter fortgebracht«, sagte sie leise. »Du mußt nicht weiter über die Sache nachdenken. Wir wissen, wie sich der Unfall zugetragen hat. Niemand macht dir einen Vorwurf. Es war ein ganz normaler Unfall, wie er beim Spielen vorkommt, verstehst du?«

Randy nickte. Er zog sich in sein Zimmer zurück und dachte

über Mrs. Bowns Worte nach.

»Man hat Peter fortgebracht.« Was meinte sie damit? Bedeutete es, daß Peter gestorben war?

Unwahrscheinlich, daß sich Peter nicht mehr im Internat befinden sollte. Gleich nach dem Unfall war Randy ins Haus gegangen. Er hatte den ganzen Nachmittag und den nachfolgenden Abend in seinem Zimmer verbracht, hatte auf die Freifläche vor den Wirtschaftsgebäuden hinausgestarrt. Kein Krankenwagen war vorgefahren, auch kein anderes Fahrzeug. Wie also hätte man Peter fortbringen können? Wo war er?

Randy spürte, wie die Dunkelheit und die Stille ihm die Kehle zuschnürten. Er stand auf, ging zur Tür, öffnete sie und spähte in den Gang. Sein Blick fiel auf den Tisch neben dem Treppengeländer. Dort saß normalerweise eine Aufsichtsperson, eine Wächterin. Auch nachts. Aber jetzt war der Stuhl leer.

Auf Zehenspitzen ging er zum Treppengeländer. Er blieb stehen und lauschte.

Nichts. Nur das Ticken der Standuhr.

Stufe für Stufe ging er die Treppe hinunter. Er war darauf gefaßt, daß Mrs. Bown oder eine andere Aufsichtsperson in irgendeiner Tür erscheinen und ihn ins Bett zurückbeordern würde. Aber alles blieb still. Unangefochten gelangte er ins Erdgeschoß.

Er blieb stehen und äugte ins Halbdunkel. Der Aufenthaltsraum und der Speisesaal waren leer. Er ging den Flur entlang, der zu den Büros führte. Er kam an der Tür mit dem Namensschild von Mrs. Bown vorbei. Er wollte schon wieder in sein Zimmer im Obergeschoß zurückkehren, als er Stimmen hörte. Er ging dem Geräusch nach. Es schien aus einem der Büros zu kommen.

Auf Zehenspitzen trat er näher. Dann ergriff er den Türkнопf und drehte ihn herum. Keine Veränderung bei den Stimmen. Er

öffnete die Tür einen Spalt.

Ein weißgekachelter Operationssaal. Eine Operationsliege stand in der Mitte des Raumes. Glastischchen mit Skalpellen, Scheren und Watte. Ein Galgen mit Tropf. Es sah aus wie einer jener OP-Säle, die Randy aus dem Fernsehen kannte. Fünf Personen waren um die Operationsliege versammelt.

Sie trugen weiße Kittel, die Züge waren von Masken verhüllt. Randy erkannte Mrs. Bown an den Locken, die unter ihrer Leinenkappe hervorschauten. Der Mann am Kopfende der Liege, da war er sicher, war Mr. Hamlin, der Leiter des Internats.

Als die Krankenschwester, die ihm den Rücken zukehrte, zur Seite trat, erkannte er die Gesichtszüge des Jungen, der auf dem Tisch lag.

Peter Williams. Sein Kopf war in einem Metallrahmen festgeschraubt worden. Man hatte ihm das Haar abrasiert. Ein Teil der Hirnschale war weggefräst worden. Das Gehirn lag frei.

Randy war so erschrocken, daß er zu atmen vergaß. Sein Herz klopfte wie wild.

Mrs. Bown hatte ihn also belogen. Man hatte Peter nicht fortgebracht. Er war auch nicht gestorben. Dort lag er auf dem OP-Tisch.

Was hatten sie mit ihm vor? Waren Mr. Hamlin und Mrs. Bown denn Ärzte, die sich auf Operationen verstanden?

Es mußte wohl so sein, anders war die Szenerie, die sich ihm darbot, nicht zu erklären.

Er schrak zusammen, als er Mrs. Bowns Stimme vernahm.

»Was tun Sie da, Dr. Hamlin? Sie werden ihn umbringen.«

Die Antwort kam klar und kühl. »Wenn ich ihn umbringen würde, wäre er schon längst tot.«

Drei oder vier Minuten lang beobachtete Randy das gespenstische Geschehen. Er verstand kaum einen der medizinischen Fachausdrücke, die im Gespräch des OP-

Personals vorkamen. Aber ihm war klar, daß dies keine richtige Operation war. Etwas stimmte nicht bei dem Eingriff, den diese Menschen an seinem Spielkameraden vornahmen. Als er spürte, wie ihm die Tränen kamen, zog er die Tür hinter sich zu und huschte in sein Zimmer zurück.

Dr. Hamlin - er war zugleich der Leiter des Internats und Chirurg, obwohl das keiner der Jungen wußte - sah in die Runde. Louise Bown, so vermutete er, war wohl die einzige im OP-Team, die Vorbehalte gegen den geplanten Eingriff hatte. Die anderen Mitglieder des Teams waren Ärzte und Ärztinnen. Es gab eine ausgebildete OP-Schwester, es gab einen Anästhesisten. Im Unterschied zu Louise Bown handelte es sich um Personen, die den Forschungsaufgaben dieses Instituts alles andere, auch die menschliche Rücksichten, unterordneten. Louise Bown hingegen machte ihm Sorgen. Dieser Frau mangelte es ganz einfach an der nötigen Sachlichkeit. Das Projekt war geheim. Wäre es nicht wegen der Geheimhaltung gewesen, Dr. Hamlin hätte Louise Bown längst gefeuert. Aber sie wußte zuviel. Es gab wohl keine andere Möglichkeit, als die Widerstände und Schwierigkeiten, die sie in die Arbeit einbrachte, hinzunehmen.

»Das war's dann wohl«, sagte er und ließ das Skalpell sinken. Die Operation hatte drei Stunden gedauert. Peter Williams war die ganze Zeit im Koma gewesen, der Anästhesist hatte nicht einzugreifen brauchen.

Dr. Hamlin hatte den anderen Ärzten jede einzelne Operationsphase erklärt.

»Die Blutung hat aufgehört.«

Dr. Hamlin hatte die Knochensplitter entfernt, die ins Gehirn gedrungen waren. Es gab fünf Splitter, die aus den Windungen des Großhirns entfernt werden mußten.

»Mein Gott«, hatte die OP-Schwester geflüstert. »Das sieht ja furchtbar aus.«

Dr. Hamlin war auf diese Bemerkung nicht eingegangen. Mit

raschen, geschickten Bewegungen hatte er das beschädigte Gewebe herausgeschnitten und in ein Gefäß mit einer Salzlösung sinken lassen.

»Gibt es irgendwelche Hinweise darauf, daß die Regeneration des Gewebes bereits begonnen hat?« fragte Dr. Garner, der ältere der Assistenten.

»Dazu ist es noch zu früh«, hatte Dr Hamlin knapp geantwortet. Er betrachtete die blutende Schnittfläche. Er war jetzt nur noch Forscher, Wissenschaftler, Chirurg.

Der Einschnitt ins Kleinhirn geriet tief, wie er es beabsichtigt hatte. Louise Bown war hinter den Chirurgen getreten. Er war nicht überrascht, als sie ihn am nächsten Schnitt zu hindern versuchte. Die Worte, die Randy Corliss einen Schrecken eingejagt hatten, waren für ihn nichts als die Gefühlsäußerung einer wohlmeinenden, aber unzuverlässigen Fachkraft.

»Was tun Sie da, Dr. Hamlin? Sie werden ihn umbringen.«

»Wenn ihn das umbringen würde, wäre er schon längst tot.«

Die Operation war zu Ende. Peter Williams' Brust hob und senkte sich in ruhigen Atemzügen. Blutdruck und Herzschlag waren normal.

Ein Teil des Gehirns war herausoperiert worden.

Die Wunde war nicht verschlossen worden.

»Soll ich das Nähen für Sie übernehmen, Dr. Hamlin?« bot Dr. Garner an.

»Die Wunde wird nicht vernäht. Bringen Sie den Jungen ins Laboratorium und beobachten Sie ihn rund um die Uhr.«

»Wozu das?« warf der jüngere Assistent ein. »Er wird schon in wenigen Stunden tot sein.«

»Warten wir's ab«, sagte Dr. Hamlin ruhig. »Mir kommt es vor allem auf die Frage an, ob sich das Gehirn von selbst regeneriert. Wenn das der Fall ist, möchte ich sofort benachrichtigt werden.«

»Und wenn er aufwacht?« fragte Louise Bown leise, aber bestimmt.

Dr. Hamlin musterte sie aus kühlen grauen Augen. »Wenn er aufwacht«, sagte er, »dann fragen Sie ihn ganz einfach, wie er sich fühlt. Wobei sich dann die Frage klärt, ob er überhaupt noch irgend etwas fühlt.« Und dann hatte Dr. Hamlin sich umgewandt und den OP-Raum verlassen.

Der Mensch Peter Williams hatte für diesen Mann nie existiert.

Peter war Untersuchungsgut. Kind Nr. 0168. Gegenstand einer Versuchsreihe, die allem Anschein nach als Fehlschlag abgeschrieben werden mußte. Vielleicht würde sich Kind Nr. 0263 als widerstandsfähiger erweisen. Wie war noch der Name des Kindes?

Dr. Hamlin dachte nach.

Corliss. Richtig. Randy Corliss.

Er würde Kind Nr. 0263 ab sofort erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden.

Sally Montgomery hatte das Restaurant ›Speckled Hen‹ betreten, als sie von der Anwandlung befallen wurde, zu ihrem Auto zurückzulaufen. Sie sah in den großen Spiegel, der das Foyer beherrschte. Nein, beschloß sie. Ich werde durchhalten. Die Frau, die ihr aus dem Spiegel entgegensah, verriet mit keinem Wimpernzucken die Nervosität, die sie seit dem Telefongespräch mit Jan Ransom fühlte. Wer sie so sah, mußte sie für eine berufstätige junge Frau halten, die sich hier im Restaurant mit einem Kunden oder einem Handelsvertreter traf. Sie trug einen roten Hosenanzug. Mit Bedacht hatte sie eine auffällige Farbe gewählt. Das würde den Blick von ihrem Gesicht weglenken.

»Ich bin Mrs. Montgomery«, sagte sie zu der Empfangsdame, die ihr entgegenkam. »Ich bin mit Mrs. Ransom verabredet.«

»Ich weiß Bescheid«, sagte die Empfangsdame. »Würden Sie mir bitte folgen?« Sie wurde an den besetzten Tischen vorbei zu einer Nische geführt. Unweit davon war die Schwingtür zu erkennen, die das Restaurant mit der Küche verband. Jan Ransom hielt einen Drink umklammert. Sie nahm einen Schluck. Erst als die Empfangsdame wieder im Gang verschwunden war, richtete sie das Wort an Sally Montgomery.

»Ich habe einen Tisch in der Nische reservieren lassen, damit wir uns ungestört unterhalten können. Was wir einander zu sagen haben, ist schließlich nicht für jedermann bestimmt.«

Sally ließ sich auf dem Polsterstuhl nieder. Sie warf einen prüfenden Blick auf die anderen Tische. Niemand, den sie kannte. Ein Kellner erschien. Sie bestellte sich ein Glas Wein. Dann wandte sie sich Janelle Ransom zu.

»Sie müssen gedacht haben, ich bin verrückt. Ich meine, als ich Sie mitten in der Nacht angerufen habe.«

Jan Ransom machte eine abwehrende Handbewegung. »Aber

nein. Wir haben uns in den ersten Wochen alle so benommen. Ich weiß noch ganz genau, ich habe damals Menschen angerufen, die ich kaum kannte. Ich habe meinen Gesprächspartnern lang und breit dargelegt, was meiner kleinen Tochter passiert war. Bis ich verstand, ich tat das eigentlich nur, um selbst über die ganze Sache ins klare zu kommen.« Der Kellner kam und brachte das Glas Wein. Jan Ransom schwieg, bis er außer Hörweite war. Dann hob sie ihr Glas. »Auf uns!« sagte sie. Sie tranken.

Nachdem der Kellner zurückgekommen war und die Bestellung für das Essen aufgenommen hatte, neigte sich Jan zu Sally hinüber. »Darf ich Sie was fragen? Warum haben Sie gerade mich angerufen? Habe ich an dem Abend etwas Besonderes gesagt, was Ihnen Vertrauen eingeflößt hat?«

Sally zögerte. »Sie haben da eine Bemerkung gemacht. Sie sagten, Ihr Kind sei nicht gerade ein Wunschkind gewesen.«

»Das war es auch nicht«, gab Jan zu. »Allerdings änderte sich das, als die Kleine geboren war. Von dem Augenblick an hatte ich sie fürchterlich gern.« Jans Blick schien in die Ferne gerichtet. »Sie hätten sie sehen sollen, Sally. Sie war das schönste Baby, das Sie sich vorstellen können. Keine verschrumpelte Haut wie die meisten Kinder in den ersten Tagen. Sie ist lachend auf die Welt gekommen. Sie war so fröhlich, so lebendig, bis...« Das Lächeln wich aus Jans Gesicht. Als sie weitersprach, lag ein bitterer Zug um ihren Mund. »Ich frage mich heute noch, ob ich nicht irgend etwas falsch gemacht habe, ob die Schuld nicht doch bei mir liegt.«

»Ich kenne das«, flüstert Sally. »Das ist es ja, was mich so kaputt macht. Wissen Sie, was die Sachen mit dem Wunschkind angeht, meine kleine Julie war auch nicht geplant. Ebenso wie mein Sohn. Merkwürdig, nicht? Es gibt Frauen, die würden ein Vermögen dafür geben, wenn sie ein Kind bekommen. Aber Frauen wie Sie und ich, wir stellen alles mögliche an, um nicht schwanger zu werden, und trotzdem

kriegen wir Babys.«

»Hatten Sie die Pille genommen?« erkundigte sich Jan.

Sally schüttelte den Kopf. »Ich bin allergisch gegen die Pille. Deshalb hat mir mein Arzt die Spirale verschrieben.«

»Ist ja auch viel romantischer«, flachste Jan. »Keine Unterbrechung mehr beim Vorspiel. Und man braucht auch nicht mehr drüber nachzugrübeln, hab' ich heute wirklich schon die Pille genommen oder hab' ich nicht? Man kann sich seelenruhig mit seinem Mann ins Bett legen. Allerdings mit der Gefahr, daß man schwanger wird.«

»Hatten Sie denn auch eine Spirale?«

»So ist es. Es schien die beste Lösung. In meinem Falle war die Religion der ausschlaggebende Faktor. Nein, lachen Sie nicht, es ist wirklich so. Ich habe mir ausgerechnet, daß ich beim Einlegen der Spirale nur einmal sündige. Wenn ich dagegen die Pille nehme, ist es jedesmal eine Sünde. Ich gehe zwar sowieso nicht zur Beichte. Aber ich hatte Angst, ich würde Schuldgefühle haben. Na, und da bin ich dann zu Dr. Wiseman gegangen und hab' mir die Spirale einsetzen lassen.«

Sally runzelte die Stirn. »Sie waren bei Dr. Wiseman? Sagten Sie Wiseman?«

»Kennen Sie ihn?«

»Ich bin auch bei ihm in Behandlung.«

Jan Ransom schmunzelte. »Dann lassen Sie uns mal rechnen. Wie wahrscheinlich ist es, daß zwei Frauen den gleichen Frauenarzt haben, in gleicher Weise wegen einer Spirale beraten werden, schwanger werden und dann ihr Kind wegen SIDS verlieren?«

Sally Montgomery blieb ernst. Je länger sie darüber nachdachte, es konnte kein Zufall sein, daß auch Jan bei Dr. Wiseman in Behandlung gewesen war.

»Wie dem auch sei«, hörte sie Jan Ransom sagen, »das Leben geht weiter.«

»Genau das sagt meine Mutter, wenn sie mich trösten will,

aber es hilft nicht.«

»Ihre Mutter sagt das, meine auch, alle Mütter würden wohl so reagieren, damit ihre Töchter die Sache bewältigen. Aber haben sie denn nicht recht? Nichts auf der Welt kann Ihre kleine Julie wieder zum Leben erwecken. Wir haben keine andere Wahl, als die Wunden allmählich heilen zu lassen.«

»Das kann ich nicht«, sagte Sally ruhig. »Ich kann nicht so tun, als sei gar nichts Besonderes passiert. Mein Kind ist tot, und ich muß herausfinden, wie es dazu kommen konnte.« Jan wollte etwas sagen, aber Sally hob die Hand. »Hören Sie auf mit der SIDS-Litanei. Das ist keine akzeptable Erklärung.«

»O doch, Sally! Verstehen Sie denn nicht? Die Kinder sind an SIDS gestorben, und für SIDS *gibt* es keine Erklärung.«

Sally blickte auf. »Sie müssen den Eindruck haben, ich bin im Begriff, den Verstand zu verlieren.«

Jan biß sich auf die Lippen. Dann schüttelte sie den Kopf. »Wir haben in den ersten Wochen fast alle den Verstand verloren, deshalb wird Ihnen niemand einen Vorwurf machen. Mein Rat ist: Tun Sie, was Sie glauben, tun zu müssen. Es wird alles wieder gut werden. Ich hatte gehofft, ich könnte Ihnen auf dem Weg zum Seelenfrieden eine Art Abkürzung zeigen. Aber ich sehe, das ist nicht möglich. Trotzdem, ich möchte, daß Sie wissen, ich kann Ihnen das alles sehr gut nachfühlen. Sie müssen es durchstehen.« Sie hob ihr Glas, um Sally zuzuprosten. »Viel Glück!«

Sally war zu Dr. Wiseman unterwegs. Seltsam fremd hörten sich ihre Schritte auf den Fliesen des Krankenhauses an. Sie dachte über ihre Empfindungen nach. Das Krankenhaus hat nichts Besonderes an sich. Ein ganz normales Gebäude. Ich sehe Gespenster. Ich habe Angst vor dem Treffen mit Dr. Wiseman.

Sie war vor der Glastür mit der Aufschrift »Dr. Wiseman« angekommen. Sie trat ein. Die Krankenschwester, die vor dem Karteikasten saß, sah auf. Sie lächelte.

»Guten Tag, Mrs. Montgomery. Hatten Sie einen Termin für heute?« Sie beugte sich über ihren Terminkalender.

»Nein«, sagte Sally. »Ich bin aufs Geratewohl gekommen. Ist es möglich, daß ich Dr. Wiseman ein paar Minuten sprechen kann? Es ist von großer Bedeutung für mich.«

Die Krankenschwester fuhr mit dem Finger auf den Eintragungen in ihrem Block entlang. »Das müßte sich schon machen lassen. Ich werde Sie dazwischenschieben.« Sie nickte ihr freundlich zu. »Ich will Ihnen nichts vormachen. Ihr Termin wird überhaupt keine Schwierigkeiten bereiten. Eine andere Patientin hat abgesagt. Dr. Wiseman hatte vor, in der Zwischenzeit in seinen Fachzeitschriften zu lesen.« Sie lächelte. »Nun, dann muß er die Lektüre eben auf ein andermal verschieben.« Sie stand auf, ging zur Tür mit der Aufschrift »Sprechzimmer«, klopfte an und verschwand. Schon wenig später war sie zurück. Sie machte eine einladende Geste. »Bitte schön, Mrs. Montgomery. Sie können reingehen.«

Dr. Wiseman hielt ihr die Hände entgegen. Er strahlte. »Mrs. Montgomery! Ich freue mich, Sie in so guter Verfassung wiederzusehen.« Er legte den Kopf auf die Seite und musterte sie fragend. »Sie haben doch keine Beschwerden?«

»Ich bin gekommen, um Ihnen einige Fragen zu stellen, Herr Dr. Wiseman. Zum Beispiel, was eine Patientin namens Janelle Ransom betrifft.«

Seine Brauen gingen hoch. »Mrs. Ransom? Wo haben Sie Mrs. Ransom kennengelernt?«

»In einer SIDS-Gruppe. Mein Mann und ich sind zu einem SIDS-Treffen gegangen.«

»Ich verstehe.«

»Wir haben uns dann noch einmal unter vier Augen getroffen. Und bei dieser Gelegenheit habe ich eine merkwürdige Entdeckung gemacht. Sowohl Mrs. Ransom als auch ich trugen eine Spirale, als wir schwanger wurden.«

»Na und?«

»Ist es nicht ein merkwürdiger Zufall, daß zwei Frauen die Spirale tragen und ein Kind bekommen, das dann an SIDS stirbt?«

Dr. Wiseman lehnte sich in seinem Drehsessel zurück und seufzte. Das ist mal wieder typisch, dachte er. Wenn die Mutter eines toten Kindes nicht mehr weiter weiß, dann war der Arzt daran schuld. »Worauf wollen Sie hinaus, Mrs. Montgomery?«

»Wäre es nicht denkbar, daß die Spirale... ich meine, eine solche Spirale könnte doch...«

»Sie meinen, die Spirale hätte das Kind geschädigt, und deshalb wäre das Kind gestorben.« Er beugte sich vor und verschränkte die Hände auf der Schreibtischplatte. »Das ist praktisch ausgeschlossen, Mrs. Montgomery. Eine Schwangerschaft kommt nur zustande, wenn die Spirale vorher ausgestoßen wurde. Wir haben über diesen Punkt gesprochen, bevor ich Ihnen die Spirale einsetzte. Ich habe Ihnen auch gesagt, daß die Spirale viel unsicherer ist als die Pille. Aber die Pille können Sie ja nicht nehmen. Wir hatten den gleichen Fall ja schon einmal bei Ihnen. Bei Ihrer ersten Schwangerschaft war die Spirale vorher abgegangen. Wie dem auch sei, es gibt keine Schädigung der Leibesfrucht durch die Spirale. Gewisse Ähnlichkeiten zwischen dem Fall von Jan Ransom und Ihnen sind rein zufällig. Die einzige Gemeinsamkeit, die ich entdecken kann, liegt in der Tatsache begründet, daß das Kind in beiden Fällen an SIDS gestorben ist. Aber das beweist gar nichts.«

»Wirklich nicht?«

»Wirklich nicht. Ich verstehe trotzdem recht gut, daß Sie zu mir gekommen sind, und ich finde das auch ganz richtig. Sie haben Fragen, und ich bin Ihr Arzt, ich bin dazu da, Ihnen diese Fragen zu beantworten. Was die Hintergründe beim Tod Ihres Kindes angeht, kann ich Ihnen allerdings nicht weiterhelfen.«

Sallys Blick fiel auf den Tischcomputer des Arztes. Sie

wußte, daß dieser Computer mit der Zentralen Datenverarbeitung der Stadtverwaltung von Eastbury verbunden war. Sie selbst war es gewesen, die vor Jahren die Programme zusammengestellt hatte. »Könnten wir uns einmal auf dem Sichtschirm Julies Krankengeschichte ansehen, Dr. Wiseman?«

Der Vorschlag kam unerwartet. Dr. Wiseman dachte nach. Er kam zu dem Ergebnis, daß es keinen vernünftigen Grund gab, den man vorschieben konnte, um der Mutter die Einsicht in die Daten zu verwehren. »Einverstanden«, sagte er schließlich. »Ich werde noch Dr. Malone dazurufen, Julie war seine Patientin, nicht meine.« Er ging zum Telefon und gab die Anweisung, Dr. Malone suchen zu lassen.

»Was versprechen Sie sich von einer Einsichtnahme in diese Unterlagen, Mrs. Montgomery?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Sally. »Ich bin nicht einmal sicher, ob ich den Inhalt der Aufzeichnungen verstehen werde.«

»Ich werde Ihnen gern alles sagen, was Sie wissen wollen«, sagte er. Wenig später ging die Tür auf. Der Kinderarzt trat ein. Er gab Sally die Hand, dann sah er Dr. Wiseman fragend an. Er erklärte ihm den Zweck der Zusammenkunft.

»Vielleicht ist das eine ganz gute Idee«, sagte Dr. Malone, als Dr. Wiseman seine Erklärung beschloß. Es gab, soweit er sich erinnerte, in den Unterlagen nichts, was man zweckmäßigerweise vor der Mutter seiner kleinen Patientin hätte geheimhalten müssen. Sally sah, wie er den Tischcomputer einschaltete und die Daten eintippte. Schließlich nickte er ihr mit einem aufmunternden Lächeln zu. »Bitte, Mrs. Montgomery. Kommen Sie doch bitte auf die andere Seite des Schreibtisches und sehen Sie sich das einmal an.«

Sally nahm neben Dr. Malone Aufstellung. Schriftreihe um Schriftreihe erschien auf der Mattscheibe. Zunächst Name und

Geburtsdatum. Julie Montgomery. Dann die Ergebnisse der monatlichen Untersuchungen des Kindes. Die letzte Untersuchung hatte zwei Tage vor dem Tod stattgefunden. Ein bemerkenswert gesundes Kind, wie Dr. Wiseman kommentierte. Als letztes erschien der Text der Todesurkunde auf dem Bildschirm.

Sally starrte auf die grünleuchtenden Buchstaben. »Ich weiß nicht, wonach ich suchen soll«, sagte sie.

»Man würde in einem solchen Fall auf die Erkrankungen des Kindes achten, auf alles, was irgendwie ungewöhnlich ist«, sagte Dr. Wiseman. »Aber Sie sehen ja selbst, es gibt keine Krankheiten. Julie war gesund, sowohl vor als nach der Geburt.« Er sah Dr. Malone an. Der nickte.

Sally drückte auf eine der Tasten. Das Bild verschwamm. Schließlich wurde eine Kolonne aus Zahlen und Buchstaben sichtbar. »Was ist das?« fragte sie.

Dr. Malone zuckte die Schultern. »Die Resultate der Labortests. Blutanalysen, Gewebeanalysen, Urinuntersuchungen. Routinetests.«

»Ich verstehe.« Sie wollte sich abwenden, als in der linken unteren Ecke des Bildes eine neue Buchstabenfolge auftauchte. »Und das?« fragte sie.

»Nur ein Code«, erwiderte Dr. Malone. »Er bedeutet, daß die eingespeicherten Daten an ein Institut in Boston übermittelt wurden, an das Children's Health Institute for Latent Diseases.«

»Wozu braucht das Institut in Boston denn die Daten meiner Tochter?« fragte Sally.

»Ich weiß es wirklich nicht«, sagte Dr. Malone. »Und ich fürchte, das CHILD-Institut weiß es auch nicht.«

»Wollen Sie allen Ernstes sagen, dieses Institut in Boston läßt sich Daten von Kindern übermitteln und weiß dann nicht, was es mit diesen Daten anfangen soll?«

»So wollte ich das nicht sagen«, schränkte er ein. »Ich glaube, ich muß da etwas weiter ausholen. Man nennt so etwas

eine repräsentative Querschnittuntersuchung. Man stellt nach dem Prinzip der Zufälligkeit...«

Sie schnitt ihm das Wort ab. »Ich weiß, was eine repräsentative Querschnittuntersuchung ist. Ich habe solche Programme selbst zusammengestellt.«

Ihre Erinnerung wanderte in jene Zeit zurück, wo sie die Programme für die Stadtverwaltung gemacht hatte. In der Tat brauchte man nur eine kleine repräsentative Datenmenge von Einwohnern, um bestimmte Fragen zu beantworten, die sich bei der Verwaltung der Bürger stellten.

Für einen Laien klang das alles recht geheimnisvoll. In Wirklichkeit, und Sally Montgomery wußte das, war es ein durchaus legitimes und verlässliches Verfahren in der Verwaltung. Je größer der Ort, um so kleiner konnte man den Prozentsatz der Bevölkerung auswählen, deren Daten man in den Computer einspeiste.

In Eastbury hatte man beispielsweise nur ein paar hundert Leute untersucht, als vor ein paar Jahren eine Epidemie ausbrach. Deren Kontrolle über Monate hinweg lieferte dann ein genaues Bild über die Entwicklung der Krankheit.

»Worum geht es dem CHILD-Institut denn eigentlich bei diesen Studien?« fragte sie.

»Vermutlich um die Frage, wie gesund der Durchschnitt der Kinder ist«, erwiderte Dr. Malone. »Das Institut und andere Stellen haben die Daten einiger Kinder, die nach dem Zufälligkeitsprinzip ausgewählt wurden, in regelmäßigen Abständen abgerufen. Es hat wirklich nichts Besonderes zu bedeuten, daß Julies Daten weitergegeben wurden. Das CHILD-Institut hatte vor, Julie bis zu ihrem einundzwanzigsten Lebensjahr zu beobachten.«

»Wie konnten Sie es zulassen, daß die Daten meiner Tochter an Dritte weitergegeben wurden?« fragte Sally. Sie kannte sich aus mit Computern. Vor allem war sie informiert über die Möglichkeiten, die eine automatische Datenverarbeitung den

Behörden eröffnete. Jeder Bürger konnte damit nach Belieben ausspioniert werden, ohne daß er selbst je davon erfuhr.

Dr. Wiseman schaltete sich ein. »Das ist doch alles ein Mißverständnis. Nicht der Name Ihrer Tochter wurde weitergegeben, nur die Daten aus den verschiedenen Untersuchungen. Andernfalls hätten wir uns ja gar nicht mit dem ganzen Projekt einverstanden erklärt.« Er deutete auf die grünflimmernden Zahlenreihen. Dann lächelte er Sally zu. »Alles, was CHILD weiß, ist, das Kind Nr. 9682 ist an SIDS gestorben. Weiter weiß CHILD, welchen Blutdruck und dergleichen die Kleine bei den verschiedenen Untersuchungen gehabt hat. Damit ist doch keine Geheimhaltungspflicht verletzt worden. Wenn Sie Software-Programme zusammengestellt haben, Mrs. Montgomery, dann wissen Sie doch selbst, daß die Namen in solchen Fällen nicht übermittelt werden. Außerdem ist an dem Projekt von CHILD überhaupt nichts Besonderes. CHILD weiß den Namen des Kindes nicht und interessiert sich auch gar nicht dafür. Es handelt sich um eines unter Hunderten von Forschungsprogrammen, wie sie jedes Jahr durchgeführt werden. Sie wissen auch, Mrs. Montgomery, daß die Computer die Namen der Patienten löschen, sobald Codenummern eingespeist sind.«

»Und das glauben Sie?« gab Sally wütend zurück. »Wie will solch ein Institut denn den Lebensweg eines Menschen verfolgen, wenn es den Namen des Betreffenden nicht kennt. Die Leute ziehen erfahrungsgemäß alle paar Jahre um, innerhalb der Stadt oder innerhalb der Bundesstaaten. Man kann sie nur über den Namen wiederfinden. Außerdem gibt es eine Person aus Fleisch und Blut, die alles in den Computer einspeichert. Die Verbindung zwischen Code und Name ist also leicht zu knüpfen. Wie leicht, das sehen Sie ja, wenn Sie auf den Bildschirm blicken. Dort steht Julies Name und ihre Codenummer. Jedermann in der Stadtverwaltung von Eastbury kann diese Daten abrufen.« Sie hatte sich in Zorn geredet.

»Was den medizinischen Bereich angeht, da sind Sie beide die Experten, zugegeben. Aber was Computerprogramme angeht, da kenne ich mich besser aus als Sie. Ich weiß, wie man Computer bedient. Ich weiß, was Computer können und was sie nicht können. Etwas, was Computer besonders gut können, ist, Daten austauschen. Wenn jemand weiß, wie man Computer bedient, und wenn er die Schlüsselcodes kennt, dann kann er über jeden Menschen in den Vereinigten Staaten alles herausbekommen, was er nur wissen will. Wenn man dann noch besonders begabt ist, dann kriegt man aus den Computern sogar die Daten raus, die laut Programmierung eigentlich nicht weitergegeben werden dürfen.« Sie war aufgestanden und durchquerte den Raum mit nervösen Schritten. »Warum haben Sie mich nicht von diesem Forschungsprogramm unterrichtet, bevor Sie Julies Daten an Dritte weitergaben? Ich bin schließlich die Mutter des Kindes. Wenn sich jemand für die Krankheitsunterlagen meiner Tochter interessiert, dann habe ich ein Recht darauf, das zu erfahren.«

»Aber Mrs. Montgomery, Sie steigern sich da in etwas hinein, was in keinem Verhältnis...«

»Ich will Ihnen sagen, was ich vermute!« unterbrach sie ihn. »Julie war krank, und das CHILD-Institut wußte das. Deshalb haben sie sich die Daten übermitteln lassen.«

Dr. Wiseman war aufgestanden. »Nun hören Sie mir einmal in aller Ruhe zu, Mrs. Montgomery!«, sagte er förmlich. Sie nahm in einem Sessel Platz.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich werde ganz einfach das Gefühl nicht los, daß Julie durch fremde Einwirkung gestorben ist. Es war nicht SIDS.«

Dr. Wiseman war an seinem Platz hinter dem Schreibtisch zurückgekehrt. Ihm war klar, daß Sally Montgomery unter Streß stand. Die dunklen Ränder unter ihren Augen, die hektischen Flecken auf ihren Wangen, das Zucken um den Mund, all das war zu verräterisch.

»Mrs. Montgomery«, sagte er mit sonorer Stimme, »der Tod Ihrer Tochter ist ein ganz normaler Fall von SIDS, glauben Sie mir.« Er sah, wie sich ihre Haltung versteifte, und gab Dr. Malone ein Zeichen.

»Dr. Wiseman hat völlig recht«, ließ sich der Kinderarzt vernehmen. »Es gibt nichts Besonderes an den Krankheitsdaten Ihrer Tochter Julie. Nichts, woraus sich für das CHILD-Institut oder andere Stellen irgendwelche geheimnisvollen Rückschlüsse ziehen ließen.«

Dr. Wiseman nickte. »Was CHILD angeht, so sollten Sie wissen, daß es sich um ein sehr renommiertes Institut handelt. Diese Leute haben auf dem Gebiet der Medizin Großartiges geleistet. Wenn die Gesundheit der Kinder heute im Durchschnitt besser ist als früher dann verdanken wir das dem Institut. Es ist einfach unvernünftig, irgend etwas...« Sie musterte ihn, während er nach dem passenden Wort suchte. »... Bedrohliches in der Tatsache zu sehen, daß Julies Daten in einem der zahlreichen Forschungsprogramme von CHILD Verwendung gefunden haben.« Er hatte die Stimme sinken lassen. Etwas Versöhnliches, Väterliches ging auf einmal von ihm aus. »Ich werde Ihnen die Adresse des Instituts geben, und ich empfehle Ihnen, das Institut aufzusuchen und mit den Leuten zu sprechen. Man soll Ihnen sagen, um was für ein Forschungsprogramm es sich handelte. Und man soll Ihnen auch erklären, auf welche Weise man Julie für das Programm auswählte. Einverstanden?«

Sally antwortete mit einem kontrollierten Lächeln. »Sie bieten Selbstverständlichkeiten an, Dr. Wiseman. Ich brauche Ihre Empfehlung nicht, um zum CHILD-Institut zu gehen.« Sie stand auf, ergriff ihre Handtasche und ging zur Tür. Sie war stehengeblieben und hatte sich umgewandt. »Meine Tochter ist nicht an SIDS gestorben, ihr ist etwas ganz anderes zugestoßen. Ich weiß, daß Sie mich beide für hysterisch halten. Aber das ist mir egal. Ich werde herausfinden, woran Julie gestorben ist,

darauf können Sie sich verlassen.«

Sie verließ den Raum. Dr. Wiseman schaltete den Tischcomputer aus. »Es war nicht zu vermeiden.«

Dr. Malone, deutlich jünger als Dr. Wiseman, nickte. »Das macht doch nichts, mein lieber Kollege. So sind die Patientinnen nun einmal. Solche Zusammenstöße gehören zur Arbeit eines Arztes.«

Dr. Wiseman kehrte an seinen Tisch zurück. Er entfaltete ein Fachmagazin. Dr. Malone verstand den Wink. Dr. Wiseman wollte alleingelassen werden.

Als der jüngere Arzt gegangen war, legte Dr. Wiseman das Magazin aus der Hand. Sally Montgomery. Sie hatte sich immer noch nicht mit dem Tod ihrer Tochter abgefunden. Die These, eine geheimnisvolle Kraft, eine anonyme Organisation wie CHILD habe den Tod ihrer Tochter herbeigeführt, hatte sich bei dieser Frau zur fixen Idee verdichtet. Seufzend nahm er den Hörer von der Gabel. Dann wählte er.

Mit langsamen Schritten ging Sally den Krankenhausflur entlang. Die Art und Weise, wie Dr. Wiseman auf ihre Fragen, auf ihre Verzweiflung reagiert hatte, machte sie wütend. Trotz der altväterlichen Tarnung, mit der er sich umgab, beim heutigen Gespräch war eine Arroganz zum Ausdruck gekommen, die ihr früher an diesem Mann nie aufgefallen war.

Oder habe ich diesen Teil seines Charakters nicht sehen wollen?

Sie stieß das Portal auf und trat in den warmen Frühlingstag hinaus. Wie erfrischend war es doch, die Freiheit zu atmen. Dr. Wisemans Sprechzimmer war ihr wie eine Gefängniszelle vorgekommen. Wie dumm, wie inhaltslos waren doch die Sprüche, mit denen er sie seit zehn Jahren abzuspeisen versuchte. Daß man den Realitäten ins Auge sehen mußte. Daß es im Leben nicht immer so ging, wie man es sich erträumte, und was dergleichen Allgemeinplätze mehr waren.

Er ist mein Gegner, dachte sie. Wenn ich wieder mit ihm

spreche, muß ich mich in acht nehmen.

Sally Montgomery sah auf die Uhr am Armaturenbrett des Wagens. Es war kurz nach drei. Sie war nur noch einen Häuserblock von der Eastbury Elementary School entfernt. Sie parkte den Wagen vor dem Eingang der Schule und stellte die Zündung ab. Vielleicht werde ich Jason ein Eis kaufen, dachte sie. Sie versuchte sich sein Gesicht vorzustellen, wenn sie ihm das anbot. Irgendwo im Hinterkopf war der Gedanke an die beiden Ärzte, mit denen sie sich soeben unterhalten hatte.

Ich habe den beiden unrecht getan, dachte sie. Wenn jemand hier Dreck am Stecken hat, dann dieses CHILD-Institut in Boston, nicht die Mediziner, die Julie und mich betreut haben. Das Institut steckte seine Nase in Dinge, die niemanden etwas angingen. Eben das war ja das Problem, das die Computer der Nation beschert hatten. Die Daten jedes einzelnen Menschen wurden einer Kaste von einflußreichen Insidern preisgegeben. Der Überwachungsstaat. Wohin man sah, Computerkassetten, Streifen, Bänder, gespeicherte Informationen, in welcher Form auch immer. Das meiste, was da gespeichert wurde, war schon im Augenblick der Aufzeichnung nutzlos. Trotzdem wurden die Informationen aufbewahrt. Und warum? Sally Montgomery war in ihren Berufsjahren als Computerprogrammiererin zu der Überzeugung gekommen, daß all das Gerede von Forschung und Wissenschaft eine einzige große Lüge war. Die einen Menschen waren neugierig, was die anderen trieben. Sie nützten ihr Wissen aus, um Macht über diese Menschen auszuüben.

Gewiß, die Technologie, die hinter dieser neuen Schnüffelnkultur stand, war faszinierend. Aber die Nachteile überwogen die Vorteile. Was zur Erleichterung, mit der Hoffnung auf Fortschritt und mehr Lebensqualität, geschaffen worden war, wandte sich jetzt gegen jene, die es schützen sollte.

Das CHILD-Institut hatte also vorgehabt, Julie einundzwanzig Jahre lang zu überwachen. Wie hatte man sich das denn vorgestellt? Das Institut verfügte ja nur über die Daten, die im Krankenhaus gespeichert waren. Was wäre geschehen, wenn Julie als heranwachsendes Kind, als Teenager genauso gesund gewesen wäre wie Jason? Dann wären im Krankenhaus von Eastbury keinerlei neue Daten mehr eingespeichert worden. Wie also konnte das Institut Aktuelles über das Kind in Erfahrung bringen?

Plötzlich hatte sie die Lösung.

Die Karteiblätter, die in der Schule geführt wurden.

Sie öffnete die Wagentür und stieg aus. Das Läuten der Pausenglocke war zu hören. Die ersten Kinder kamen aus dem Portal gelaufen. Wenig später erkannte sie Jason. Sie winkte ihm zu. Er wartete und ließ ein Auto vorbeifahren, dann kam er quer über die Straße gerannt.

»Weißt du was?« begrüßte sie ihn. »Ich hatte in der Nähe zu tun und bin gekommen, um dich zu einem Eis einzuladen.« Strahlend kletterte er zu ihr in den Wagen. Sie wollte gerade losfahren, als ihr etwas einfiel. »Warte auf mich«, sagte sie zu ihrem Sohn gewandt. »Ich habe noch rasch etwas in der Schule zu erledigen.« Sie wartete seine Reaktion nicht ab, sondern schwang sich aus dem Wagen. Zügigen Schrittes ging sie auf das Schulgebäude zu.

»Sind Sie Mrs. Oliphant?«

Die Schulschwester sah von ihrem Schreibtisch auf. Ein strahlendes Lächeln. Sie stand auf. »Ganz recht. Ich bin Mrs. Oliphant.«

»Mein Name ist Montgomery. Sally Montgomery. Ich bin Jasons Mutter.«

»Das erklärt zugleich, warum wir uns noch nie gesehen haben«, sagte Mrs. Oliphant fröhlich. »Ich lerne nur die Eltern jener Kinder kennen, die oft krank sind.« Das Lächeln wich aus ihrem Gesicht. »Es tut mir leid, Mrs. Montgomery. Vielleicht

habe ich Sie verletzt, wenn ich das sage. Wie dumm von mir. Wir nehmen in der Schule großen Anteil an dem Unglück, das Sie getroffen hat.«

»Sie wissen von der Sache mit Julie?« fragte Sally. Sie war erleichtert, daß sie der Schulschwester nicht die Geschichte vom rätselhaften Tod Julies erzählen mußte.

»Aber natürlich, Mrs. Montgomery. Die ganze Stadt weiß davon. Ich würde so gern etwas tun, um Ihre Verzweiflung zu lindern. Ich war schon drauf und dran, mit Jason darüber zu sprechen. Aber dann habe ich mir gesagt, das tust du besser nicht. Misch dich nicht ein. Allerdings habe ich, seitdem seine Schwester gestorben ist, ein besonderes Augenmerk auf Ihren Jungen. Soweit ich das beobachten kann, hat er den Verlust seiner Schwester ganz gut verwunden. Er ist überhaupt ein Junge, auf den Sie stolz sein können.«

Sally nickte. Sie dachte nach, wie sie auf das Thema zu sprechen kommen könnte, das ihr am Herzen lag. »Ich habe Jason gerade abgeholt«, sagte sie. »Er wartet draußen im Wagen auf mich. Ich wollte die Gelegenheit benutzen, um Sie etwas zu fragen, Mrs. Oliphant.«

»Gerne«, sagte die Schulschwester. Sie ließ sich in ihren Drehstuhl sinken.

»Vielleicht kommt Ihnen die Frage etwas merkwürdig vor«, begann Sally. »Es geht um ein Institut in Boston, das sich...«

»Sie meinen sicher das CHILD-Institut«, sagte Mrs. Oliphant.

»Sie kennen CHILD?«

»Gewiß doch. Das Institut fragt regelmäßig die Daten bestimmter Schüler ab.«

»Über Computer?«

»So ist es. Sie bringen ihre Unterlagen alle paar Monate aufs laufende. Es handelt sich um ein Forschungsprojekt. Die Kinder werden dabei bis zu einem bestimmten Alter...«

»Bis zum Alter von einundzwanzig Jahren, nicht wahr?« warf Sally ein.

»Ganz recht. Man will die Kinder bis zum Alter von einundzwanzig Jahren beobachten. Ich sehe, Sie wissen über das Projekt Bescheid. Als ich neulich mit Mrs. Corliss über das CHILD-Projekt sprach, war sie sehr erstaunt. Sie wußte gar nicht, daß es so etwas gab. Ich hatte immer angenommen, die Schule hätte die Eltern der Kinder darüber informiert. Aber bei Mrs. Corliss war das offensichtlich nicht der Fall.« Ihre Miene verdüsterte sich. »Ich bin so traurig für Mrs. Corliss, daß Randy von zu Hause fortgelaufen ist.«

»Ich möchte, daß Sie mir mehr über CHILD erzählen, Mrs. Oliphant.« Sie berührte die Schulschwester am Arm.

»Nennen Sie mich Annie. Also gut, ich sage Ihnen gern alles, was ich weiß. Ihr Sohn Jason gehört zu den Kindern, deren Daten an CHILD übermittelt werden. Ebenso Randy Corliss und zwei jüngere Kinder.«

»Ich verstehe.«

»Randys Mutter hat das Verschwinden ihres Sohnes übrigens sehr mitgenommen«, sagte die Schulschwester. »Alle glauben, der Junge ist von zu Hause fortgelaufen. Sie hingegen meint, er ist entführt worden. Ich glaube, sie kann sich ganz einfach nicht vorstellen, daß ihr der eigene Sohn davonläuft. Deshalb die Idee mit der Entführung.«

»So könnte es sein«, murmelte Sally. Ihr war schwindlig geworden. Nur mit Mühe gelang es ihr von dem Stuhl aufzustehen, den ihr Annie Oliphant angeboten hatte. »Ich danke Ihnen, Annie. Sie haben mir großartig weitergeholfen.« Dann fiel ihr Blick auf den Karteikasten. Irgendwo dort war auch Jasons Akte. »Könnten Sie mir eine Kopie von Jasons Akte machen, Annie?«

Die Schulschwester zögerte. Es war gegen die Vorschriften, daß sie Lucy Corliss eine Kopie von Randys Unterlagen ausgehändigt hatte. Jetzt verlangte man schon das zweite Mal von ihr, daß sie gegen die Weisungen der Schulbehörde verstieß.

Andererseits, man mußte auch bedenken, daß beide Frauen ein schweres Schicksal hatten. Mrs. Oliphant suchte Jasons Akte heraus und verschwand auf dem Flur, um den Inhalt zu fotokopieren. Als sie zurückkam, reichte sie Sally einen Stapel Kopien. »Es freut mich, daß ich Ihnen einen Gefallen tun konnte.« Sie sah Sally Montgomery nach, wie sie die Treppe hinuntereilte und zu ihrem Wagen ging. Dann wandte sie sich wieder ihrer Kartei zu.

CHILD. Die Schulschwester war nachdenklich geworden. Über welche Informationen verfügte das Institut? Und wofür wurden die Daten verwendet? Erst jetzt wurde ihr klar, daß CHILD keinerlei Erklärung über den Zweck des ganzen Projektes gegeben hatte. Es gab Datenbanken im ganzen Land. Die Daten der Bürger, sogar die Krankheitsunterlagen der Kinder wurden computermäßig erfaßt. Warum? Zu welchem Zweck? Und mit welchen Auswirkungen?

Eine der Auswirkungen würde sein, daß niemand mehr verschwinden konnte. Wo immer ein Mensch auch hinging, man konnte ihn aufspüren. Man brauchte nur gewisse Daten in den Zentralcomputer einzugeben.

Annie Oliphant war nicht sicher, daß das eine gute Sache war.

Im Leben eines Menschen ergab sich manchmal die Notwendigkeit, sich zu verbergen, sich irgendwohin zu flüchten, wo ihm niemand folgen konnte. Es war nicht gut, wenn man den Menschen diese Möglichkeit nahm.

Eine beklemmende Idee, sich vorzustellen, daß die Daten, die Besonderheiten, die Fähigkeiten und sicherlich auch die Fehlschläge jedes Menschen in Computerbändern gespeichert wurden.

Irgendwo in den Datenbänken von CHILD, vielleicht auch bei anderen Stellen, lagerten die Daten eines neunjährigen Jungen, der seiner Mutter weggelaufen oder entführt worden war. Es war das erste Mal, daß Annie sich erschrocken die Frage

stellte: Sind *meine* Daten auch gespeichert?

Jason Montgomery war auf den Hof gegangen. Er spielte. Lucy hatte Sally in die Küche eingeladen. Die beiden Frauen tranken Kaffee.

Seit einer halben Stunde unterhielten sie sich über das Forschungsprogramm, von dem ihre Kinder, ohne Wissen der Eltern, erfaßt wurden.

»Warum sind gerade unsere Kinder ausgewählt worden? Das will mir nicht in den Kopf.« Sally stellte ihre Tasse auf den Tisch zurück. »Wonach sucht das Institut?«

Lucy hob resigniert die Schultern. »Ich wünschte, ich hätte eine Antwort darauf, Sally. Vielleicht kann ich Ihnen nächste Woche mehr sagen. Ich habe mich für Montag im Institut angemeldet, und ich werde die Büros dort nicht eher verlassen, bis man mir Aufklärung gegeben hat, was es mit diesem ganzen Projekt auf sich hat.«

»Was macht Sie denn so sicher, daß CHILD irgend etwas mit Randys Verschwinden zu tun hat?«

Lucy seufzte. »Ich bin keineswegs sicher. Es ist nur eine Vermutung, ein Verdacht. Es ist die einzige Spur, die ich zufassen bekam. Der rote Faden heißt *kerngesunde Jungen*. Das CHILD-Institut interessiert sich für die Untersuchungsdaten von kerngesunden Jungen. Ist das nicht merkwürdig für eine Institution, die sich angeblich mit der Erforschung von Krankheiten befaßt? Und dann stellt sich noch eine zweite Frage. Wie konnte das Institut im vorhinein wissen, daß bestimmte Kinder in den Folgejahren kerngesund sein würden? Die Überwachung begann in der Kleinkindphase. Es paßt irgendwie nicht zusammen, finde ich.«

»Es gäbe eine mögliche Erklärung«, sagte Sally nachdenklich. »Das Institut hat seine Untersuchungen vielleicht mit einer ziemlich großen Menge begonnen. Sie haben im Laufe der Zeit andere Kinder ausgeschieden. Es gibt

vielleicht keine gezielte Beobachtung von Randy und Jason. Was wir als gezielt empfinden, ist nur Zufall. Wenn das Institut im Laufe der Jahre feststellt, Randy und Jason sind besonders gesunde Jungen, wird man sie vielleicht aus der Untersuchung rausnehmen. Das Institut wird sich dann nur um die Kinder kümmern, die in der fraglichen Phase krank geworden sind.«

»Vielleicht«, echote Lucy ärgerlich. »Vielleicht hat meine Tante Räder. Dann war's nämlich ein Auto. Lassen wir uns von den Ärzten doch nicht verrückt machen, Sally. Denken wir doch einmal nach! Annie Oliphant hat Ihnen gesagt, daß in der ganzen Schule nur vier Jungen Von CHILD überwacht werden. Alle vier sind jünger als Randy. Wenn ich hingegen Ihrer These von vorhin folge, dann müßten viel mehr Kinder von CHILD erfaßt werden, zumindest in der frühen Phase, im Kindergarten und in den ersten Klassen. Das ist, wie wir wissen, nicht der Fall. Nur vier Kinder. Und das bedeutet, das ›Children's Health Institute for Latent Diseases‹ in Boston *wußte*, diese Kinder würden jahrelang nicht krank werden.«

»Und Julie? Wie paßt Julie in das ganze hinein?«

Lucy legte ihr die Hand auf den Unterarm. »Es tut mir so leid wegen Julie«, sagte sie leise. »Ich weiß nicht, wie sich Julie mit meiner These vereinbaren läßt. Vielleicht hatte sie irgendwelche Besonderheiten in gesundheitlicher Hinsicht, von denen Sie nichts erfahren haben.«

»Vielleicht«, sagte Sally. »Vielleicht auch nicht.« Sie war aufgestanden. »Wir kommen auf diese Weise nicht weiter, Lucy. Vielleicht sind wir beide verrückt. Vielleicht sollten wir nicht weiter die Stecknadel im Heuhaufen suchen. Vielleicht sollte ich mein Leben neu aufbauen und mir nicht weiter den Kopf über die Todesursache meines Kindes zerbrechen.«

»Aber so denken Sie doch an Ihren Sohn Jason. Julie ist tot. Randy ist verschwunden. Vielleicht ist Jason der nächste, dem etwas zustößt. Er gehört zu den Kindern, dessen Daten an CHILD übermittelt werden.«

Sally schüttelte den Kopf. »So kann man das nicht sehen. Die drei sind doch nur ein winziger Prozentsatz der Kinder, die insgesamt von dem Projekt erfaßt sind.« Sie dachte nach. Und dann sah Lucy, wie ihr die Tränen in die Augen schossen. »Sie müssen mir das nicht übelnehmen, Lucy. Ich versuche die Dinge mit dem Verstand zu erfassen. Und dabei spüre ich ganz genau, Sie haben recht. Ich mache mir Sorgen wegen Jason, obwohl ich es nicht gern zugebe. Seit Julie starb, mache ich mir Sorgen wegen des Jungen. Ich bin nervös. Ich bin unausstehlich. Ich kann meiner Arbeit nicht mehr nachgehen. Ich habe Angst, verrückt zu werden. Und was das Schlimmste ist: Ich sehe kein Licht im Tunnel.«

»Dann bleibt Ihnen keine andere Wahl, als abzuwarten«, sagte Lucy. »Unternehmen Sie eine Weile lang gar nichts. Zumindest sollten Sie bis Montag warten, bis ich aus Boston zurück bin. Ich werde verlangen, daß mir die Leute im CHILD-Institut klaren Wein einschenken. Wenn ich über neue Informationen verfüge, können wir gemeinsam die nächsten Schritte überlegen. Okay?«

Sally nickte. Wenig später saß sie in ihrem Wagen. Jason saß neben ihr. Sie hatte den Heimweg eingeschlagen. Verstohlen beobachtete sie ihren Sohn.

Was war Besonderes an diesem Jungen?

Tief in ihrem Herzen hoffte sie, daß er ein Junge war wie jeder andere.

Jedenfalls sah er aus wie die anderen.

Aber das war vielleicht nur eine zweite Haut, die man ihm übergestreift hatte.

Steve und Sally Montgomery spielten ein Spiel. Das Spiel hieß: Tun wir so, als ob nichts geschehen sei.

So natürlich, so unbeschwert sie sich gebärdeten, die Leere im Haus nahm bedrückende Formen an. Es gab Räume, die sie nicht mehr zu betreten wagten.

Es war Abend. Steve hatte den dritten Martini

hinuntergestürzt. Das ungemütliche Gefühl in der Magenrube hatte das nicht zu vertreiben vermocht. Im Gegenteil. Er spürte, wie die Depression, unter der er litt, immer lähmender wurde.

Er stand an der Bar, um sich ein viertes Glas einzugießen. »Gibt's kein Abendessen heute abend?« hörte er sich sagen. Es klang schneidend, verletzend. Kaum daß die Worte heraus waren, taten sie ihm leid.

Sally musterte ihn mit einem erstaunten Blick. »Wenn du's so eilig hast, warum machst du dir das Abendessen nicht selbst«, sagte sie schnippisch.

Jason, der vor dem Fernseher kauerte, sah auf. »Warum fahren wir nicht in irgendein Restaurant?« schlug er vor.

»Weil ich zufällig kein Millionär bin«, sagte Steve. Er sah, wie die Mundwinkel des Kleinen zu zittern begannen. Er leerte das Glas und stellte es auf den Tisch zurück. »Tut mir leid, war nicht so gemeint. Ich bin etwas nervös heute abend, weißt du.«

Jason war ratlos. »Ist schon gut«, sagte er schließlich. Wenige Minuten später verließ er das Wohnzimmer und verschwand in seinem Zimmer.

Als die Tür des Kinderzimmers ins Schloß fiel, wandte sich Sally Montgomery ihrem Mann zu.

»Ich muß dir etwas Wichtiges sagen, Steve. Es geht nicht nur um Julie bei der ganzen Sache. Auch Jason ist bedroht. Es gibt das CHILD-Institut, ob wir's wollen oder nicht. Sie fragen regelmäßig alle Daten unseres Sohnes ab. Und wir tapen im dunkeln.«

»Hör auf damit!« stöhnte Steve. Er kannte die Litanei. Wieder und wieder hatte ihm Sally in den vergangenen Tagen von der Computerüberwachung erzählt, der die Kinder unterworfen waren. Die Schlußfolgerungen, die sie daraus zog, waren abenteuerlich. In Steves Sicht hatte das alles nichts zu bedeuten. Ein *Zufall*, weiter nichts. Warum konnte Sally das Thema nicht endlich ruhenlassen. »Verschone mich mit deinen Unkenrufen über das Computerprogramm des CHILD-

Institutes!« herrschte er sie an. »Ich kann's wirklich nicht mehr hören.«

So ging das jetzt seit der Beerdigung. Ihre Ehe war aus dem Takt geraten. Steve war nicht mehr imstande, Freude oder Genugtuung zu empfinden, weder im Beruf noch daheim. Er kam sich in seinem eigenen Körper wie ein Fremder vor, wie ein mißgelaunter alter Mann, der seine Umgebung mit sarkastischen Sprüchen heimsuchte. Dabei wußte er genau, wo die Lösung für seine und für Sallys Probleme lag. Sie mußten Julie vergessen. Sie mußten vergessen, daß es Julie je gegeben hatte. Irgendwie mußten sie das Rad der Zeit in jene Stellung zurückdrehen, wo es nur Steve, Sally und Jason gegeben hatte. Nur wenn das gelang, konnten sie wieder eine glückliche Familie werden.

Aber es war nicht möglich, das Kind aus der Erinnerung zu vertreiben. Keine Stunde verging, wo Steve nicht durch irgendeine Bemerkung, einen Gegenstand oder durch eine gedankliche Assoziation an Julie erinnert wurde. Wenn das geschah, lief ihm die Galle über. Die kaum verheilte Wunde riß auf.

Er verspürte den Wunsch, anderen Menschen wehzutun. Als Opfer war dann jeder recht. Sally, Jason, wer auch immer. Das Schlimmste jedoch war, er konnte daran nichts ändern, obwohl ihm die Sinnlosigkeit und die Ungerechtigkeit seines Verhaltens bewußt war. Er war nicht einmal in der Lage, ein Gespräch mit Sally zu beginnen, in dem sie ihre Schwierigkeiten gemeinsam ausräumten.

Er steckte in einer Sackgasse. Keine Ahnung, wie Sallys Sturköpfigkeit beizukommen war. Die Zeit heilt alle Wunden, so hieß es. Aber Sallys Wunden waren nicht verheilt. Ebensowenig wie seine eigenen. Und dann war da heute nachmittag noch der Anruf von Dr. Wiseman gewesen.

Er machte sich Sorgen wegen Sally, hatte der Arzt gesagt. Und dann waren einige medizinische Fachausdrücke gefallen,

deren Bedeutung Steve nicht ganz zu erfassen vermochte. Worte, die ihn wie ein Schlag ins Gesicht getroffen hatten.

»Verfolgungswahn.«

»Paranoide Vorstellungen.«

»Eine schwere Neurotikerin.«

Es lief darauf hinaus, daß Sally nicht vergessen konnte. Während er, Steve, bereit war, in die Zukunft zu schauen, so grau der Ausblick auch sein mochte, zerfleischte sie sich in der Erinnerung. Sie griff nach jedem Strohalm. Sie sah Feinde, wo keine waren. Wenn das so weiterging, so der Tenor des Anrufs von Dr. Wiseman, würde Sally in der Anstalt landen.

Das Abendessen. Eine unglückliche Stimmung beherrschte den Tisch. Steve hatte an der Schmalseite des Tisches Platz genommen, Sally ihm gegenüber, so daß sie möglichst weit voneinander entfernt saßen. Dazwischen Jason. Der Junge verstand den Konflikt nicht, der sich zwischen seinen Eltern entsponnen hatte. Er ahnte nur, daß es etwas mit Julie zu tun hatte. Jedenfalls liebten sich seine Eltern nicht mehr, das war nicht zu übersehen. Wie an den anderen Abenden, so schaufelte Jason auch heute das Essen, so schnell es ging, in sich hinein. Dann stand er auf und verflüchtigte sich in sein Zimmer.

Als er den Raum verlassen hatte, begann Steve seine Serviette zu falten. Er legte sie im rechten Winkel an die Tischkante. »Ich möchte mit dir reden, Sally«, sagte er.

Sallys Lippen waren schmal geworden. Abweisend sah sie ihn an. »Hast du vor, dich zu entschuldigen, wegen vorhin?«

»Auch das«, sagte er. »Auch das.« Dann wußte er plötzlich nicht mehr, wie er anfangen sollte. Als das Schweigen drückend wurde, nahm er einen neuen Anlauf. »Schau mal, Sally, ich weiß ja, daß wir beide unter einem ungeheuren Druck stehen, nach dem, was passiert ist. Jeder muß auf seine Weise damit fertigwerden. Aber trotzdem mache ich mir Sorgen um dich. Heute hat mich Dr. Wiseman angerufen.«

»Ach ja, hat er das«, sagte sie schneidend. »Ich kann dir auch verraten, was er über mich erzählt hat. Ich bin hysterisch, nicht wahr? Ich sehe Gespenster.«

»Aber Sally.« Er gab sich Mühe, sie nicht noch mehr gegen sich aufzubringen. »Dr. Wiseman hat nichts dergleichen gesagt. Er hat nur gesagt, daß dein Gesundheitszustand ihm Sorgen macht. Und er hat ja recht. Ich sehe dich ja täglich vor mir, dir geht es nicht gut. Wir können nicht so weitermachen. Wir machen uns doch gegenseitig kaputt. Schau uns doch an. Wir sprechen kaum noch miteinander. Wenn wir sprechen, dann streiten wir, wie vorhin. Und Jason leidet darunter. So etwas wirkt sich auf Kinder sehr nachteilig aus.«

Was er sagte, tat ihr weh. Um so mehr, als es die Wahrheit war. Und trotzdem war sie nicht bereit, die Erinnerung an ihre kleine Julie der Ehe und dem Kind zu opfern. Zuerst mußte sie sich von der Schuld reinwaschen. Von dem Verdacht, daß sie selbst Schuld am Tode ihres Kindes trug. Gelang ihr das nicht, wie sollte sie Jason je wieder eine gute Mutter sein? Wie konnte sie ihren Seelenfrieden wiederfinden, wenn in ihrem Unterbewußtsein die Furcht lauerte? War sie eine Mörderin? Das Problem schien unlösbar. Da war der blutige Nebel der Vergangenheit. Und auf der anderen Seite der kleine Jason, der sie brauchte, und Steve, ihr Mann. Ich liebe sie beide, dachte Sally. Zumindest für heute abend will ich die Vergangenheit vergessen und den beiden eine gute Mutter und Frau sein.

»Du hast recht«, sagte sie. »Es tut mir so leid, Steve.« Sie lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und begann, mit der Gabel zu spielen. »Ich weiß, das klingt falsch und hohl, wie ich das sage. Unser Glück zerbricht, und alles, was mir dazu einfällt, ist eine Höflichkeitsfloskel. Es tut mir leid. Aber wir wollen es trotzdem versuchen. Es hat keinen Zweck zu resignieren.« Sie war aufgestanden und ging auf die Treppe zu, die zu den Schlaf räumen hinaufführte. »Ich werde mit Jason sprechen. Ich möchte das wieder einrenken. Würdest du inzwischen das

Geschirr abspülen?«

»Gern.« Er sah ihr nach, wie sie die Stufen hochging. Dann räumte er das Geschirr ab. Immerhin, dachte er. Sie hatten miteinander geredet, ohne sich anzuschreien. Es war ein neuer Anfang.

Als Sally an der Tür des zweiten Kinderzimmers vorbeikam, verspürte sie den unsinnigen Wunsch, die Tür aufzustoßen, ins Zimmer zu rennen und Julie abzuküssen, die in der Wiege liegen mußte. Vielleicht war alles, was sie dachte und erlebte, nur ein Alptraum. Wenn sie an die Wiege trat, würde sie vielleicht eine gesunde Julie vorfinden, ein Kind, das im Schlaf lächelte und mit den winzigen Beinen strampelte. Sie zwang sich weiterzugehen. Julie war tot. Dann stand sie vor dem Zimmer ihres Sohnes. Die Tür war nur angelehnt.

Kein Laut war zu hören. Sally befiel Angst. Am liebsten wäre sie wieder hinuntergerannt. Sie schloß die Augen und stieß die Tür auf.

Sie trat ein. Als sie ihre Augen wieder öffnete, erkannte sie Jasons Silhouette. Der Junge saß an seinem Tischchen. Er hatte seinen Chemiekasten geöffnet und war dabei, Flüssigkeit aus einer Plastikflasche in ein Reagenzglas zu gießen.

»Störe ich?« fragte Sally.

Erschrocken fuhr er herum. Die Plastikflasche entglitt seiner Hand. Es gelang ihm, die Flasche im Fluge wieder aufzufangen. Ein paar Spritzer benetzten seinen Handrücken. Er schrie auf.

Entsetzt erlebte Sally, wie ihr Sohn aufsprang und auf seine Hand starrte. Binnen Sekunden war eine häßliche Rötung auf dem Handrücken entstanden.

Sie rannte auf ihren Sohn zu, umfing ihn mit den Armen und führte ihn ins benachbarte Badezimmer. Sie öffnete den Wasserhahn und hielt seine Hand in den kräftigen Strahl.

»Was war in der Flasche?« fragte sie.

»Säure«, stammelte er. »Salzsäure. Ich wollte sie gerade mit

Wasser verdünnen.«

»Du kannst mir nachher noch erzählen, was du vorhattest. Jetzt müssen wir das Zeug erst einmal abwaschen.«

Unter dem Strahl des kalten Wassers waren die ersten Blasen zu erkennen. An den Fingern hatte sich die Säure bereits tief in die Haut gefressen.

»Ich habe dir so oft gesagt, du darfst nicht mit gefährlichen Flüssigkeiten experimentieren«, sagte Sally. »Wo hast du die Salzsäure überhaupt herbekommen?«

»In dem Geschäft für Schwimmbadbedarf«, sagte Jason. Das kalte Wasser hatte den Schmerz an seiner Hand besänftigt. Eher neugierig als erschrocken betrachtete er die Wunde. »Ich wollte die Säure gerade verdünnen«, wiederholte er. »Wenn du mich nicht so erschreckt hättest, wäre nichts passiert.«

»Ich wollte nachsehen, was du treibst, und ich meine, das war auch ganz gut so. Wer weiß, was sonst noch passiert wäre.« Sie drehte den Hahn zu und besah sich seine Verletzung aus nächster Nähe. Das kalte Wasser war wohl genau das richtige gewesen. Jedenfalls sah die Wunde schon viel besser aus. Nur noch Blasen. Was sie vorher für eine Schwäre gehalten hatte, die bis auf den Knochen ging, war nur die Spiegelung eines verletzten Hautlappens gewesen. Trotzdem, es war eine Wunde, die sich entzünden und zu Komplikationen führen konnte. »Komm, wir gehen zu deinem Vater. Er soll sich die Wunde ansehen.«

Sie kamen nicht mehr dazu, hinunterzugehen. Steve stand im Türrahmen. »Was geht denn hier vor?«

»Dein Sohn«, sagte Sally in vorwurfsvollem Ton.

»Mutter ist schuld«, sagte Jason. »Wenn sie nicht so plötzlich ins Zimmer gekommen wäre, wäre das nicht passiert.«

»Es ist jetzt nicht wichtig, wer schuld ist«, bemerkte Sally verärgert. »Steve, sieh dir die Wunde einmal an. Ich habe sofort kaltes Wasser drüberlaufen lassen, aber es sind trotzdem

große Brandblasen entstanden. Jason hat sich beim Experimentieren mit Salzsäure bespritzt. Zuerst dachte ich, die Verletzungen gingen tiefer. Jedenfalls macht mir die Sache Sorgen. Es wird am besten sein, wenn wir den Jungen ins Krankenhaus bringen.«

Steve stand über seinen Sohn gebeugt. Er betrachtete die verletzte Hand aus nächster Nähe. Es waren keine Brandblasen mehr da.

Nur noch eine leichte Rötung war zu sehen. Auch sie schien von Sekunde zu Sekunde schwächer zu werden. Steve hielt es für den Kältereiz, den das fließende Wasser auf die Haut ausgeübt hatte. Er sah seinem Sohn ins Gesicht und grinste.

»Tut's noch weh?«

Jason schüttelte den Kopf.

»Überhaupt nicht mehr?«

Wieder Kopf schütteln. »Ganz zu Anfang war's ein stechender Schmerz, aber seitdem Mutter das kalte Wasser hat drüberlaufen lassen, ist der Schmerz fort.«

Steve hob den Blick. »Du willst ihn wirklich ins Krankenhaus bringen? Er hat doch gar nichts. Schau dir die Hand doch an.«

Da waren Brandblasen gewesen, dachte Sally. Ich weiß es. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Erst zwei Minuten ist das her. Es war sogar eine tiefe Schwäre dagewesen, die Säure war bis auf den Fingerknochen durchgedrungen.

Oder vielleicht irre ich mich? Sind meine Nerven überreizt? Haben mir meine Augen einen Streich gespielt?

Sie spürte Steves Blick auf sich ruhen. Sie wußte sofort, was er dachte.

Du bist verrückt. Du drehst durch. Du hast deine sieben Sinne nicht mehr beisammen.

Sie wandte sich ab und ging ins Schlafzimmer. Hätte Steve die Feststellung, sie sei verrückt geworden, laut ausgesprochen,

sie hätte keine Antwort gewußt.

Lucy Corliss hielt den Wagen vor dem Haus ihres Ex-Ehemannes. Sie ließ den Motor noch etwas laufen, bevor sie den Zündschlüssel abzog.

Sie stieg aus, ging die Stufen zum Eingang hinauf und drückte auf den Klingelknopf neben Jims Namensschild.

Seine Wohnung befand sich im zweiten Stock des Gebäudes, am äußersten Flügel. Er erwartete sie an der Wohnungstür.

»Weißt du was Neues von Randy?«

Sie schüttelte den Kopf. Zögernd folgte sie ihm hinein. Er führte sie ins Wohnzimmer. »Du hast's aber schön«, flüsterte sie. Der Raum war nicht groß, aber gemütlich. Es gab einen offenen Kamin, zwei bequeme Sessel und ein zweisitziges Kuschelsofa. Vor dem Kamin stand ein Messingtischchen mit Glasplatte. Lucy trat näher und erkannte eine Skulptur orientalischen Ursprungs. Die Bronzestatue eines Tänzers. Ein Bein war erhoben, die Arme wiesen in die Luft.

»Die Statue kommt aus Thailand«, sagte Jim. »Ich konnte mir den Kauf eigentlich gar nicht leisten. Ich hab's auf Abzahlung gekauft. Werde einfach zwei Jahre nicht mehr abends ausgehen, auf diese Weise wird das Geld schon wieder reinkommen.«

»Die Statue ist wunderschön«, sagte Lucy atemlos. Sie ließ sich in einem der beiden Kaminsessel nieder.

»Du konntest dir wahrscheinlich gar nicht vorstellen, daß ich für so was Geld ausbebe«, sagte er und lächelte. Dann wurde er unvermittelt ernst. Er hatte den Kopf auf die Seite gelegt. »Du hast etwas in Erfahrung gebracht«, sagte er. »Sag', was dich bedrückt.«

Sie erzählte ihm von dem Treffen mit Sally Montgomery.

»Und nun?« fragte er, als sie fertig war.

»Wir müssen bis Montag Geduld haben«, sagte Lucy. »Wir beide haben bei der Suche nach Randy getan, was in unserer

Macht stand.« Sie verstummte und barg den Kopf auf ihren Knien. »Ich weiß nicht, wie lange ich das noch aushalten kann. Ich hatte den Entschluß gefaßt, dich nie wiederzusehen. Inzwischen weiß ich nicht mehr, was ich will. Ich bin mit dem Wagen umhergefahren, weil ich nicht mehr ein noch aus wußte. Plötzlich fiel mir dein Name ein. Mir ist klargeworden, daß du der einzige bist, den ich jetzt habe.« Sie betrachtete ihn und hoffte, daß er sie nicht mißverstand. »Ich meine, wie die Dinge liegen, haben wir die gleichen Interessen.«

»Ich weiß schon, was du meinst«, sagte Jim leise. »Aber ich meine, wir haben uns selbst dann noch etwas zu sagen, wenn Randy wieder auftaucht.« Er sah, daß sie etwas einwenden wollte, und kam ihr zuvor. »Möchtest du einen Drink?«

»Hast du Gin im Haus?«

»Ich habe eine Flasche Tanqueray da.«

»Also gut. Gib mir einen Schuß Tonicwasser dazu.« Als Jim aufgestanden und in der Küche verschwunden war, begann Lucy das Wohnzimmer zu erkunden. Sie inspizierte die Bücher, die im Regal standen. Dann die gerahmten Fotos.

Auf den meisten Fotos war Randy, ihr Sohn, abgebildet.

Es gab auch Fotos, auf denen sie, Lucy, abgebildet war. Die meisten waren vor der Scheidung aufgenommen. Ein Foto allerdings war neueren Datums.

»Ich sehe, du hast meine kleine Fotogalerie entdeckt«, sagte Jim, als er aus der Küche zurückkam.

»Wo hast du dieses Foto her?« Lucy deutete auf ein Bild, das erst vor zwei Jahren aufgenommen worden war.

Er war rot geworden. »Ich bin nur um drei Ecken an dieses Bild gekommen, ich geb's zu. Randy hatte mir erzählt, daß du dich in einem Fotostudio hast fotografieren lassen. Das Geburtstagsbild für deine Mutter, du erinnerst dich sicher. Ich habe damals in der ganzen Stadt herumtelefoniert, bis ich das richtige Fotostudio am Apparat hatte. Ich habe mir einen Abzug bestellt.« Er legte ihr die Hand auf die Schulter. »Es tut

mir leid, daß deine Mutter gestorben ist. Ich habe sie immer gern gemocht, obwohl ich weiß, daß sie von mir nie viel gehalten hat.«

Lucy mußte lächeln. »Wenn sie dich jetzt sehen könnte, würde sie vielleicht ihre Meinung ändern.«

Er stand hinter ihr, und Lucy fühlte, wie er sie begehrte. Bevor er sie küssen konnte, wandte sie sich zur Seite. Er schlug den Blick nieder. »Wollen wir was essen?« fragte er verlegen.

»Über's Abendessen hab' ich noch gar nicht nachgedacht«, sagte sie. Sie hatte den Tag allein im Haus verbracht, hatte sich geängstigt vor den Abendstunden, wo sie allein und traurig im Wohnzimmer sitzen würde. Die einzige Unterbrechung war der Besuch von Sally Montgomery gewesen. Nachdem Sally gegangen war, hatte sich Lucy in ihren Wagen gesetzt. Zwei Stunden lang war sie ziellos durch die Stadt gefahren. Und dann hatte sie sich vor dem Wohnblock wiedergefunden, wo ihr Ex-Ehemann lebte.

»Meinst du, wir könnten in einem Restaurant essen gehen?« fragte sie.

Jim verzog den Mund zu einem gemütlichen Grinsen. »Du solltest vielleicht erst einmal meine Kochkünste kennenlernen«, schlug er vor. »Ich zahle noch an der Figur aus Thailand, und außerdem habe ich etwas Geld zur Seite gelegt für Randys weitere Ausbildung. Ich habe kochen gelernt, verstehst du? Wenn du mutig bist, probierst du einmal ein Steak, das ich in die Pfanne gelegt habe.«

»Gern«, sagte Lucy. Die Vorstellung, einen ruhigen Abend in Jims Gesellschaft zu verbringen, war mit einem Male gar nicht mehr so unangenehm. »Jim«, sagte sie, »du hast da eben Randys weitere Ausbildung erwähnt. Hast du denn noch Hoffnung, daß der Junge zurückkommt?«

Er zögerte mit der Antwort. Sie sah, daß er sich zu einem Lächeln zwang. »Die Chancen sind schwer zu beurteilen. Ich weiß, was Sergeant Bronski über die Sache denkt. Der sieht das

schwarz in schwarz. Er geht ganz einfach von den Statistiken aus. So gesehen müßte man sich damit abfinden, daß wir Randy nie wiedersehen Aber ich will dir etwas verraten. Tief in meinem Inneren bezweifle ich, daß Randy weggelaufen ist. Der Grund für sein Verschwinden ist irgendwo anders zu suchen. Ich glaube, du hast einen guten Instinkt für solche Dinge, Lucy. Wenn du sagst, Randy ist entführt worden, dann *ist* er entführt worden. Wenn du sagst, er lebt noch, dann lebt er noch. Und wenn du noch Hoffnung hast, daß wir den Jungen lebend wiedersehen, dann *werden* wir ihn wiedersehen. Es ist also ganz logisch, wenn ich weiter für sein College spare, findest du nicht?«

Lucy standen Tränen in den Augen. Sie streichelte seine Hand, »Danke«, flüsterte sie.

Ihre Blicke trafen sich. Jim kniff die Augen zusammen. »Du bist wahrscheinlich auf der richtigen Spur, Lucy. Montag sprichst du mit den Leuten von CHILD und findest heraus, was es mit diesem mysteriösen Forschungsprogramm auf sich hat. Du hast ein Recht zu erfahren, warum sie Randys Daten sammeln. Okay?«

Sie nickte. »Okay, Jim.«

Der vierzig Stockwerke hohe Monolith aus Stahl und Glas sah aus wie ein Grabstein. Das Gebäude befand sich im Zentrum der Innenstadt, eines von vielen Bürohochhäusern. Man konnte sich vorstellen, was für Menschen in diesen Hochhäusern arbeiteten. Jahr für Jahr verbrachten sie eingesperrt in den Waben eines Senkrechtsarges, in der Hoffnung auf ein goldenes Alter, wo sie ihre Pension bekamen. Und kaum einem war bei alledem klar, daß er schon seit dreißig Jahren tot war. Als Lucy Corliss auf die düstere Fassade zuing, meinte sie zu wissen, daß die Unterredung mit ihrem Gesprächspartner bei CHILD ergebnislos verlaufen würde. Nichts würde bei diesem Schlagwechsel herauskommen.

Nichts.

Die Angestellten der CHILD-Organisation waren mit Sicherheit ganz ähnlich wie das Gebäude, in dem sie arbeiteten. Kalt, hart, undurchdringlich.

Als sich im zweiunddreißigsten Stock die Fahrstuhlür öffnete, trat Lucy in den teppichbelegten Gang hinaus. An den beiden Enden, links und rechts, wurde der Gang von einer eindrucksvollen Doppeltür begrenzt. Sie ging auf das Schild mit der Aufschrift CHILD zu und stieß die Tür auf. Eine Empfangshalle. Eine blonde junge Sekretärin blickte auf, als Lucy nähertrat. Sie sah aus wie die Sprecherinnen der morgendlichen Talkshows: kühl bis ans Herz, sauber, leistungsbeflissen. Als Lucy an ihren Schreibtisch treten wollte, hob sie abwehrend die Hand. Warten Sie bitte. Sie beendete ihr Telefongespräch, legte den Hörer auf die Gabel und setzte ein geschäftsmäßiges Lächeln auf. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte gern mit Mr. Randolph sprechen. Mr. Paul Randolph.«

Das Mädchen kniff die Augen zusammen. Sie schien

nachzudenken. Lucy betrachtete ihre Bluse. Kein Namensschild. Auch auf dem Tisch war kein Namensschild zu erkennen. Niemand konnte zurückverfolgen, wer an diesem Vormittag im Empfangsbüro der CHILD-Organisation Dienst getan hatte.

»Es tut mir leid, aber Mr. Randolph kann zu diesem Zeitpunkt keinen Besuch empfangen. Er ist beschäftigt.«

»Ich bin mit ihm verabredet«, sagte Lucy Corliss mit Nachdruck.

Das Mädchen runzelte die Stirn. »Mit Mr. Randolph?«

»Ganz recht. Mit Mr. Randolph.« War Lucy zunächst eingeschüchtert gewesen, so war sie inzwischen nur noch ärgerlich über das herablassende Benehmen der Empfangsdame. »Ich bin Lucy Corliss«, sagte sie kühl. »Wenn Sie mir bitte sagen würden, wo ich Mr. Randolph finde, ich kann dann schon selbst...«

Das Mädchen hörte ihr gar nicht mehr zu. Sie hatte die Wählscheibe betätigt und unterhielt sich im Flüsterton mit einem Unbekannten, der sich in den Tiefen der Büroflucht verbergen mochte. Als sie das Gespräch beendet hatte, schenkte sie Lucy ein eisiges Lächeln.

»Nehmen Sie doch bitte dort drüben Platz, Mrs. Corliss. Mr. Randolph steht gleich zu Ihrer Verfügung. Möchten Sie inzwischen eine Tasse Kaffee?«

Nein, Lucy wollte keinen Kaffee. Sie nahm Platz und genoß ihren kleinen Sieg. Das blonde Mädchen wendete sich ihrem Terminkalender zu.

Wenig später kreuzte eine Frau mittleren Alters auf. Sie kam schnurgerade auf Lucy zu.

»Ich bin Eva Phillips, Mr. Randolphs Sekretärin. Es tut Mr. Randolph leid, daß es so lange gedauert hat. Sie wissen ja, wie es im Büro manchmal zugeht.«

Lucy wurde durch ein Gewirr von Gängen geführt. Schließlich öffnete ihr Mrs. Phillips die Tür zu einem großen

Eckbüro. Sie trat ein. Der Raum wurde von einem überdimensionalen Schreibtisch beherrscht. Der Mann, der hinter dem Schreibtisch saß, mußte wohl Paul Randolph sein.

Er war Ende Vierzig. Die Gesichtszüge waren sanft und weich. Das Haar sandgrau, schon etwas dünn an den Schläfen. Er trug es streng zurückgekämmt. Er war aufgestanden und kam Lucy entgegen. Sein Gang war von jener Grazie, die Lucy - sie wußte nicht warum - mit gesellschaftlicher Klasse und altem Geld in Verbindung brachte. So gingen Männer, die auf teuren Internaten aufgewachsen und seither jeden Sommer an der See verbracht hatten. Seine perfekt modulierte Stimme entsprach diesem Image.

»Mrs. Corliss, ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen. Möchten Sie sich nicht setzen?« Er deutete auf ein Sofa, das an der Schmalseite seines Schreibtisches stand. Ohne lange nachzudenken, nahm sie den Platz ein, den er ihr angewiesen hatte. Er war um den Schreibtisch herumgekommen und ließ sich in einen dicken Ledersessel sinken. Lucy brachte ihre Knie zusammen und biß sich auf die Lippen. Sie fühlte sich auf einmal in die Ecke gedrängt. Mr. Randolph saß jetzt etwas höher als sie. Sein Lächeln kam freundlich und zugleich etwas spöttisch. »Darf ich Ihnen einen Kaffee kommen lassen?«

»Vielen Dank, nein.« Randolph machte eine knappe Geste zu Mrs. Phillips, die neben der Tür wartete. Die Sekretärin verließ den Raum.

»Dann nur heraus mit der Sprache«, sagte er betulich. »Gehe ich richtig in der Annahme, daß Sie sich für die Ziele des CHILD-Institutes interessieren?«

Mein Gott, dachte Lucy. Er denkt vielleicht, ich möchte dem Institut eine Schenkung machen. »Ich interessiere mich in der Tat für Ihre Arbeit«, sagte sie. »Ich bin gekommen, weil ich vor ein paar Tagen erfahren habe, daß die Daten meines Sohnes von CHILD gespeichert werden.«

Das Lächeln in seinem Gesicht änderte sich um keine

Nuance. Nur der Ausdruck seiner Augen war härter geworden. Er war jetzt auf der Hut.

»Ich verstehe. Nun ja, wir speichern bei CHILD die Daten von Tausenden von Kindern.« Er lächelte, »Sie sind allerdings die erste Mutter, die uns besuchen kommt.«

»Mr. Randolph, mein Sohn ist entführt worden.«

Das Lächeln verschwand. »Was sagen Sie da, Mrs. Corliss?«

»Ich sagte, mein Sohn ist entführt worden. Die Polizei...« Sie erzählte ihm, was sich ereignet hatte.

»Aber warum kommen Sie mit diesem Problem zu uns, Mrs. Corliss?«, sagte er, als sie fertig war. »Sie glauben doch hoffentlich nicht, daß wir bei CHILD etwas mit dem Verschwinden Ihres Sohnes zu tun haben?«

Sie zögerte mit der Antwort. Er selbst hatte den Vorwurf formuliert. Und sie mußte zugeben, daß es hier, in den Räumen eines modernen und wohl auch noch gemeinnützigen Institutes, ungeheuerlich klang. Undenkbar, daß CHILD hinter der Entführung ihres Sohnes steckt. Und trotzdem war dies der Verdacht, den Lucy Corliss hegte.

Wenn ich ihm auf den Kopf zusage, daß er die Finger im Spiel hat, wird er mich hinauswerfen. Sie beschloß, Zeit zu gewinnen.

»Ich weiß nicht, Mr. Randolph. Ich weiß nur, daß die Daten meines Sohnes seit Jahren an CHILD übermittelt werden, ohne daß man mich als Mutter des Kindes je über die Art des Forschungsprojektes informiert hat, wo diese Daten Verwendung finden.«

Er nickte verständnisvoll. Sein Lächeln kehrte in die Mundwinkel zurück. »Sie möchten demnach in Erfahrung bringen, was wir bei CHILD eigentlich treiben, stimmt's?«

»So ist es.«

Er stand auf und begann auf und ab zu gehen. »Ich will mich bemühen, es Ihnen anschaulich zu machen. Wobei ich sagen muß, ich bin selbst noch nicht in alle medizinischen Details

eingedrungen. Ich bin Fachmann der Verwaltung, müssen Sie wissen, kein Wissenschaftler.«

»Um so besser. Dann sprechen Sie eine Sprache, die ich verstehen kann.«

Randolph war zu seinem Schreibtisch gegangen. Er nahm in dem mattschimmernden Drehsessel Platz und faltete die Hände über seinem Bauch. »Fangen wir also ganz vorn an. Erbforschung. Sie wissen vielleicht, Mrs. Corliss, daß die meisten Kinder bald nach der Geburt genetisch untersucht werden, oft auch schon im Mutterleib. Man entnimmt ihnen Gewebe und unterzieht diese Probe einer Analyse. Es geht um die Bestimmung der Chromosomen und um Vermeidung bestimmter Risiken. Wenn bei einem Kind Erbschaden vorliegen, kann dies zu Komplikationen führen. Solche Komplikationen lassen sich in einigen Fällen vermeiden, wenn man die Art der Schädigung rechtzeitig feststellt. Man schaut sich die Chromosomen an, weil sie das Muster vorgeben, nach dem sich die Zellen des Kindes bilden. Wir haben im Laufe der Zeit herausgefunden, daß bestimmte Erbschädigungen an chemischen Veränderungen des Gengutes zu erkennen sind.«

»Und was für eine Rolle spielt CHILD bei dem ganzen?«

»Das ist in wenigen Worten gesagt. Wir beobachten eine ausgewählte Anzahl von Kindern von der Geburt bis zum Eintritt ins Erwachsenenleben. Wir bestimmen zunächst die Chromosomen und verfolgen dann, welche Krankheiten diese Kinder bekommen. Nehmen wir einmal an, wir haben zwei Kinder, die im Alter von zehn oder elf Jahren psychische Besonderheiten zeigen. Nehmen wir weiter an, diese beiden Kinder wachsen in einer recht unterschiedlichen Umgebung auf. Es ist also unwahrscheinlich, daß die psychischen Besonderheiten durch Umwelteinflüsse verursacht werden. Nehmen wir weiter an, daß wir bei der Betrachtung der Chromosomen dieser Kinder die gleichen genetischen Abweichungen entdecken. Treffer! Zumindest ist das ein

Hinweis, daß die psychische Erkrankung, die bei den beiden Kindern eingetreten ist, ihre Wurzel in einer genetischen Anomalie hat.«

»Das klingt sehr einfach«, sagte Lucy. »Zu einfach, für meinen Geschmack.«

»Sie haben völlig recht«, sagte Mr. Randolph. »Ich habe über Gebühr vereinfacht, damit wir den roten Faden nicht verlieren. Aber im Grunde ist das unsere Arbeit. Langfristig gesehen geht es darum, jene genetischen Anomalien herauszufiltern, die im Erwachsenenleben dann zu Erkrankungen führen könnten. Inwieweit sich solche Anomalien schon im frühen Stadium beeinflussen oder beseitigen lassen, ist Sache anderer Wissenschaftler. CHILD befaßt sich nicht mehr damit.«

»Und das ist alles?« fragte Lucy.

»Das ist alles, was CHILD tut«, versicherte er ihr.

»Warum hat man mich nicht verständigt, daß Randys Daten bei Ihnen erfaßt werden?«

»Vielleicht hat man das getan und Sie erinnern sich nicht mehr daran.«

»Was meinen Sohn angeht, habe ich ein sehr gutes Gedächtnis«, sagte sie aufgebracht. »Wenn man mich vor der Übermittlung der Daten verständigt hätte, dann hätte ich mit Sicherheit darauf bestanden, Näheres über das Forschungsprogramm zu erfahren, bei dem die Daten Verwendung finden. Ich hätte auch gefragt, wieso man gerade Randy für die Erfassung ausgewählt hat.«

»Das versuche ich Ihnen doch die ganze Zeit zu erklären, Mrs. Corliss. Es gibt keinen besonderen Grund, warum Ihr Sohn für das Forschungsprogramm ausgewählt wurde. Es handelt sich um eine repräsentative Untersuchung, bei der die Kinder nach dem Zufallsprinzip ausgesucht wurden.«

»Könnte ich über die Ergebnisse des Forschungsprogramms Näheres erfahren?«

»Über die Ergebnisse? Aber, Mrs. Corliss, wir haben doch noch gar keine verwertbaren Ergebnisse. Ich sagte Ihnen bereits, daß die Kinder bis zum Eintritt ins Erwachsenenalter überwacht werden sollen. Erst dann kann man von Ergebnissen sprechen.«

»Was ist denn mit den Kindern, die gar nicht das Erwachsenenalter erreichen?« bohrte Lucy weiter. »Es gibt doch Kinder, die schon als Säuglinge sterben. Andere sterben im Schulalter, an einer Krankheit oder bei Unfällen. Sie müssen doch über vorläufige Ergebnisse verfügen. Wenn Sie nicht einmal nach acht oder zehn Jahren irgendwelche Aussagen machen können, hätten Sie das Forschungsprogramm längst gestoppt.«

Zum ersten Mal seit Beginn ihrer Unterhaltung schien Randolph ratlos. Lucy beschloß, ihren Vorteil auszubauen. »Mr. Randolph, ich habe mit der Schulschwester gesprochen. Und da habe ich etwas sehr Merkwürdiges erfahren. Auf unserer Schule werden nur vier Kinder von CHILD überwacht. Und diese vier sind die gesündesten. Zu ihnen gehört Randy. Wie die anderen drei ist er in seinem Leben nicht einen einzigen Tag krank gewesen. Er hat sich keine Verletzungen zugefügt. Er zeigt keine psychischen Besonderheiten. Kein Befund. Sie werden jetzt verstehen, daß ich Ihnen nicht abnehme, was Sie vorhin gesagt haben. Randy wird beobachtet, weil er ein besonderes Kind ist. Und CHILD wußte von Anfang an, daß dieses Kind keine Krankheiten haben würde.«

Alle Farbe war aus Randolphs Gesicht gewichen. Als er ihr antwortete, gab er sich keine Mühe mehr, seine Verärgerung zu verbergen. »Wollen Sie allen Ernstes behaupten, Mrs. Corliss, wir von CHILD hätten Ihren Sohn entführt?«

»Ich weiß nicht, wer meinen Sohn entführt hat, Mr. Randolph«, erwiderte Lucy kühl. »Es würde allerdings zu meiner Beruhigung beitragen, wenn Sie mich Einblick in

Randys Unterlagen nehmen lassen würden. Ich möchte außerdem die Ergebnisse des ganzen Forschungsprogramms kennenlernen. Wenn es in der Studie Dinge gibt, die ich nicht verstehe, dann werde ich sie mir von Fachleuten erklären lassen. Schon jetzt läßt sich sagen, daß Sie ohne: meine Zustimmung medizinische Untersuchungsergebnisse meines Sohnes verwendet haben. Dies ist ein unzulässiger Einbruch in die Privatsphäre eines Kindes.«

Randolph war in seinen Sessel zurückgesunken. Er fuhr sich mit der Hand über die Haare. »Mrs. Corliss, ich weiß wirklich nicht, ob ich Ihnen helfen kann, aber ich werde mein Bestes tun. Wir brauchen allerdings etwas Zeit, um herauszufinden, in welche Programme die Daten Ihres Sohnes eingespeichert wurden. Wir brauchen weiter etwas Zeit, um die Daten zu einem Bericht für Sie zusammenzustellen. Aber ich verspreche Ihnen, daß Sie einen solchen Bericht bekommen werden. Dies ist der erste Fall in zwanzig Jahren, wo es zu Schwierigkeiten kommt. Vor allem möchte ich, daß Sie mir eines glauben: CHILD hat mit dem Verschwinden Ihres Sohnes wirklich nichts zu tun.«

»Wann kann ich den Bericht bekommen?«

»In einigen Tagen.«

Lucy war aufgestanden. »Sagen wir übermorgen. Kann ich Sie anrufen?«

»Ich schlage vor, daß wir Sie anrufen, Mrs. Corliss. Wenn Sie bei meiner Sekretärin Ihre Adresse hinterlassen würden.«

Sie antwortete mit einem ironischen Lächeln. »Das werde ich tun, Mr. Randolph. Obwohl es völlig unnötig ist. Ich bin sicher, daß Sie nicht nur Randys Daten, sondern auch seinen Namen und seine Adresse in Ihren Datenbanken gespeichert haben.«

Sie nahm ihre Tasche und verließ das Büro, ohne Randolph die Hand zu geben.

Als sie fort war, ging Paul Randolph zu seinem Schreibtisch

zurück. Der kalte Schweiß war ihm auf die Stirn getreten. Er ließ sich in den Sessel fallen.

Was er seit Jahren befürchtet hatte, war eingetreten.

Die Schule war zu Ende, das Mittagessen vorbei. Spiel und Sport. Noch immer hatte Randy nicht recht die Regeln des Spiels verstanden, das die Jungen bevorzugten. Es ähnelte einem Räuber-und-Gendarm-Spiel. Aber es gab Bestandteile, die von dem klassischen Muster abwichen.

Der Anfang des Spiels war ganz einfach.

Einer der Jungen ›war‹ es. Er mußte sich an einen Baum stellen, sich die Augen zuhalten und bis hundert zählen, während sich die anderen in den Büschen verbargen. Dann begann die Suche. Wenn der Junge einen der Versteckten erblickte, mußte er dessen Namen rufen. Die Jagd schloß sich an. Der Verfolger mußte den Verfolgten berühren. Wer zuerst gestellt wurde, ›war‹ es dann beim nächsten Spiel.

Es gab eine Besonderheit. Sobald der Verfolger den Namen des Verfolgten gerufen hatte, durften die anderen Jungen aus ihrem Versteck kommen und dem Verfolgten helfen.

Der Jäger wurde zum Gejagten.

Gleich zu Anfang hatte Randy einen Fehler gemacht. Er war losgerannt, sobald der Junge mit dem Zählen begonnen hatte. Allein. Die anderen Jungen waren zurückgeblieben, hatten einen Pulk gebildet. Randy versteckte sich im Unterholz, in der Nähe des Baches. Er war sicher, daß ihn hier niemand finden würde. Er hockte da und wartete.

Die Zeit schien endlos. Was die anderen wohl trieben? Vielleicht hatten sie längst ein anderes Spiel begonnen. Er kroch aus seinem Versteck hervor. Als er Adam Rogers erblickte, war es zu spät. »Randy!« schrie Adam. Und dann begann die wilde Jagd.

Erst jetzt wurde Randy bewußt, daß es dumm gewesen war, sich von den anderen zu trennen. Sie waren so weit fort, daß sie

ihm gegen seinen Verfolger nicht helfen konnten. Es dauerte nur ein paar Sekunden, dann war Adam Rogers über ihm. Er rang Randy zu Boden. Er hatte gewonnen.

Randy ›war‹ es.

Er stellte sich an den Baum und begann zu zählen. Als er bei Hundert angelangt war, öffnete er die Augen.

Niemand war zu sehen.

Er ging ins Gelände hinein, wobei er sich immer mehr vom Hauptgebäude entfernte. Die Spielkameraden mußten wohl in den Büschen jenseits der Baumgruppen stecken. Er lief hin. Seine Annahme bewahrheitete sich nicht.

Er bog die Äste zur Seite und betrat das Waldstück. Er ging auf Zehenspitzen. Es war wichtig, daß er einen der Versteckten allein erwischte. Nur dann hatte er eine Chance, ihn einzuholen und niederzuringen.

Als er von ferne Adams grauen Pullover entdeckte, wollte er schon ›Adam!‹ schreien. Aber dann raschelte es im Unterholz, und der Haarschopf von Jerry Preston kam zum Vorschein. Der Junge war nur noch drei oder vier Meter von ihm entfernt. Randy tat, als hätte er weder Adam noch Jerry entdeckt. Mit sorgfältigen Schritten ging er tiefer ins Dickicht hinein.

Als er an dem Busch angelangt war, wo Jerry Preston sich verbarg, mußte er feststellen, daß die Beute inzwischen das Weite gesucht hatte. Er stellte sich auf Zehenspitzen. Durch das Dickicht war der Zaun des Geländes zu erkennen. Und dort hockte auch Eric Carter, das rote Haar war unverkennbar. Langsam ging Randy auf den Zaun zu. Er war noch einige Meter von Eric entfernt, als er stehen blieb und sich umdrehte. Wo waren die anderen? Kein Rascheln, kein Wort. Nichts.

Als er auf wenige Schritte heran war, schrie er den Namen, so laut er nur konnte.

»Eric Carter!«

Eric war aufgesprungen. Er hastete am Zaun entlang. Auf den ersten Metern schien es, als könnte ihm die Flucht

gelingen. Aber dann verringerte sich der Abstand zwischen Jäger und Verfolgtem. Randy hatte ihn fast erreicht und wollte sich eben auf ihn werfen, als drei Jungen aus dem Gebüsch hervorbrachen.

Es war eine Falle gewesen.

Er wandte sich um, suchte nach Adam Rogers, der eben noch hinter ihm gewesen war. Adam war nirgends zu erblicken. Plötzlich bekam er einen Schlag in den Rücken versetzt. Er kam ins Stolpern. Sekunden später waren Billy Mayhew und Jerry über ihm. Randy, der auf dem Boden lag, sah, wie Eric Carter stehen blieb.

Er kam zurückgerannt. Er grinste über das ganze Gesicht.

Randy wehrte sich mit Händen und Füßen. Aber die Kameraden waren stärker.

»Machen wir ihn fertig«, hörte er Jerry sagen. »Werfen wir ihn an den Zaun!«

Er wurde an Armen und Beinen ergriffen und zum Zaun geschleppt. Adam begann zu zählen: »Eins, zwei, drei...« Bei drei warfen ihn die Jungen in hohem Bogen auf den Maschendraht.

Es gab einen Funkenregen. Dann erfüllte der Gestank verkohlten Fleisches die Luft.

Randy fiel zu Boden und blieb liegen.

Das Spiel war vorüber.

Die Jungen kamen angelaufen. Sie bildeten einen Kreis um Randy. Adam Rogers warf Billy Mayhew einen fragenden Blick zu.

»Meinst du, daß wir deswegen Ärger kriegen?«

Billy zog die Schultern hoch. »Letztes Mal haben wir auch keinen Ärger gekriegt. Warum sollte es diesmal anders sein?«

Sie ließen Randy liegen und gingen zum Gebäude zurück. Randys Hand war in den elektrisch geladenen Zaun gekrallt.

Den größten Teil des Wochenendes hatte Sally Montgomery in ihrem Büro im Eastbury College verbracht. Was sie tat, war illegal, das wußte sie. Es war auch unmoralisch. Aber das

störte sie nicht. Sie hatte viele Stunden geduldig gearbeitet, bis es ihr gelang, die Daten des *Eastbury Community Hospital* anzuzapfen. Sie wußte, daß diese Daten im Zentralcomputer gespeichert waren. Allerdings brauchte man geheime Codes, um die Daten über einen der angeschlossenen Computer abzurufen. Für einen Laien wäre die Ergründung dieser Codes eine unlösbare Aufgabe gewesen. Nicht für Sally, die als Programmiererin ausgebildet war. Sie richtete ihr Augenmerk zunächst auf die Frage, aus wieviel Zeichen solch ein Code überhaupt bestand. Das System war dem Kinderspiel ›Schiffe versenken‹ vergleichbar. Man warf so lange Bomben, bis man einen Treffer erzielte. Dann bombardierte man die Umgebung des Quadrates. Das Codewort, das sie schließlich herausbekam, war genial einfach.

MEDREACH, MEDICAL RECORDS, EASTBURY COMMUNITY HOSPITAL.

Wie dumm ich bin, dachte sie. Ich habe Stunden gebraucht, um auf großen Umwegen eine Abkürzung herauszufinden. Dabei hätte ich wissen müssen, daß bei solchen Programmen Abkürzungen verwandt werden, die dem Inhalt der gespeicherten Daten entlehnt sind.

Es gab eine Frage, die sie sich mit Hilfe der gespeicherten medizinischen Daten beantworten wollte. Traf es zu, was Mr. Randolph behauptete, daß nämlich die Kinder für das Forschungsprogramm von CHILD nach dem Zufallsprinzip ausgesucht wurden?

Sally stellte verschiedene Programme zusammen und schickte eines nach dem anderen durch den Computer.

Kinder, die von CHILD überwacht wurden.

Kinder, die an SIDS gestorben waren.

Steve Montgomery stand unter dem Vordach und dachte nach. War es richtig, daß er mit seinen Problemen zu seiner Schwiegermutter ging? Konnte Phyllis Paine ihm helfen? Die Idee, mit der Mutter über die Tochter zu sprechen, war ganz allmählich gekommen. Zuerst hatte Steve den Gedanken noch sehr abwegig gefunden. Heute früh allerdings hatte er eine Kehrtwendung vollzogen. Mit wem konnte man über Sally reden, wenn nicht mit ihrer Mutter?

Er drückte auf den Knopf. Drinnen ertönte ein wohlklingendes Glockenzeichen. Er wartete nicht. Er drückte noch einmal auf den Knopf. Als er schon wieder fortgehen wollte, schwang plötzlich die Tür auf. Phyllis erschien im Türrahmen. Sie sah alt und leidend aus.

»Steve!« Sie trat zur Seite, um ihn vorbeizulassen. »Hast du Sally nicht mitgebracht?«

»Nein.« Er verzichtete darauf, das zu begründen.

»Komm rein.« Sie räusperte sich. »Ich muß fürchterlich aussehen. Ich habe eine schlimme Nacht hinter mir.«

Er war im Flur stehen geblieben. »Vielleicht komme ich besser ein anderes Mal, wenn es dir bessergeht.«

»Nein, nein.« Sie ließ die Tür ins Schloß fallen und führte ihn ins Wohnzimmer.

»Weißt du, ich habe gerade etwas weggeworfen.«

»Etwas weggeworfen?«

»Ich habe ein paar Kleidchen weggeworfen, die ich für Julie nähen wollte. Ich hatte die Sachen schon zugeschnitten, verstehst du? Und jede Nacht bin ich aufgewacht und habe mir Vorwürfe gemacht, daß ich die Kleidchen nicht rechtzeitig fertiggenäht habe.« Sie verzog den Mund zu einem traurigen Lächeln. »Du kennst mich ja, wie ich bin. Wenn ich etwas anfangen muß, muß ich es fertig machen. Na ja, jedenfalls bin ich Nacht für Nacht aufgestanden und ins Nähzimmer gegangen.

Heute Nacht habe ich es dann mit der Wut bekommen. Ich habe mich hingesetzt und die Kleidchen fertiggenäht. Erst als sie fertig waren, ist mir so recht klargeworden, wie sinnlos das alles ist. Und da habe ich die Kleidchen genommen und in den Müll geworfen.«

In ihren Augen zeichnete sich eine Unsicherheit ab, die Steve, noch nie bei ihr beobachtet hatte. »Ich weiß, daß dich das schockieren muß«, flüsterte sie. »Man wirft so etwas nicht fort. Es war wie ein Zwang. Ich konnte an nichts anderes mehr denken. Eine Symbolhandlung wahrscheinlich. Ich wollte endlich einen Schlußstrich ziehen. Mich mit dem Tod meiner Enkeltochter abfinden.« Sie sah auf. »Aber deshalb bist du ja nicht hergekommen.« Der Blick wurde scharf und prüfend, so wie Steve seine Schwiegermutter kannte. »Du kommst wegen Sally, nicht wahr?«

Er rutschte ungemütlich auf seinem Stuhl hin und her. Schließlich nickte er.

»Es sieht nicht sehr gut aus, wie? Ich meine, selbst wenn man die besonderen Umstände berücksichtigt, müßte Sally sich gefangen haben. Bist du deswegen gekommen?«

»Ja«, sagte Steve. »Ich weiß einfach nicht mehr, was ich machen soll.«

Ihre Brauen zuckten. »Ist etwas Besonderes passiert?«

»Dr. Wiseman hat mich angerufen, letzten Freitag. Er macht sich Sorgen wegen Sally. Sie will nicht akzeptieren, daß die Kleine an SIDS starb. Sie ist von der Idee besessen, daß jemand das Kind umgebracht hat. Eine Verschwörung, etwas in der Richtung.«

»Ich verstehe«, sagte Phyllis Paine. »Und was ist *deine* Meinung?«

»Ich bin unentschlossen. Aber die Sache spitzt sich zu. Sally hat sich am vergangenen Wochenende in ihrem Büro eingeschlossen. Sie wollte mir nicht sagen, an was sie arbeitet. Aber ich bin sicher, daß es in irgendeiner Weise mit Julie zu

tun hat. Sally hat übrigens mit Lucy Corliss gesprochen.«

»Lucy Corliss? Ach ja, jetzt fällt es mir ein. Die Mutter des vermißten Jungen. Wie heißt der Kleine noch?«

»Randy. Der Junge war mit Jason befreundet. Aber das war nicht das Thema des Gesprächs, das Sally mit Randys Mutter geführt hat. Wie es scheint, ging es um ein medizinisches Institut in Boston. Ein Forschungsinstitut. Sally sagt, Jason, Randy und Julie sind in der Datenbank dieses Instituts gespeichert.«

Phyllis Paine blickte skeptisch drein. »Was ist daran so ungewöhnlich? Fast alle Bürger sind irgendwo gespeichert. Die eine Hälfte der Nation betrachtet die andere auf dem Sichtschirm. Na und?« Ihre Augen verengten sich zu Schlitzern. »Ich ahne, warum du zu mir kommst, Steve. Sally hat eine Art Verschwörungstheorie aufgebaut. Habe ich recht?«

»Na ja, was mich angeht, ich wollte ja nicht...«

»Ob sie eine Verschwörung annimmt, ja oder nein?«

»Ja«, sagte Steve und ließ die Schultern sinken.

Phyllis Paine schüttelte traurig den Kopf. »Hast du schon mit Dr. Wiseman darüber gesprochen?«

»Über die Verschwörungstheorie? Nein. Ich wollte zuerst mit dir sprechen. Ich befürchte, Dr. Wiseman würde Sally zur heillosen Neurotikerin erklären, wenn ich ihm das erzähle.« Er seufzte. »Oh, Phyllis. Mir kommt das alles vor wie ein Alptraum. Ich kann gar nicht glauben, daß wir beide uns darüber unterhalten, ob Sally verrückt geworden ist oder nicht.«

»Und doch ist es so«, erwiderte Phyllis. »Aber was können wir tun? Meinst du, ich soll einmal mit Dr. Wiseman darüber sprechen?«

»Würdest du das tun?«

Phyllis Paine entfuhr ein Seufzer. »Ich muß es wohl. Muß mich bei dem alten Herrn entschuldigen, verstehst du. Ich habe ihn bei Julies Beerdigung heftig angefahren, und das hat er

nicht verdient. Ich werde heute nachmittag zu ihm fahren und mit ihm reden.«

»Ich wäre dir sehr dankbar«, sagte Steve. »Ich weiß, wie unangenehm es dir ist, in diese Dinge...«

Phyllis Paine brachte ihren Schwiegersohn mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Red' keinen Unsinn. Es stimmt schon, ich mische mich normalerweise nicht ein. Aber ich bin und bleibe Sallys Mutter. Natürlich mache ich mir Sorgen um sie, auch wenn ich das nicht so zeige.« Sie musterte ihn neugierig. »Und du? Was ist mit dir? Du siehst ja nicht gerade wie das blühende Leben aus.«

»Es geht so. Ich versuche den Kopf oben zu behalten.«

»Es wird schon wieder werden«, sagte Phyllis Paine. Sie stand auf, um ihren Schwiegersohn zur Haustür zu geleiten. »Du bist der Mann in der Familie, Steve, vergiß das nicht. Sally braucht jetzt deine Hilfe. Sie ist...« Ihre Stimme brach. Sie sprach im Flüsterton weiter. »Sally ist nicht so gesund, wie sie tut. Sie leidet unter gewissen Gefühlsschwankungen. Sie steht unter einer starken nervlichen Anspannung, immer schon. Wenn dann noch besondere Umstände hinzukommen wie jetzt...« Sie schüttelte den Kopf.

Als Steve das Haus verließ, hatte er das Gefühl, Mitwisser eines strenggehüteten Geheimnisses zu sein.

»Möchten Sie noch etwas Kaffee?« fragte Sally ihren Gast. Lucy Corliss lehnte ab. »Was ich jetzt am liebsten trinken würde, wäre ein Glas Whisky, pur. Aber ich habe mir vorgenommen, so früh am Tage noch keinen Alkohol zu trinken.« Es war zwanzig nach drei. Seit zwei Stunden saßen sie in Sallys Küche und unterhielten sich. Sally ließ ihre Fingerspitzen über den Stapel mit Computerschreibungen wandern, der auf dem Küchentisch lag. »Man kann also noch nichts Abschließendes sagen. Wir müssen warten, ob wir nicht einen weiteren Schlüssel in die Hand bekommen.« Zuvor hatte sie Lucy Corliss die Bedeutung der Daten erklärt.

»Das ganze bleibt vorläufig ein Verdacht«, stellte Lucy fest. »Wir vermuten, daß dieses CHILD-Institut mit dunklen Machenschaften befaßt ist, aber wir können's nicht beweisen. Was diesen Randolph angeht, so mache ich mir wenig Hoffnungen. Er hat mir zwar einen Bericht versprochen, aber ich weiß jetzt schon, wie dieser Bericht aussehen wird. Frisiert und ohne alle relevanten Daten. Als ich vor ihm saß, hätte ich ihm am liebsten ins Gesicht geschlagen. Einer von diesen aalglatten Hurensöhnen.«

»Aber er hat sich doch verpflichtet, Ihnen diesen Bericht zu fertigen.«

»Er wird es schon so einrichten, daß die Wahrheit im dunklen bleibt, verlassen Sie sich darauf. Wenn das Institut wirklich mit offenen Karten spielte, dann hätte man uns nicht verheimlicht, daß die Daten der Kinder gespeichert werden. Dieser Randolph hat behauptet, wir seien informiert worden. Aber das stimmt nicht. Ich gehöre zu den Leuten, die alles aufbewahren. Ich habe heute noch die Quittungen von der Wäscherei, wo ich Randys Windeln waschen ließ. Das Papier ist vergilbt, und ich weiß, daß ich diese Zettel nie mehr brauchen werde, aber ich bewahre sie auf. Ich habe alles genau durchgesehen. Wirklich alles. Zu keinem Zeitpunkt habe ich eine Mitteilung der Schule, des Krankenhauses oder einer anderen Stelle erhalten, wo ich um Erlaubnis gebeten wurde, die Daten meines Sohnes zur Speicherung bei einem medizinischen Institut freizugeben. Nichts, keine Spur. Und wissen Sie was, Sally? Je länger ich darüber nachdenke, um so wütender werde ich. Ganz egal, ob CHILD etwas mit Randys Verschwinden zu tun hat, es ist einfach beängstigend, sich vorzustellen, daß wildfremde Menschen einen mit Hilfe der gespeicherten Daten wie unter einem Mikroskop betrachten können. Ich meine, wenn Randy, Jason und Julie erfaßt werden konnten, ohne daß irgend jemand davon erfuhr, dann kann das gleiche auch uns passieren, Ihnen und mir. Wir werden alle

beobachtet. Es ist, als ob man nackt auf einem Tisch liegt. Hinter einem Einwegspiegel stehen die Fremden, die Auftraggeber der Studie, und betrachten dich. Ekelerregend!«

»So ist das Leben heute nun einmal«, sagte Sally. »Wir müssen uns damit abfinden. Was mich nur ärgert, ist, daß ich die ganze Arbeit umsonst gemacht habe.« Sie deutete auf den Papierstapel.

Plötzlich hatte Lucy eine Idee. »Würden Sie mir die Bögen überlassen?« bat sie.

»Und dann?«

»Ich will sie jemandem zeigen.« Sally wollte noch eine Frage stellen, aber Lucy legte ihr den Zeigefinger auf die Lippen. »Vertrauen Sie mir, bitte!«

Die Tür ging auf, Jason kam hereingerannt. »Tag, Mutti«, sagte er. »Ich habe...« Er hatte Lucy Corliss bemerkt. »Guten Tag, Mrs. Corliss.« Er musterte die beiden Frauen mit unverhohlener Neugier. »Ist Randy zurückgekommen?« fragte er hoffnungsvoll.

Lucy kämpfte mit den Tränen. »Leider noch nicht«, sagte sie leise und zwang sich zu einem Lächeln. »Aber ich bin sicher, er wird bald wieder in unserer Mitte sein. Vermißt du deinen Spielkameraden sehr?«

Jason nickte feierlich. »Er ist mein bester Freund. Ich hoffe, es ist ihm nichts passiert.«

Lucy stand auf. Sie ergriff den Stapel mit den Computerschreibungen und ging zur Tür. »Ich bringe sie Ihnen vollständig zurück, Sally«, versprach sie. Noch bevor Sally oder ihr Sohn Jason etwas sagen konnten, war sie verschwunden. Sally, die immer noch am Küchentisch saß, hob die Arme.

»Komm zu mir«, sagte sie und lächelte ihrem Sohn zu. Er kam in ihre Arme. Sie drückte ihn und küßte ihn. »Ich hab' dich so lieb«, flüsterte sie.

Er machte sich von ihr frei. »So lieb, daß du mir

Karamelbonbons kochen würdest?«

Sie mußte lachen. »Aber sicher«, sagte sie. »Das ist überhaupt die beste Idee, die mir heute untergekommen ist.«

Er sah zu, wie seine Mutter Zucker, Schokolade, Milch und eine Prise Salz in die Pfanne gab. Sie stellte die Pfanne auf den Herd und schaltete die Kochplatte ein.

»Ich werde das Bonbonthermometer prüfen, ob es noch funktioniert«, bot er an.

»Wenn du meinst... Aber es hat immer funktioniert.«

»In meinem Chemiebuch steht, man muß die Geräte immer erst prüfen, bevor man sie verwendet.«

»Das gilt für Experimente, aber nicht für Bonbonkochen.«

Jason indes wollte es wissen. Er nahm einen leeren Topf, ließ kaltes Wasser hineinlaufen und legte das Bonbonthermometer in das Wasser. Dann stellte er den Topf auf eine freie Kochstelle. Er schaltete die Platte ein. Dann ging er zum Kühlschrank und holte sich eine Flasche Cola heraus.

Sally schüttelte mißbilligend den Kopf. »Wenn du jetzt eine Cola trinkst, laß ich dich nicht die Pfanne auslecken.«

Jason warf einen sehnsüchtigen Blick auf die Pfanne, von der die ersten Dünfte hochstiegen. Dann blickte er auf die Colaflasche in seiner Hand. »Bitte, Mutti«, bettelte er.

»Du kannst wählen, entweder Karamelbonbons oder Cola.«

Widerstrebend stellte er die Flasche in den Kühlschrank zurück. »Wenn Daddy jetzt hier wäre, er hätte mir die Flasche Cola sicher erlaubt«, nörgelte er. Als das Wasser im Topf zu sieden begann, kletterte er auf einen Stuhl, um das Thermometer zu beobachten.

Es war auf 200° Fahrenheit angestiegen. Jason warf einen Blick auf die Bonbonpfanne. Der Zucker war geschmolzen.

Sally war zur Spüle gegangen. Sie blickte über ihre Schulter und lächelte über die Inbrunst, mit der Jason das Thermometer beobachtete.

»Wenn die rote Säule bei 212 stehenbleibt, dann ist es in

Ordnung«, sagte sie. »Dann brauchst du es nur in die Bonbonpfanne zu legen. Aber du darfst die Masse nicht umrühren.«

»Ich weiß«, sagte Jason. »Das weiß doch jedes Kind. Wenn man den flüssigen Zucker umrührt, dann kristallisiert er.«

»Du tust so, als hättest du das Geheimnis von deinen Freunden erfahren«, frotzelte seine Mutter. »Dabei habe ich es dir beigebracht. « Sie nahm ein paar Walnüsse aus der Tüte, legte sie auf ein Holzbrett und zerkleinerte sie. Jason hatte das Thermometer aus dem kochenden Wasser gezogen und legte es in die Bonbonpfanne. »Und jetzt achte darauf, daß das Thermometer nicht über 234° Fahrenheit steigt«, sagte Sally.

Er schien ihr gar nicht zuzuhören. Er starrte auf die Quecksilbersäule, die gerade 230° passiert hatte. Als das Thermometer 234° erreichte, ergriff er den Pfannenstiel und angelte mit dem Fuß nach der kleinen Trittleiter.

Sie war nicht da, wo er sie vermutete.

Er geriet ins Schwanken, versuchte, die Pfanne auf die Kochplatte zurückzustellen, aber es war zu spät. Er fiel zu Boden und riß die Pfanne mit der siedenden Zuckerlösung mit sich. Sein Schrei hallte durch die Küche. Sally fuhr herum. Sie sah eben noch, wie sich die brodelnde Flüssigkeit über Jasons Arm ergoß.

Sally ließ das Messer fallen. In Bruchteilen von Sekunden kniete sie vor Jason, riß ihn hoch, ließ ihm kaltes Wasser über die verbrühte Stelle rinnen.

Der Karamelguß wurde fortgespült. Blasen erschienen, wo die brodelnde Flüssigkeit die Haut versengt hatte.

Jason war merkwürdig still. Er starrte auf seinen Arm. »Es tut nicht weh«, sagte er. »Warum nicht, Mutti?«

Sally hatte ihren Wagenschlüssel ergriffen, der noch auf dem Küchentisch lag. Sie ergriff Jason am Arm und zog ihn zur Tür hinaus. Sekunden später saßen sie im Wagen. Sally hatte den Weg zum Krankenhaus eingeschlagen.

Beim letzten Mal hatte sie sich zuviel Zeit gelassen. Julie war gestorben.

Jason war das einzige Kind, das ihr geblieben war. Sie würde kein Risiko eingehen. Sie hatte die verbrühte Stelle mit einem Küchentuch verbunden. Mit quietschenden Reifen bog sie auf die Hauptstraße ein, an deren Ende das Krankenhaus lag.

Die Unterredung hatte fast eine Stunde gedauert. Dr. Wiseman begleitete Phyllis Paine zu ihrem Wagen. Zu einem Entschluß, was Sally Montgomery anbetraf, war man nicht gekommen. Phyllis Paine hatte dem Arzt versprochen, in den nächsten Wochen ein wachsaues Auge auf ihre Tochter zu haben. Danach würde man weitersehen. Sie kamen gerade an der Ambulanz vorbei, als Phyllis Paine die Stimme ihrer Tochter hörte.

»Aber ich habe die Verletzung mit eigenen Augen gesehen, Dr. Malone. Es waren Brandblasen, groß wie ein Dollarstück. Und nun behaupten Sie, er hat keinerlei Verletzungen erlitten. Er hat sich verbrannt! Ist das denn so schwer zu verstehen?«

Phyllis Paine stieß die Tür auf. »Wer ist verletzt?« fragte sie. Sally fuhr herum. Erstaunt erkannte sie ihre Mutter.

»Wer ist verletzt?« wiederholte Phyllis Paine ihre Frage.

»Mutter, was tust du denn hier?«

»Das ist jetzt nicht wichtig«, gab Phyllis Paine zurück. »Ist Jason etwas passiert?«

Sally nickte, die Tränen standen ihr in den Augen. »Wir haben Karamelbonbons zubereiten wollen, aus Zucker und Milch. Jason ist auf einen Stuhl geklettert. Dann ist er ausgerutscht und...« Sie hatte zu schluchzen begonnen. »Es war furchtbar, Mutter. Es ist meine Schuld. Ich hätte besser aufpassen müssen.«

»Unsinn, du machst dir unnötig Vorwürfe.« Phyllis Paine hatte den Arm um ihre Tochter gelegt und tröstete sie, so gut es ging. Dr. Malone war neben die beiden Frauen getreten. Er

machte ein ratloses Gesicht. »Wie sieht's denn aus, Dr. Malone?« erkundigte sich Phyllis Paine.

Der Arzt zuckte die Schultern. »Nichts von Belang, Mrs. Paine. Genau gesagt, ich habe überhaupt keine Verletzung feststellen können.«

Phyllis Paine sah ihn mißtrauisch an. »Nun einmal langsam, junger Mann. Meine Tochter sagt, der Junge hat sich verbrüht. So etwas heilt schließlich nicht in fünf Minuten. Wo ist der Junge denn?«

Dr. Malone deutete auf den in halber Höhe verglasten Nebenraum. Phyllis Paine führte ihre Tochter zu einem Stuhl. Dann ließ sie sich von Dr. Malone in den Nebenraum geleiten. Sie fand Jason vor, der halb entkleidet auf einer Untersuchungsleie saß und mit den Beinen baumelte.

»Tag, Großmutter«, begrüßte er sie. »Willst du meinen Arm sehen?«

Er streckte ihr seinen rechten Arm entgegen. Phyllis inspizierte die Haut. »Ich sehe keine Brandblasen«, verkündete sie.

»Es hat auch gar nicht wehgetan«, sagte Jason stolz. »Und dabei war die Karamelsauce fürchterlich heiß. Zweihundertvierunddreißig Grad Fahrenheit. Bei dieser Temperatur braucht man die Sauce nur in kaltes Wasser zu kippen, und schon hat man...«

»Ich weiß, was man mit Karamelsauce bei zweihundertvierunddreißig Grad macht«, unterbrach ihn Phyllis Paine. »Vor allem weiß ich, was mit der Haut eines Menschen passiert, wenn man kochende Sauce darübergießt.« Sie ließ den Arm des Jungen sinken und kehrte in den Vorraum zurück. Sally sah ihr angstvoll entgegen. Ihre Mutter kniff beruhigend die Augen zusammen. »Es ist nichts, Sally. Wirklich nichts.«

Sally starrte sie verständnislos an. »Ich habe die Brandblasen aber selbst gesehen«, flüsterte sie. »Der Arm war über und über

mit Blasen bedeckt.«

Dr. Malone warf Phyllis Paine einen Blick zu. Sie verstand.

»Es hat hier wohl eine Verwechslung gegeben«, erklärte sie. »Wie es scheint, hat mein Enkelsohn das Kochthermometer falsch abgelesen. Es zeigte wahrscheinlich nicht zweihundertvierunddreißig Grad Fahrenheit, sondern nur einhundertvierunddreißig.«

»Egal, was das Thermometer gezeigt hat«, sagte Sally zu ihrer Mutter gewandt, »die Masse hat gekocht und Jason hat sich damit verbrüht.« Sie stand auf und eilte ins Behandlungszimmer. Sie kam mit Jason zurück. »Was sollen wir tun, Dr. Malone?« fragte sie. »Soll der Junge sicherheitshalber hierbleiben?«

»Das wird nicht nötig sein, Mrs. Montgomery. Sie haben die Schwere der Verletzung in der ersten Aufregung wahrscheinlich überschätzt.«

»Natürlich war ich aufgeregt«, sagte Sally wütend. »Jede Mutter ist aufgeregt, wenn sich ihr Kind gerade verbrüht hat. Ich lasse mir das nicht ausreden. Ich habe die Brandblasen gesehen. Und nun beantworten Sie mir bitte meine Frage. Soll ich Jason sicherheitshalber hierlassen? Und sollten Sie ihn nicht wenigstens verbinden?«

»Weder noch.«

»Danke, das genügt«, sagte sie eisig. Sie wandte sich zu ihrer Mutter und erstarrte. Sie hatte das stillschweigende Einvernehmen bemerkt, das zwischen Dr. Wiseman und ihrer Mutter herrschte. Man hatte sie einem mysteriösen Test unterworfen. Sie hatte den Test nicht bestanden.

Sally sah, wie Dr. Wiseman ihrer Mutter die Hand gab. »Auf Wiedersehn, Mrs. Paine. Wenn Sie mich brauchen, rufen Sie mich an. Es bleibt doch bei unserem Abendessen am Mittwoch, oder?«

»Gewiß doch, Dr. Wiseman«, sagte Phyllis Paine. Sie sah ihrer Tochter in die Augen. »Fahren wir, Sally. Ich werde

hinter euch beiden herfahren. Ich helfe dir, zu Hause die Küche sauberzumachen.«

»Das ist nicht nötig, Mutter.« Ihre Stimme klang kalt und abweisend. Phyllis Paine tat, als ob sie die Beleidigung nicht bemerkt hätte.

»Keine Widerrede. Wozu hat man eine Mutter, wenn sie einem nicht hilft?« Sie geleitete ihre Tochter und ihren Enkelsohn zum Wagen. Bevor sie sich zu ihrem eigenen Wagen begab, blickte sie sich um. Dr. Wiseman stand auf der obersten Stufe der Eingangstreppe. Er schaute besorgt drein. Und Phyllis Paine wußte, warum.

Sergeant Bronski betrachtete den Stapel bedruckter Blätter, den Lucy auf seinen Tisch gelegt hatte. Er zuckte resigniert die Schulter. »Es tut mir leid, Mrs. Corliss, aber ich kann Ihnen leider nicht folgen.«

Lucy wiederholte, was sie gesagt hatte. Sie erklärte die Bedeutung der Zahlenkolonnen. Der Sergeant hörte ihr aufmerksam zu. Als sie fertig war, schüttelte er den Kopf.

»Es läuft darauf hinaus, daß Sie eigentlich nichts Konkretes wissen«, sagte er. »Sie selbst geben zu, daß die Computerschreibung keinen Anhaltspunkt für eine Strafverfolgung bietet.«

»Aber sie beweist, daß dieses CHILD-Institut seine Ziele mit unlauteren Mitteln verfolgt«, beharrte Lucy. »Ich kann das nicht konkretisieren, aber es geht bei dieser Organisation nicht mit rechten Dingen zu.«

Sergeant Bronski wischte sich den Schweiß von der Stirn. Seit zwei Stunden ging das jetzt so. Er verstand recht gut, was Lucy Corliss gegen CHILD aufbrachte. Unklar blieb, was er, Sergeant Bronski, dagegen unternehmen konnte. »Sie wollen mir nicht einmal sagen, woher die Schreibung stammt. Sie können weiter nicht erklären, wem durch die Übermittlung der Daten ein Schaden entstanden sein soll. Was erwarten Sie sich

denn, was ich in dieser Situation unternehmen soll?«

»Ich möchte, daß Sie CHILD unter die Lupe nehmen, Sergeant. Ich möchte, daß Sie herausfinden, was dieses Institut mit den Daten meines verschwundenen Sohnes vorhatte.«

»Da gibt es nichts zu untersuchen, Mrs. Corliss. Die Computerschreibungen, die Sie mir da vorgelegt haben, stellen kein Beweismittel dar. Gegen eine Organisation von der Größe und Bedeutung von CHILD kann ich damit nichts unternehmen.«

Ein langes Schweigen folgte. Lucy war in sich zusammengesunken. »Also gut«, sagte sie. »Was halten Sie von folgendem Vorschlag: Ich bringe die Person, von der die Computerlisten stammen, mit Ihnen zusammen. Sie wird Ihnen erklären, wie sie an die Daten herangekommen ist und was sie bedeuten.«

Eine Frau also. *Sie*. Es war eine Frau gewesen, die Lucy Corliss mit den mysteriösen Daten versorgt hatte. Aber wer war diese Frau? Eine hysterische Mutter, wie Lucy Corliss? »Einverstanden«, sagte er schließlich. »Bringen Sie mich mit dieser Person zusammen. Je nachdem, was ich erfahre, werde ich das Nötige veranlassen. Oder aber die Sache wird im Sand verlaufen.«

Lucy Corliss schichtete die Computerblätter zu einem ordentlichen Stapel, klemmte sich das Paket unter den Arm und verließ das Eastbury Police Department. Zurück blieb ein nachdenklicher Sergeant Bronski. Er erinnerte sich recht gut an Randy, den Sohn der Frau, mit der er eben gesprochen hatte. Er hatte mit niemandem darüber gesprochen, aber er hatte so seine Zweifel, ob dieser Junge imstande gewesen wäre, von zu Hause wegzulaufen.

Ein Rätsel also. Vielleicht würde das Gespräch mit der Kontaktperson, die Mrs. Corliss erwähnt hatte, Aufklärung bringen.

Randy Corliss war in einen kleinen Raum am Ende des Korridors gelegt worden. Sein Atem ging ruhig. Die Instrumente, die mit Kabeln und Schläuchen mit seinem Körper verbunden waren, zeigten normale Werte an. Der Junge schlief. Man hatte ihm die Arme langgestreckt. Der Handrücken beider Hände war mit Heftpflastern bedeckt. Ein Mann im weißen Kittel stand über Randy gebeugt.

Der Junge zuckte mit den Augenlidern. Dann schlug er die Augen auf.

Unsicher ließ er seine Blicke durch den kleinen Raum schweifen. Die Decke. Die Risse und Linien in der Decke waren anders als jene Muster, an die er sich aus seinem Zimmer erinnerte.

Was war geschehen? Er hatte mit seinen Kameraden gespielt. Draußen, im Gelände. Die Jungen hatten ihn überwältigt. Er hatte große Angst gehabt.

Er hatte versucht zu fliehen. Dann waren sie über ihm gewesen, hatten ihn am Armen und Beinen gepackt. Und dann?

Das Muster des Maschendrahts erschien vor seinen Augen. Der Zaun. Richtig. Die anderen hatten ihn wie einen Sack genommen und gegen den Maschendraht geworfen. Es war ein Gefühl gewesen, als würde seine Haut von einer Weihnachtskerze versengt. Und dann...

Die Erinnerung verblaßte. Leere, Schwärze, das Nichts.

Ein Gesicht erschien über ihm, kam näher, verzog sich zu einem Lächeln. Er erkannte Dr. Hamlin.

»Wie geht es uns?« hörte er Dr. Hamlin sagen.

»Wo bin ich?« fragte Randy. Er haßte es, wenn jemand im »Wir«-Ton mit ihm sprach.

»Du hast einen kleinen Unfall erlitten«, erklärte Dr. Hamlin.

»Jemand muß vergessen haben, die elektrische Spannung am Zaun abzustellen. Du bist wohl an den Maschendraht

gekommen. Aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Du bist schon wieder ganz gesund. Dir ist nichts passiert.« Er streckte die Hand nach ihm aus. Randy zuckte zurück. In seiner Erinnerung erschien das Skalpell, das Dr. Hamlin in der Hand gehalten hatte, als er Peter Williams das Gehirn herausoperierte.

»Was werden Sie mit mir machen?« fragte er ängstlich.

»Wie meinst du das? Niemand wird etwas mit dir machen.«

Randy dachte nach. Es gab etwas in diesem kleinen weißen Raum, was ihm Angst einflößte. Sein Blick fiel auf die tickenden, summenden Meßgeräte. Dann sah er, daß seine Hände mit Pflastern überklebt waren. »Was ist mit meinen Händen?« fragte er. »Bin ich verletzt?« Auf Dr. Hamlins Zügen erschien ein breites Grinsen. »Nun, wir sollten uns das am besten einmal ansehen«, schlug er vor. »Ich bin selbst neugierig, wie deine Hände ausschauen.« Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich neben das Bett. Dann löste er die Pflaster von Randys Händen.

Die Haut, die darunter zum Vorschein kam, war gesund und unversehrt. Die schweren Verbrennungen, mit denen Randy vor wenigen Stunden eingeliefert worden war, schienen verschwunden.

Als man ihm den bewußtlosen Jungen in die Ambulanz geschafft hatte, war er versucht gewesen, die Verbrennungen mit chirurgischen Eingriffen und Transplantationen von Hautpartien anderer Körperbereiche zu behandeln. Schließlich stand der Umgebungszaun des Internats unter einer elektrischen Spannung von 240 Volt. Die Verletzungen waren möglicherweise lebensgefährlich. Dann jedoch hatten die Instrumente angezeigt, daß sich der Gesamtzustand des Jungen normalisierte. Die Verbrennungen hatten zu heilen begonnen. Und das mit einer Geschwindigkeit, die in der Geschichte der Medizin ohne Beispiel war.

Der Erfolg, so schien es Dr. Hamlin, war in greifbarer Nähe.

Endlich würde er die Früchte seiner Arbeit ernten. Er beschloß, die Operation aufzuschieben und die weitere Entwicklung bei Randy Corliss zu beobachten.

Er hatte mehrere Stunden am Bett des Jungen zugebracht, hatte die Meßgeräte abgelesen, die mit dem Körper des kleinen Patienten verbunden waren. Wunderbarerweise hatte sich der Puls normalisiert. Auch die Atmung ging normal.

Die Gehirnwellen, die mittels eines Elektroencephalographen aufgezeichnet wurden, zeigten ein normales Muster.

Und inzwischen war klar, daß sogar die Verbrennungen bereits verheilt waren. Es gab nicht einmal Narben. Nichts, was an den Unfall erinnerte.

Randy Corliss, der Todeskandidat, lag ruhig atmend, stark, gesund und widerstandsfähig in seinem Bett.

Der Junge hatte sich aufgerichtet. Er sah den Mann im weißen Kittel unsicher an.

»Kann ich jetzt auf mein Zimmer gehen?«

Dr. Hamlin legte den Kopf auf die Seite und dachte nach. Wieder das väterliche Schmunzeln. »Warum eigentlich nicht?«, sagte er leutselig. »Ich glaube, du bist so gesund wie ich.« Er legte ihm die Hand auf die Schulter. »Du hast großes Glück gehabt, weißt du das?«

»Das finde ich gar nicht«, entgegnete Randy. »Ich habe einen Unfall gehabt. Nennen Sie das Glück?« Mißtrauen klang in seiner Stimme mit. Dr. Hamlin war verunsichert. Wieso freute sich der Junge nicht, daß er den Unfall so gut überstanden hatte? Es war schwierig, die Gedankengänge eines Kindes zu verstehen. »Ganz recht«, lenkte er ein. »Du hast einen Unfall gehabt. Aber du hast auch Glück gehabt. Du bist sofort in die Ambulanz eingeliefert worden, so daß wir dich behandeln konnten. Wenn wir Ärzte nicht dagewesen wären, ich fürchte, du wärest jetzt nicht mehr am Leben.«

Randy sah ihn aus großen Augen an. »Ich muß sowieso bald

sterben, nicht?« sagte er ernst.

Ein Schatten senkte sich auf Dr. Hamlins Züge, »Wie kommst du denn darauf?«

»Das haben mir die anderen Jungen gesagt. Sie sagen, die Schüler sind immer nur ein paar Monate in diesem Internat. Dann verschwinden sie. Sie werden abgeholt und sterben. Die Jungen haben mir auch gesagt, man darf nicht darüber sprechen. Stimmt das?«

Dr. Hamlin schwieg. Das war das Problem mit kleinen Jungen. Wenn man ihnen sagte, sie sollten über einen bestimmten Sachverhalt nicht sprechen, dann war dies das sicherste Mittel, die Angelegenheit an die große Glocke zu hängen. Es würde nicht leicht sein, Randys Frage zu beantworten. Vor allem aus einem Grund. Die Vermutung des Jungen beruhte auf einer Tatsache. Die Schüler starben. Bisher hatte nicht ein einziger Schüler das Internat lebend verlassen. Aber konnte er das dem kleinen Patienten gegenüber eingestehen? Auf keinen Fall. Er streckte die Hand aus und begann Randys Arme zu streicheln.

Er stand auf, verließ den Raum und kehrte wenig später mit einem metallenen Kästchen zurück, von dem zwei Kabel herunterhingen. Die Kabel endeten in zwei Metallgriffen.

Voller Angst sah Randy zu, wie der Arzt das Gerät mit dem Starkstromstecker in der Wand verband. »Was ist das?«

»Das ist ein Rheostat«, erklärte Dr. Hamlin. Er war bemüht, nichts von der Besorgnis spüren zu lassen, die er empfand. Das Experiment war lebensgefährlich. Wenn man von den Erfahrungen der klassischen Medizin ausging, war es glatter Mord. »Ich möchte nur einen kleinen Test mit dir anstellen, Randy«, erklärte er leichthin. »Ich möchte sichergehen, daß du völlig gesund bist. Wenn wir mit dem Test fertig sind, kannst du auf dein Zimmer gehen.«

»Was für ein Test?«

Dr. Hamlin zögerte mit der Antwort. »Ich möchte deine

Empfindlichkeit gegenüber gewissen äußeren Reizen testen«, sagte er schließlich. »Du brauchst nur die beiden Metallgriffe in die Hand zu nehmen und mir zu sagen, was du fühlst.«

Mißtrauisch beäugte Randy das metallene Gerät. »Was ich fühle?«

Der Arzt nickte. »Ganz recht. Du sagst mir, ob du Kälte oder Hitze empfindest. Ob der Griff dir glatt oder rauh vorkommt. Was auch immer. Einverstanden?«

Randy fragte sich, was mit ihm geschehen würde, wenn er sich der Weisung des Arztes widersetzte. Würde man ihn auf dem Bett festbinden? Würde man seinen Kopf in ein Gestell schrauben, wie sie es mit Peter getan hatten? Das Risiko bestand. Es war wohl am besten, wenn er tat, was Dr. Hamlin von ihm verlangte. Er ergriff die Elektroden, die der Arzt ihm reichte.

Dr. Hamlin hatte das Kästchen auf einen Tisch gestellt. Sein Blick war auf die Skala an der Vorderseite gerichtet. Randy sah, wie er einen Hebel nach oben schob.

Randy spürte, wie der elektrische Strom seinen Körper durchfloß. Aber er spürte keinen Schmerz.

Als sie Spannung 200 Volt überschritt, weiteten sich die Pupillen des Jungen. »Es kitzelt«, sagte er.

Es kitzelt.

Die beiden Worte hallten in Dr. Hamlins Gehirn wie Donner wider. Es war der Triumph. Vor ein paar Stunden noch hatte der gleiche Junge eine ähnlich hohe elektrische Spannung als Schmerz empfunden. Er war ohnmächtig geworden. Das Herz, das Nervensystem und das Gehirn waren geschädigt worden.

Und jetzt empfand er die Spannung nur noch als Kitzeln.

Nicht nur, daß er binnen kürzester Zeit auf wunderbare Weise von seinen Verletzungen genesen war. Er war auch resistent gegen elektrischen Strom geworden.

Dr. Hamlin schob den Hebel auf volle Spannung.

Randy Corliss begann zu kichern.

Es funktioniert! Der Versuch hatte bestätigt, was Dr. Hamlin in langen Versuchsreihen errechnet hatte. Der Arzt schob den Hebel auf die Nullstellung zurück. Er kontrollierte die Geräte und überzeugte sich, daß Atmung, Herzschlag und die übrigen Körperfunktionen durch das Experiment nicht beeinträchtigt worden waren. Dann zog er den Stecker aus der Buchse, nahm Randy die Elektroden aus den Händen und legte ihm anerkennend die Hand auf die Schulter. »Du kannst jetzt auf dein Zimmer gehen«, sagte er. »Das Experiment ist beendet. Du bist völlig gesund.« Mit diesen Worten verließ er den Raum.

Randy blieb noch eine Weile auf der Bettkante sitzen. Was waren das für Experimente, die Dr. Hamlin mit ihm und den anderen Jungen veranstaltete? Der gesündeste Junge, der je hiergewesen ist. Was hatte das zu bedeuten? Er stand auf, zog sich an und ging auf den Flur hinaus. Langsam wanderte er an den geschlossenen Türen entlang. Vor einer weißgestrichenen Tür blieb er stehen. Er betätigte den Türkнопf.

Ein Bett. In dem Bett lag ein Junge. Randy trat näher. Peter Williams.

Peters Atem war zu hören. Ein rätselndes Geräusch. Krank.

Immerhin. Peter war nicht tot. Er hatte die furchtbare Operation überlebt.

Perfekt, wirklich perfekt, hatte Dr. Hamlin gesagt. Meinte er damit, daß Jungen wie Peter und Randy unsterblich waren? Daß sie Verletzungen und Verstümmelungen überlebten, die bei allen anderen Menschen zum Tode führten?

Er verließ den Raum, zog die Tür hinter sich zu und lief den Korridor entlang. Er passierte die Doppeltür, die den Krankenflügel vom Schlafbereich trennte. Wenig später war er in seinem Zimmer. Ein perfektes Kind. Randy war gar nicht so sicher, daß er ein perfektes Kind sein wollte.

Der Preis war zu hoch. Man war wohl erst perfekt, wenn man zwischen Leben und Tod dahindämmerte. Wenn man ein

Untoter war wie Peter Williams.

Dr. George Hamlin hatte seine Hornbrille abgenommen. Er massierte sich die schmerzende Nasenwurzel, an der sich zwei Druckstellen abzeichneten. Er würde die Nacht durcharbeiten. Er durfte keine Zeit verlieren.

Innerhalb weniger Stunden hatte sich alles dramatisch zuge-spitzt. Der Durchbruch.

Dann der Anruf aus Boston.

Was Randolph gesagt hatte, war in der Tat beunruhigend. Gewiß, es war nur logisch, daß irgendwann einmal eine Mutter nachbohrte, was eigentlich mit den medizinischen Daten ihres Kindes geschah. Wenn ein Kind verschwand, klammerten sich die Eltern an jeden Strohalm. Aber war es Zufall, daß es sich bei der Mutter, die im CHILD-Institut auftauchte, ausgerechnet um Lucy Corliss handelte? Warum gerade heute? Warum pfuschte ihm die Mutter des Jungen dazwischen, der im Versuch die besten Ergebnisse gebracht hatte?

Er durfte sich von solchen Störversuchen nicht beeindrucken lassen. Die Lösung des Problems lag ganz einfach im Zeitfaktor. Er würde schneller arbeiten, die Versuche mit großer Energie vorantreiben müssen. Er beugte sich über seine Aufzeichnungen.

Als Ergebnis der jahrelangen Testreihen zeichnete sich ab, daß die Kombination der genetischen Enzyme für die gesundheitliche Verfassung eines Menschen entscheidend war. Verändern ließ sich die genetische Programmierung eines Menschen nur, wenn man die Struktur der Enzyme im unbefruchteten Ei beeinflusste. Die Vorgehensweise war einfach, in ausgedehnten Versuchsreihen hatte Dr. Hamlin das notwendige Instrumentarium entwickelt. Die Gen-Kette mußte unterbrochen und in veränderter Form wieder zusammengesetzt werden. An welcher Stelle der Einschnitt geschah, das zu ergründen, war nur im Experiment möglich gewesen. Im Experiment am lebenden Objekt. Versuch und

Fehlschlag. Jawohl. Es hatte Fehlschläge gegeben. Eigentlich waren alle Kinder, die in die Versuchsreihe einbezogen wurden, gestorben.

Es waren Fehlschläge, die in keiner ärztlichen Statistik auftauchen würden. Es gab keine Todesurkunden, keine Ermittlungsverfahren. Und doch blieben es Fehlschläge.

Dr. Hamlin haßte Fehlschläge.

Er faltete den Laborbericht auf und überflog einmal mehr die ersten Zeilen. Dann die Graphiken. Ursache und Wirkung. Analysen. Experimente. Die Krankengeschichte der Kinder. CHILD. SIDS. Die Unvollkommenheit des menschlichen Materials.

Inzwischen stand fest, daß Randy Corliss den Schlüssel zur Lösung des Problems liefern würde. Dr. Hamlin schlug die Krankengeschichte des Jungen auf.

Die Intronen. Nach Ansicht der Wissenschaftler stellten die Intronen ein genetisches Abfallprodukt außerhalb der doppelspiraligen Gen-Kette dar. Elemente, die im Verlauf des Evolutionsprozesses entstanden waren. Da die Gesundheit des Menschen ausschließlich durch die Doppelspirale programmiert wurde, waren die Intronen überflüssig. Die Experimente hatten ergeben, daß keine Änderung entstand, wenn man sie entfernte.

Im Unterschied zu dieser Lehrmeinung war Dr. Hamlin zu der Erkenntnis gekommen, daß die Intronen so etwas wie ein genetisches Versuchslabor der Natur waren. Hier wurde das Gen-Alphabet in neuen Kombinationen zusammengesetzt. Die so entstandenen Verschlüsselungen blieben abrufbereit gespeichert. Nur wenn sich der Organismus nach der Geburt als lebensfähig erwies, wurde der genetische Code an den Körper weitergegeben. Die Intronen wurden zu Extronen. Nach ihnen formten sich die künftigen Generationen der Gene.

Es war Dr. Hamlin gelungen, die Intronen durch Einwirkung von außen zu aktivieren. Er hatte gelernt, wie man ihre

Funktionen beeinflussen, behindern oder fördern konnte.

Die mit Sorgfalt und Geduld durchgeführten Versuche hatten Erfolge gezeitigt.

Nach Tierversuchen war er auf Menschenversuche übergegangen.

Eine Zäsur. Er hatte die Versuche in aller Heimlichkeit anstellen müssen. Zumal die Erkenntnis in der Gen-Forschung durch den Tod der Versuchspersonen erkaufte wurden. Kein Junge hatte die Experimente überlebt. Mit Ausnahme von Randy Corliss.

Endgültiges ließ sich noch nicht sagen. In einigen Monaten würde Dr. Hamlin die Versuchsreihe abschließen können.

Es gab nur eine Bedingung, die vor den Erfolg gesetzt war. Randy Corliss mußte überleben.

War dieses Ziel erst einmal erreicht, dann hatte es ein Ende mit der Geheimniskrämerei. Dr. George Hamlin, Gen-Forscher und Experimentalwissenschaftler, konnte wieder seinen Platz in der vordersten Reihe weltberühmter Dozenten einnehmen.

Eine Erschwernis bei alledem war die Tatsache, daß die Experimente nicht in der überschaubaren Welt des Labors durchgeführt werden konnten.

Empfängnis außerhalb der Gebärmutter, das war kein Problem mehr für die Wissenschaft. Seit Jahren wußte man, wie man den männlichen Samen mit dem weiblichen Ei vermählte. Dazu brauchte man keine Frau mehr.

Wie so oft, lag das Problem im menschlichen Bereich. Nur wenige Eltern wollten ein Retortenbaby. Welche Frau wollte schon ein Kind austragen, das in einem Labor gezeugt worden war? Welche Mutter wollte ein Wesen zur Welt bringen, dessen Vater und Mutter Dr. Hamlin hieß?

Nachdem Dr. Hamlin erkannt hatte, wo die Schwierigkeit lag, hatte er eine einschneidende Entscheidung getroffen.

Die Gen-Kette des Eis wurde nicht mehr *in vitro*, sondern *in situ* zerschnitten.

Ging das Experiment schief, dann starb das Kind, ohne daß die Eltern Verdacht schöpften. Ein totes Kind. SIDS. Mit so etwas mußte man rechnen.

Gelang das Experiment, so zogen die Eltern, ohne daß sie sich dessen so recht bewußt wurden, einen jungen Menschen von wunderbarer Gesundheit auf. Wenn man das, was in Dr. Hamlins Versuchsküche entstand, als ›Menschen‹ bezeichnen konnte.

Randy Corliss mußte überleben. Er würde das Werk krönen.

Es waren vier Personen, die sich in Lucy Corliss' Wohnzimmer zusammengefunden hatten. Lucy und ihr geschiedener Mann Jim, Sally Montgomery und Sergeant Bronski vom Eastbury Police Department.

Es war Sally nicht leichtgefallen, zu dem Treffen zu gehen. Steve hatte sich eingeschaltet. Nachdem er mit Sally und ihrer Mutter gesprochen hatte, war er zu der Ansicht gekommen, daß seine Frau an den Folgen einer nervösen Erschöpfung litt. Er hatte ihr das auch unverblümt gesagt. Sally hatte nicht widersprochen, obwohl sie den Vorwurf als unsinnig empfand. Sie hatte seinem Vorschlag nachgegeben, daß sie sich jetzt einfach einmal ausschlafen und ausruhen mußte. Noch bevor sie gemeinsam überlegen konnten, wie und wo sie am besten Ruhe kam, hatte Lucy Corliss angerufen. Sie hatte gefragt, ob Sally bereit sei, die Computerliste in Gegenwart von Sergeant Bronski zu interpretieren. Sally hatte ihre Zustimmung gegeben, und das hatte erneut Streit mit Steve ausgelöst. Inzwischen hatte sie auch noch ihre eigene Mutter gegen sich. Phyllis Paine hatte sich zunächst objektiv gegeben. Sie hatte, wie es schien, das Für und Wider abgewogen. Dann aber hatte sie sich auf die Seite ihres Schwiegersohnes gestellt. Und der hielt gar nichts von einem Vierertreffen, wie es von Lucy Corliss vorgeschlagen worden war.

Sally, so hatte er argumentiert, sollte sich nicht mit den

Problemen anderer Leute belasten. Sie hatte genug eigene Schwierigkeiten. Warum sich auch noch die Probleme einer gewissen Lucy Corliss aufhalsen?

Zum Schluß war Sally der Geduldsfaden geplatzt. »Ich fahre jetzt zu Lucy Corliss«, hatte sie verkündet, und dann war sie aus dem Haus gestürmt.

Inzwischen war sie nicht mehr so sicher, daß ihr Entschluß richtig gewesen war. Sie hatte Sergeant Bronski und Jim Corliss dargelegt, was es mit den Computerschreibungen auf sich hatte.

Je ausführlicher ihre Erklärungen wurden, um so mehr hatte sich bei ihr selbst der Eindruck verdichtet, daß es keine Parallelen gab zwischen Julies Tod und Randys Verschwinden.

Es gab, wenn man es nüchtern betrachtete, nur eine Gemeinsamkeit. Beide Kinder waren vom CHILD-Institut überwacht worden.

Das Schweigen der Befangenheit hatte sich in der kleinen Gruppe Menschen ausgebreitet. Plötzlich erinnerte sich Sally an einen Gedanken, der ihr bei der Programmierung des Computers gekommen war.

»Sie werden meine Frage vielleicht als merkwürdig empfinden, Lucy«, begann sie, »aber wie standen Sie eigentlich zu Randy? Ich meine, bevor das Kind geboren war. War es ein Wunschkind?«

Bevor Lucy Corliss die Frage beantworten konnte, ergriff Jim das Wort. »Ich wollte damals keine Kinder mehr«, sagte er ernst. »Und meine Befürchtungen haben sich bewahrheitet. Randy war das Ende unserer Ehe. Lucy hoffte vielleicht, das Kind würde den Bruch wieder kitten, der bereits entstanden war. Aber das Gegenteil war der Fall.« Er wandte sich zu Lucy. »Ich weiß, daß du es gut gemeint hast, aber als du mir damals sagtest, du seist schwanger, da hatte ich das Gefühl, als würde die Tür einer Gefängniszelle hinter mir zugeschlagen. Ich fühlte mich in der Falle. Und da bin ich aus dem Gefängnis

ausgebrochen. Die Folge war Scheidung.«

»Aber ich habe die Schwangerschaft doch auch nicht gewollt«, entgegnete ihm Lucy. »Du meinst, ich wollte Randy haben, um unsere Ehe noch einmal zu kitten, aber so war es nicht. Ganz im Gegenteil. Ich wollte damals auf keinen Fall wieder schwanger werden. Ich hatte mir sogar eine Spirale zur Empfängnisverhütung einsetzen lassen. Leider gehöre ich zu jenen Frauen, bei denen die Spirale nicht zu funktionieren scheint. Als ich merkte, daß ich schwanger war, war alles zu spät.«

Sally Montgomery schwirrte der Kopf. Es war einfach zuviel, was da auf sie einstürmte. Inzwischen waren es sage und schreibe vier Mütter, die trotz Spirale ein Kind bekommen hatten. Die Kinder dieser Mütter waren auf unerklärliche Weise in die Datenbänke des Children's Institute for Latent Diseases in Boston übernommen worden. Zwei dieser Kinder waren inzwischen gestorben. Ein Kind war verschwunden. Nur Jason war übrig geblieben.

»Ein furchtbarer Gedanke«, sagte sie leise.

Sergeant Bronski sah sie fragend an. »Was ist ein furchtbarer Gedanke?«

Sally blickte in die Runde. Freundliche, wenngleich neugierige Gesichter. »Ich habe an Jan Ransom gedacht«, begann sie. »Es gibt da Zusammenhänge, die mit Zufall nicht mehr zu erklären sind.« Und dann ging sie alle Punkte durch, jederzeit darauf gefaßt, von Sergeant Bronski unterbrochen zu werden. Die Polizei, so fürchtete sie, sah diese Dinge nüchterner. Ängste einer Mutter waren für sie nichts als hysterische Anwandlungen. Eine solche Frau sah eine Verschwörung, wo keine war. Man würde sie der Obhut eines Nervenarztes anvertrauen.

Aber ihre Befürchtungen traten nicht ein. Der Sergeant unterbrach sie nicht. Keiner ihrer Zuhörer widersprach.

Schweigen. Es war Sally Montgomery, die dann als erste die

Sprache wiederfand.

»Lucy«, begann sie mit halberstickter Stimme, »von welchem Gynäkologen haben Sie sich damals betreuen lassen? Wer hat Ihnen die Spirale eingesetzt?«

Lucy Corliss dachte nach. »Ein Arzt im Eastbury Community Hospital«, sagte sie nach einer Weile. »Nachdem Randy geboren war, bin ich nie wieder hingegangen.« Sie lächelte zerstreut. »Ich bin keine Frau, bei der ein Arzt reich werden könnte, wissen Sie.«

»Wie war der Name des Arztes?«

»Dr. Weisfield oder so ähnlich.«

»Vielleicht Dr. Wiseman?« half Sally nach.

Lucys Züge entspannten sich. »Ganz recht. Dr. Wiseman. Ich muß sagen, ich habe diesen Arzt von Anfang an nicht gemocht. Aber ich hatte damals keine andere Wahl. Ich dachte...« Sie hatte den Ausdruck jähren Entsetzens in Sallys Gesicht bemerkt. »Was ist, Sally? Habe ich etwas gesagt, was Sie beleidigt hat?«

Sally Montgomery schüttelte den Kopf. Ihre Antwort klang bitter. »Es ist nur... Ich bin damals ebenfalls bei Dr. Wiseman in Behandlung gewesen. Ich war so mißtrauisch. Und dann wieder so unsicher. Er gab sich so väterlich. Richtig unangenehm. Was hat dieser Arzt mit uns getan?«

Sergeant Bronski war aufgestanden. »Es ist noch zu früh, um irgendwelche Vorwürfe gegen Dr. Wiseman zu formulieren«, sagte er ruhig. »Vorläufig gibt es keinen Hinweis darauf, daß er irgend etwas Gesetzwidriges getan haben könnte.«

Er verabschiedete sich. Wobei er seinen Gesprächspartnern die Gedanken verschwieg, die ihm durch den Kopf gingen. Randy Corliss. Er war entschlossen, mit mehr Nachdruck als je zuvor nach Randy Corliss zu fahnden.

Nur noch ein Fenster war erleuchtet, als Sally zurückkehrte. Das Fenster des Schlafzimmers. Mutter, so schien es, war heimgefahren, jedenfalls war ihr Wagen nicht mehr zu sehen.

Sally suchte und fand das Schlüsselloch. Sie öffnete die Haustür, schloß sie wieder, schob die Riegel vor und inspizierte die Fenster im Erdgeschoß. Alle geschlossen. Gut. Langsam ging sie die Treppe zum Schlafzimmer hinauf. Es würde schwierig sein, Steves Einwilligung für das weitere Vorgehen zu erwirken. Nicht nur, daß sie Lucy interessiert zugehört hatte. Inzwischen war ihr Schicksal mit dem der anderen Frau verknüpft. Sie ahnte, was Steve sagen würde, wenn er das erfuhr. Und sie haßte die Vorhaltungen, die er ihr machen würde. Trotzdem war sie nicht bereit zu lügen. Er hatte einen Anspruch darauf, die Wahrheit zu erfahren.

Es mußte ihr gelingen, ihn umzustimmen. Schließlich ging es auch um sein Kind. Es war jetzt klar, daß es im Krankenhaus von Eastbury nicht mit rechten Dingen zugeing. Es war offensichtlich, daß Dr. Wiseman bei ihr, bei Lucy Corliss und bei Jan Ransom Eingriffe vorgenommen hatte, deren wahrer Zweck den Betroffenen verheimlicht worden war. Wie viele andere Frauen waren in der gleichen Weise ›behandelt‹ worden? Wie viele Kinder hatten sterben müssen? Wie viele der von CHILD erfaßten Kinder waren spurlos verschwunden? Steve mußte verstehen, daß dies alles Fragen waren, die eine Antwort erwarteten.

Sie waren es Julie schuldig, daß sie die Spur verfolgten. Julie und all den Unschuldigen, die für CHILD gestorben waren.

Sie hatte das Obergeschoß erreicht und ging auf das Schlafzimmer zu. Vor der Tür blieb sie stehen. Jason. Sie wollte erst noch nach Jason sehen. Sie fand ihn schlafend. Sein rechter Arm hing über die Bettkante. Sie beugte sich über ihn, um ihn zu küssen. Als ihr Mund seine Wangen berührte, wachte er auf.

»Mutter? Bist du es?« flüsterte er.

»Ja, mein Sohn«, sagte sie. Sie hatte sich neben das Bett gekniet. »Ist alles in Ordnung? Keine bösen Träume?«

»Alles okay«, sagte Jason. Er räkelte sich. »Wir haben den

ganzen Abend zusammen gespielt, Großmutter, Papa und ich.« Es klang vorwurfsvoll. »Wo bist du gewesen, Mutter?«

Sie streichelte seinen Arm.

»Tut's gar nicht mehr weh?« fragte sie.

»Überhaupt nicht mehr«, erwiderte Jason. »Ich glaube, Großmutter hat recht. Ich muß das Thermometer falsch abgelesen haben. Die Karamelsauce war nicht so heiß, wie ich dachte.«

Sally starrte in die Dunkelheit. Ihr Herz schlug wie wild. Jason, so schien es, hatte sich damit abgefunden, daß ihm seine Augen einen Streich gespielt hatten. Er war nicht geheilt. Er war nie verletzt gewesen.

Ich habe es selbst gesehen, dachte sie. Wie kann ich mir Gewißheit verschaffen, was heute geschehen ist? Vielleicht habe ich wirklich nicht genau hingesehen? Vielleicht war ich wirklich zu aufgeregt, um die Schwere der Verletzungen realistisch zu beurteilen?

Sie gab ihrem Jungen noch einen Kuß, dann zog sie ihm die Bettdecke gerade. Auf Zehenspitzen ging sie zur Tür. Wenig später stand sie im schwach erleuchteten Elternschlafzimmer.

Steve war beim Lesen eingeschlafen. Das Buch war zur Seite gerutscht, es war noch geöffnet. Einige Minuten lang stand sie vor ihm. Ob ich ihn aufwecken soll? Besser nicht. Sie zog sich aus, knipste die Schirmlampe aus und schlüpfte zu ihrem Mann ins Bett.

Der Schlaf ließ auf sich warten. So viele Gedanken. So viele Sorgen. So viele Fragen.

Bilder. Da lag Julie. Tot. Warum hatte sie sterben müssen?

Jason. Die verbrühte Haut. Brandblasen. Wenige Minuten später war alles verheilt. Nicht einmal eine Narbe war zurückgeblieben.

Wieder Jason. Schwären auf seinem Arm. Der siedende Zuckerguß. Eine Wunde, die bis auf den Knochen reichte. Minuten später war alles vergessen. Kein Schmerz. Keine

Entzündung. Nicht einmal eine Schwellung. Alles nur eine Sinnestäuschung.

Mein armer kleiner Junge, dachte sie. Ich habe dich nicht zur Welt bringen wollen. Ich habe dich unter meinem Herzen getragen, aber ich habe dich nicht geliebt.

Acht Jahre war das jetzt her. Sie hatte große Angst gehabt, als sie zu Dr. Wiseman ging. Die Spirale.

Acht Jahre der Angst hatten sich angeschlossen. Sally Montgomery spürte, wie die Verzweiflung von ihr Besitz ergriff.

Steve Montgomery legte den Bericht auf den Schreibtisch zurück. Eine Studie über die finanzielle Situation zweier Unternehmen. Viermal hatte er sich das umfangreiche Machwerk schon zu Gemüte geführt. Immer noch hatte er kein Konzept, welche Empfehlung er dem Auftraggeber anbieten konnte. Eine kleine Firma ging in einer größeren auf. Soweit, so gut. Die Manager der kleineren Firma wurden an der Transaktion mit einem bestimmten Prozentsatz des Veräußerungsgewinns beteiligt. Die Gehälter stiegen um das Doppelte. Aber wie ließen sich die Eigentumsverhältnisse in dem neuen Konsortium regeln? Es war Steves Aufgabe, dazu eine Empfehlung auszuarbeiten. Nichts, wovon man sich Angst machen mußte. Normalerweise.

Aber heute fehlte es ihm an Konzentration. Es war sinnlos, wenn er sich ein fünftes Mal durchlas, was er bei vier Durchgängen nicht verstanden hatte. Er schob die Akte zur Seite und seufzte. Dann gab er seinem Drehstuhl einen Stoß. Sein Blick ging auf den grünen Garten hinaus. Ein makelloser Frühlingsmorgen. Der schöne Anblick vermochte Steves traurige Stimmung nicht aufzuhellen.

Bis vor neun Tagen war alles gut gewesen. Er hatte eine Frau gehabt, die er liebte. Er wurde wiedergeliebt. Er hatte zwei prächtige Kinder. Er hatte einen Beruf, der ihm Spaß machte. Inzwischen war ein Schlag nach dem anderen gekommen. Er hatte seine kleine Tochter verloren. Seine Frau war zu einem Wesen geworden, das er nicht mehr verstand. Und sein Sohn...

Was ist mit meinem Sohn?

Jasons Bild erstand vor seinem geistigen Auge. Er mußte lächeln. Aber dann mischte sich Bitterkeit in das Lächeln. Ein Meerschweinchen, das in seinem Käfig lag. Tot. Warum? Was war passiert?

Steve schüttelte sich, versuchte die dunklen Gedanken

abzuwälzen, die ihn verfolgten. Es gelang ihm nicht.

Jason ist gesund, redete er sich ein. Jason ist normal. Der Junge tut nichts, was Anlaß zur Sorge gäbe. Er ist auch nicht bedroht. Wenn er, Steve, sich heute wegen seines Sohnes Sorgen machte, dann lag das an Sallys unvernünftigen Einflüsterungen. Sally. Ihre Verzweiflung, ihre Nervosität und ihre düsteren Vorahnungen waren wie das Leichentuch einer tödlichen Seuche, das sich über ihn und den gemeinsamen Sohn zu breiten begann.

Ich werde mit Dr. Wiseman reden, beschloß er. Nur von dort konnte jetzt noch Hilfe kommen.

Dr. Arthur Wiseman begrüßte seinen Besucher mit einem gütigen Lächeln. Er deutete auf einen Sessel. Das Lächeln war zu einem breiten Grinsen geworden. »Sie sind das erste Mal bei einem Gynäkologen zur Behandlung? Dann möchte ich Ihnen sagen, daß alle Ihre Ängste völlig gegenstandslos sind. Die Untersuchung tut nicht weh, und...« Er hatte den besorgten Ausdruck in den Augen seines Besuchers bemerkt und verzichtete darauf, die Parodie der Begrüßung, wie er sie den Erstpatientinnen angedeihen ließ, zu Ende zu führen. »Bitte, nehmen Sie Platz, Steve«, sagte er ruhig.

Eine Weile lang musterten sie sich. Keiner von beiden sagte ein Wort. Vielleicht war es ein Fehler, daß ich hergekommen bin, dachte Steve.

Es war Dr. Wiseman, der schließlich das Schweigen brach. »Ich nehme an, Sie kommen wegen Sally.«

Steve nickte.

»Ist etwas Besonderes vorgefallen?«

»Es ist keine Besserung abzusehen«, sagte Steve. »Im Gegenteil. Sally ist außerordentlich gereizt. Was immer sie jetzt tut, sie übertreibt maßlos. Gestern zum Beispiel. Jason hatte einen kleinen Unfall. Für Sally eine Katastrophe.«

»Ich weiß«, erwiderte Dr. Wiseman. »Ich war im Krankenhaus, als Ihre Frau den Kleinen zur Untersuchung

brachte. Sie hatte angenommen, er hätte schwere Verbrennungen erlitten. Falscher Alarm.«

»Und so reagiert sie auch in anderen Dingen. Sie ist zum Beispiel auf ein Forschungsprogramm gestoßen, hinter dem sie eine Art Verschwörung wittert. Julies medizinische Daten sind an ein Institut in Boston übermittelt worden, ebenso die Daten von Randy Corliss. Und nun haben sich die beiden Frauen zusammengesetzt und eine abenteuerliche Theorie ausgebrütet. Das Forschungsprojekt ist ein teuflischer Anschlag auf das Leben der Kinder. Etwas in der Richtung.«

Dr. Wiseman entfuhr ein Seufzer, als er sich an seine Unterhaltung mit Sally Montgomery erinnerte. »Sie fürchten, daß Ihre Frau paranoide Vorstellungen entwickelt?«

Es war eine Frage, die Steve zutiefst verunsicherte. Er wollte protestieren, aber Dr. Wiseman kam ihm zuvor.

»*Paranoid*«, wiederholte er. »Das ist so ein Reizwort. Ein Begriff, der Emotionen weckt. Aber sehen wir die Dinge doch wie sie sind. Es besteht die Gefahr, daß ihre Frau paranoid wird.«

»Ich vermute es zumindest«, sagte Steve leise. Er beugte sich etwas vor. »Was ist denn Ihre Meinung, Herr Dr. Wiseman. Glauben Sie, daß Sally bereits paranoid ist?«

Dr. Wiseman zuckte die Schultern. »Ich bin weder Neurologe noch Psychiater und möchte dem Urteil meiner Kollegen da nicht vorgreifen«, sagte er vorsichtig. Steve war erleichtert. »Aber«, fügte Dr. Wiseman hinzu, »das bedeutet nicht, daß wir bei Ihrer Frau bereits Entwarnung geben können. Sie hat Schlimmes durchgemacht, und was Sie, Steve, jetzt als Überreaktion empfinden, ist Sallys Reaktion auf außergewöhnliche Vorkommnisse. Wie könnte sie sich denn anders verhalten nach dem Schicksalsschlag, den sie erlitten hat? Der Verlust eines Kindes ist das Schlimmste, was einer Frau zustoßen kann. Wir Mediziner wissen aus zahllosen Beispielen, daß eine Mutter ihr eigenes Leben opfern würde,

wenn sie damit das Leben ihres Kindes retten kann.« Er hielt inne und begann mit den Fingerspitzen auf die Schreibtischplatte zu trommeln. »Möchten Sie, daß ich Ihnen einen Spezialisten empfehle, zu dem sich Sally in Behandlung begeben kann?«

»Sie meinen eine Psychiater?«

»Nicht unbedingt. Ich denke eher an einen Psychologen oder an einen Verhaltenstherapeuten. Wir wissen ja, daß die Ursache der Störung im seelischen Bereich liegt. Möglicherweise ist die Behandlung durch einen Psychologen erfolgversprechender als die Betreuung durch einen Psychiater.«

Steve schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß Sally sich in Behandlung begeben würde, weder bei einem Psychiater noch bei einem Psychologen. Sie glaubt nicht, daß es irgendwelche seelische Anomalien bei ihr gibt.«

Dr. Wiseman war aufgestanden. Auch Steve erhob sich. »Ich kenne Sally ganz genau«, sagte er. »Sie geht nicht zum Psychologen. Mit Sicherheit nicht.«

»Manchmal muß man einen Menschen zu seinem Glück zwingen«, sagte Dr. Wiseman. »Ihre Frau kann in diesem Zustand nicht beurteilen, was gut für sie ist.«

Noch bevor Steve Montgomery klar wurde, was die Bemerkung eigentlich bedeutete, hatte ihn Dr. Wiseman aus dem Sprechzimmer geleitet. Sie hatten sich mit einem freundlichen Nicken verabschiedet. Dann kehrte der Arzt an seinen Schreibtisch zurück, ergriff einen Schreibblock und notierte untereinander die Namen von fünf Psychologen. Am Ende der Liste vermerkte er das Wort ›Ärzteversicherung‹ und versah es mit einem Ausrufezeichen. Es handelte sich um jene Versicherung, die ihn vor den finanziellen Folgen etwaiger Kunstfehler schützte. Er hatte die Seite aus dem Notizblock gerissen und in seine Schreibtischplatte gleiten lassen, als die Praxishilfe die erste Patientin ins Sprechzimmer führte.

Dr. Wiseman stand auf, ging um den Schreibtisch herum und begrüßte die junge Frau mit einem warmen Lächeln. Erica Jordan stand auf der Karteikarte, die von der Praxishilfe angelegt worden war. Er ließ die Frau Platz nehmen. Nachdem die Helferin das Sprechzimmer verlassen hatte, ließ Dr. Wiseman sich auf seinem Drehsessel nieder und studierte die Eintragungen auf der Karteikarte. Nach einer Weile hob er den Blick. Er lächelte Erica Jordan aufmunternd zu.

»Es sieht nach allem so aus, als ob eine Spirale das richtige wäre«, sagte er.

Erica Jordan wurde bleich. »Demnach bin ich allergisch gegen die Pille, Herr Doktor?«

»Nun, so kraß würde ich es nicht formulieren«, beruhigte er sie. »Es geht bei der Verschreibung der Pille nicht nur um mögliche Allergien. Die Pille hat bekanntlich Nebenwirkungen, die bei Frauen verschieden stark auftreten. Sie scheinen zu den Frauen zu gehören, bei denen mit starken Nebenwirkungen zu rechnen ist. Ihre Migräne zum Beispiel, hat erst begonnen, seitdem Sie die Pille nehmen. Es gibt einen weiteren Aspekt, der zu beachten ist. Krebs. In Ihrer Familie gibt es Krebsfälle.«

»Ich hatte gedacht, die Veranlagung zu Krebs sei nicht erblich«, widersprach Erica Jordan.

Er wich der Frage aus. »Es gibt keine gesicherten Zusammenhänge zwischen Krebs und Pille, da haben Sie recht. Aber vom ärztlichen Standpunkt aus ist es immer gut, wenn man auf Nummer Sicher geht. Wir Gynäkologen verschreiben nicht gern die Pille, wenn es in der Familie der Frau Krebserkrankungen gegeben hat.«

»Es ist zum Verzweifeln«, stöhnte Erica Jordan. »Was immer ich einnehme, ich bin allergisch dagegen. Und was machen wir, wenn ich eine Allergie gegen die Spirale entwickle?«

»Dann bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als die empfängnis-

freien Tage zu beachten.«

Sie verzog das Gesicht zu einer Grimasse. »Das ist mir zu unsicher, dazu kenne ich mich selbst zu gut. Ich bin einverstanden mit der Spirale. Versuchen wir's.« Dr. Wiseman griff zum Hörer und gab seiner Praxishilfe eine Anweisung. Dann wandte er sich wieder seiner Patientin zu. »Sie können schon durchgehen in den Untersuchungsraum, Charlene erwartet Sie dort, Sie wird Ihnen behilflich sein. Ich komme dann gleich nach. Was die möglichen allergischen Reaktionen gegen die Spirale angeht, so gibt es ein Mittel. Eine Salbe. Sie wird bei der Einsetzung der Spirale angewendet. Die Salbe dient dazu, Irritationen des Gewebes zu vermeiden.«

»Wie lange ist die Salbe wirksam?« fragte sie.

»Wenn man der Fachliteratur glauben kann, einen ganzen Monat. Ich möchte ohnehin, daß sie spätestens in vier Wochen wieder zu mir kommen. Das ist sicherer.« Er geleitete sie zur rückwärtigen Tür, die das Sprechzimmer mit dem Behandlungszimmer verband. »Es dauert nicht lange, ich bin gleich bei Ihnen.«

Die Prozedur nahm eine halbe Stunde in Anspruch. Nachdem Erica Jordan die Praxis verlassen hatte, ließ sich Dr. Wiseman an seinem Schreibtisch nieder, um auf die Karteikarte der Patientin die Einsetzung der Spirale zur Empfängnisverhütung zu vermerken. Er fügte einen Vermerk hinzu, nach dem ›in Anbetracht der Tatsache, daß die Patientin zu allergischen Reaktionen neigt, die Behandlung mit Bicalcioglythemine (BCG) angeraten und durchgeführt wurde.«

Dann tippte er die Daten in den Tischcomputer, der mit der Zentralen Datenverarbeitung des Distrikts Shefton verbunden war.

Paul Randolph war vom Highway auf eine Seitenstraße eingebogen. Er trat auf das Gaspedal. Die Alleeabäume flogen vorbei. Randolph war nervös. Auf seinem Schreibtisch in der CHILD-Verwaltung stapelten sich die Akten. Für den

Nachmittag hatten sich drei Besucher angesagt. Alle drei Mäzene, die sich wegen einer beabsichtigten Stiftung zugunsten des CHILD-Programms mit ihm beraten wollen. Paul Randolph hatte alle drei Termine abgesagt. Was er vorhatte, war wichtiger.

Ein Weg zweigte von der Straße ab. Randolph verringerte die Geschwindigkeit. Behutsam lenkte er den Wagen über die Unebenheiten. Von weitem war das Gebäude des Internats zu erkennen. ›The Oaks‹.

Er war am Tor angekommen und hielt, dann kurbelte er das Fenster hinunter und steckte das platinbeschichtete Plastikkärtchen in den Schlitz des Automaten, der in einem mächtigen Lorbeerbusch verborgen war. Das Tor schwang auf. Er legte den Gang ein, überquerte die Torlinie und sah im Rückspiegel, wie sich das Tor wieder schloß. Erst als die Stahlbügel ins Schloß klickten, setzte er seine Fahrt zum Hauptgebäude fort.

Er parkte das Fahrzeug vor dem Haupteingang und war schon auf den Stufen der Treppe, die zum Portal hochführte, als ihm etwas einfiel. Er ging die Stufen zurück, entfernte sich auf fünfzig Schritt von dem Gebäude und betrachtete es abwägend, wie es wohl ein Kaufinteressent betrachten würde.

Nein, dachte er. Ich würde solch ein Haus nicht kaufen. Es ist düster. Bedrohlich. Seit das Internat nur noch Forschungszwecken diene, hatte sich hier alles zum Nachteil verändert. Als er selbst, damals noch ein Junge, das Internat besuchte, war alles fröhlich und warmherzig gewesen. Damit war es wohl endgültig vorbei.

Ich darf den Dingen nicht weiter ihren Lauf lassen, dachte er. Ich werde einschreiten.

Entschlossen ging er die Stufen hinauf. Er kannte sich aus. Die Empfangshalle. Der Korridor. Das Sekretariat. Louise Bown kam ihm entgegen und begrüßte ihn. Er erwiderte ihren Gruß nicht.

»Wo ist Dr. Hamlin?« fragte er knapp.

Das Lächeln wich von ihren Lippen. Sie deutete auf die Tür eines Büros. »Dort. Ich fürchte allerdings...«

Er war an ihr vorbeigegangen, hatte die Tür geöffnet und verschwand in Dr. Hamlins Büro.

Dr. Hamlin sah von seinem Schreibtisch auf. Ein kühler Blick aus grauen Augen. »Es wäre nicht nötig gewesen, daß Sie sich persönlich hierher bemühen, Paul«, sagte er mißbilligend. »Ihr Anruf gestern war klar genug.«

Paul Randolph dachte nicht daran, auf die Bemerkung einzugehen. Er war ans Fenster getreten und sah auf den Park hinaus. »Ich habe eine schlaflose Nacht hinter mir«, sagte er, ohne sich umzudrehen. »Ich habe nachgedacht. Was ich Ihnen zu sagen habe, ist zu wichtig, als daß ich es am Telefon übermitteln könnte.«

Er wartete auf Dr. Hamlins Antwort. Aber es blieb still. Nur das Ticken der alten englischen Uhr war zu hören, die auf dem Schreibtisch des Arztes stand. Schließlich wandte Randolph sich um. Er wäre nicht erstaunt gewesen, wenn Dr. Hamlin inzwischen den Raum verlassen hätte.

Aber das war nicht der Fall. Der Arzt hatte sich in seinem Kippsessel zurückgelehnt und die Füße bequem auf den Schreibtisch gelegt. Er hielt die Arme verschränkt. Sein Gesichtsausdruck war ruhig und selbstzufrieden. Randolph hatte sich wieder zum Fenster gedreht. Er fuhr zusammen, als er plötzlich Dr. Hamlins Stimme vernahm. »Es ist ein guter Trick, Paul. Aber bei mir sind Sie damit an der falschen Adresse. Ich gebrauche diesen Trick selbst zu oft, um noch darauf reinzufallen. Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, dann von Angesicht zu Angesicht.«

Ihre Blicke trafen sich. Es war ein Kampf um die Macht. Es war Randolph, der den Kampf verlor. Er ließ sich in einen der Besuchersessel sinken und zündete sich eine Zigarette an.

»Ich bin zu einem wichtigen Entschluß gekommen, George«,

sagte er, nachdem er das Feuerzeug in seiner Rocktasche verstaute hatte. »Ich habe beschlossen, das Projekt mit sofortiger Wirkung einzustellen.«

Dr. Hamlin starrte ihn ungläubig an. Er nahm die Füße vom Tisch. »Das können Sie unmöglich tun«, sagte er leise. »Wir stehen vor dem Durchbruch. Wir haben zuviel Arbeit und zuviel Geld in das Projekt investiert, als daß wir es jetzt abbrechen könnten.«

»Es geht nicht nur um das Geld, das wir investiert haben«, sagte Randolph. »Wir haben hier einige Dinge getan, die sowohl gesetzwidrig als auch unmoralisch sind. Wir werden das Projekt stoppen, solange noch Zeit ist.«

»Was bringt Sie zu dieser Einschätzung der Sachlage?«

»Lucy Corliss«, sagte Randolph voller Sarkasmus. »Haben Sie den Namen vor lauter Arbeit und Geld schon wieder vergessen?«

»Natürlich nicht«, sagte Dr. Hamlin beherrscht. »Die Mutter von Randy Corliss. Sie haben mich deswegen gestern angerufen.«

»Offensichtlich war ich nicht deutlich genug, sonst würden Sie nicht so ahnungslos fragen, warum ich das Projekt abbrechen will. Die Frau fahndet auf eigene Faust nach ihrem verschwundenen Sohn, den Sie hier versteckt halten. Sie hat herausgefunden, daß die medizinischen Daten ihres verschwundenen Kindes an CHILD übermittelt wurden. Sie möchte klipp und klar wissen, was es mit diesem Forschungsprojekt auf sich hat.«

»Sie müssen die Frau hinhalten.«

»Muß ich das?« entgegnete Randolph ironisch. »Ich habe ihr gesagt, daß wir einen Bericht für sie zusammenstellen werden. Wir würden uns mit ihr in Verbindung setzen, sobald der Bericht fertig ist.«

Dr. Hamlin nickte. »Wo liegt dann das Problem? Machen Sie ihr einen Bericht. Es gibt hundert Forschungsprogramme,

die Sie ihr als Spielmaterial anbieten können.«

»Das Problem, George, liegt in ihrer Person und in Ihrer Fehleinschätzung der Risiken«, sagte Randolph eisig. »Sie haben wiederholt die Auffassung vertreten, kein Außenstehender könne sich Kenntnis verschaffen über die Art des Projektes. Ganz einfach deshalb, weil niemand je einen Zusammenhang zwischen CHILD und den Todesfällen herstellen könnte. Eben das ist geschehen. Lucy Corliss hat herausgefunden, daß ihr Sohn ›beobachtet‹ wurde, wie sie es formuliert. Sie sieht einen Zusammenhang zwischen dieser Beobachtung und dem Verschwinden ihres Jungen. Und das ist nicht einmal das Hauptproblem. Es ist ihr gelungen, in Erfahrung zu bringen, daß und wo die Daten ihres Sohnes gespeichert werden. Wenn sie das geschafft hat, dann haben wir bald auch die anderen Eltern auf den Fersen.«

»Das sind doch nur Spekulationen, Paul. Ich verstehe überhaupt nicht, warum Sie sich von einer durchgedrehten Frau so verunsichern lassen. Sie wissen doch, daß Sie zu mir volles Vertrauen haben können.«

»Das habe ich eben nicht mehr«, erwiderte Randolph scharf. Er hatte begonnen, im Büro auf und ab zu gehen. »Erinnern wir uns doch einmal, wie das Ganze begann. Sie haben mir hoch und heilig versichert, das Forschungsvorhaben werde innerhalb von vier oder fünf Jahren beendet sein. Das war vor zwölf Jahren. Vor zehn Jahren haben Sie mir versichert, Sie könnten die notwendigen Erkenntnisse im Tierversuch gewinnen. Aber Sie haben dann keine Tierversuche mehr gemacht. Ich kann heute noch nicht verstehen, wie Sie mich damals überreden konnten. Wir rennen sehenden Auges in unser Verderben, wenn wir so weitermachen. Sie haben mir versichert, daß die Geheimhaltung gewährleistet ist. Und doch steht plötzlich Lucy Corliss vor mir, in meinem Büro in Boston. Die Frau ist im höchsten Grade mißtrauisch. Alles in allem hat das Projekt im Laufe der Jahre eine ganz andere Zielrichtung bekommen,

als ursprünglich vereinbart war. Es stellt ein Risiko für den guten Ruf des CHILD-Instituts dar. Es gibt keine andere Wahl. Das Projekt wird gekippt.«

Dr. Hamlin hatte seine Hände gespreizt. Er stützte sich auf die polierte Schreibtischplatte. »Ich werde das Projekt fortsetzen«, sagte er mit bedrohlichem Unterton. Randolph wollte ihm etwas entgegnen, aber er schnitt ihm das Wort ab. »Ich habe Sie reden lassen, jetzt werden Sie mich anhören. Verlieren wir doch nicht den Kopf. Was ist denn passiert? Eine hysterische Frau kommt zu Ihnen ins Büro gestolpert. Sie hat erfahren, daß die Daten ihres Kindes von CHILD gespeichert werden. Na und? CHILD betreut Hunderte von Programmen. Was bringt Sie auf die Idee, die Frau könnte von *diesem* Programm erfahren haben? Sie erwähnen den Punkt Geheimhaltung. Es ist statistisch überhaupt kein Wunder, daß irgendwann einmal eine Mutter oder ein Vater auftaucht, die sich darum kümmern, was mit den abgefragten Daten ihres Kindes geschieht. Der gute Ruf von CHILD ist durch dieses lächerliche Vorkommnis nicht beeinträchtigt.«

»Bisher nicht. Es ist meine Aufgabe, darüber zu wachen, daß dies so bleibt. Ich darf Sie daran erinnern, daß Ihr Projekt nur eins von vielen Forschungsvorhaben ist, die von CHILD finanziert werden. Die meisten dieser Forschungsvorhaben sind von großer Bedeutung für Amerika. Keines birgt Risiken, die mit den Risiken Ihres Projekts vergleichbar sind. Wenn bei Ihnen etwas außer Kontrolle gerät, könnte das unser ganzes Institut ruinieren.«

In Dr. Hamlins Augen funkelte Zorn. »Sie vergessen die zweite Möglichkeit. Mein Projekt könnte CHILD zum berühmtesten und angesehensten Forschungsinstitut der Welt machen.«

Randolph schüttelte voll grimmiger Entschlossenheit den Kopf.

»Sie verstehen nicht und wollen nicht verstehen, George.

Das ist das Problem mit Ihnen gewesen, von Anfang an. Sie können sich einfach nicht vorstellen, welche nachteiligen Auswirkungen das Ganze haben kann. Manchmal habe ich den Eindruck, Sie haben keine Ahnung, was Sie eigentlich tun.« Er machte eine Pause, um nachzudenken. Wie weit konnte er bei seinen Angriffen gegen Dr. Hamlin gehen? Er entschloß sich zur Flucht nach vorn. Seit Jahren hatte sich Sprengstoff angesammelt, weil dieser Arzt wichtige Gesichtspunkte außer acht ließ. Die Zeit war gekommen, wo der Sprengstoff gezündet werden mußte. »Ich habe Ihre Berichte gelesen, George. Alle, ohne Ausnahme. Ich habe sie sorgfältig gelesen. Ihre Berichte strotzen nur so von Verniedlichungen und verschleiern den Bezeichnungen. Ich zitiere. Ungeeignete Versuchspersonen. Experimente mit unbefriedigendem Ausgang. Schwächliches Versuchsmaterial.« Seine Stimme sank zum Flüsterton. Plötzlich war es, als spräche er nur noch zu sich selbst. »Ich habe Jahre gebraucht, bis ich verstand, was hinter diesen beschönigenden Bezeichnungen steckte, George. Jahrelang habe ich mir eingeredet, daß Sie mit der Vokabel Versuchsmaterial nicht Menschen meinten, sondern Ratten oder Versuchskaninchen. Affen vielleicht. Alles mögliche, aber keine Menschen. Ich wollte einfach nicht die Wahrheit wissen.« Er versuchte zu lächeln, aber das Lächeln geriet zu einer kläglichen Grimasse. »Ich hätte wahrscheinlich einen faßhaften Nazi abgegeben, George. Und Sie auch.«

Als Dr. Hamlin ihm antwortete, zitterte er vor Wut. »Ich bin Wissenschaftler und nur Wissenschaftler!« schrie er. »In meinem Denken ist kein Raum für Sentimentalitäten.«

»Sie nennen es Sentimentalitäten.« Randolph fixierte ihn voller Abscheu. »Wie viele Kinder haben Sie in den letzten zehn Jahren umgebracht?«

Dr. Hamlins Blick war von Haß erfüllt, und dieser Haß richtete sich gegen den Mann, dem er seit Jahren Rede und Antwort stehen mußte. »Ich habe kein einziges Kind

umgebracht«, schnaubte er. »Sie sind es, der keine Ahnung hat, was bei diesem Projekt eigentlich geschieht. Sie haben nie etwas von der Sache verstanden, und Sie verstehen auch heute noch nichts. Die Kinder, um die es sich dreht, befinden sich nicht hier in diesem Gebäude. Und die Frauen, die Sie in Ihren gefühlvollen Ausführungen erwähnen, sind keine Mütter. Für die Kinder gilt die Bezeichnung, die ich in meinen Berichten verwende: *Versuchstiere*. Zugegeben, sie sehen wie Menschen aus. Genetisch betrachtet ist das schon nicht mehr so klar. Um was handelt es sich? Tiere? Wesen? Menschliche Roboter? Eines Tages mögen sich die Gerichte und der Gesetzgeber darüber den Kopf zerbrechen. Aber erst, wenn ich diese Wesen zum störungsfreien Funktionieren gebracht habe. Solange es Kinder gibt, die bei den Versuchen sterben, handelt es sich nicht um Menschen, sondern um Versuchstiere. Aber es werden keine Kinder mehr sterben, George, das verspreche ich Ihnen. Ich stehe unmittelbar vor dem großen Durchbruch. Sie dürfen das Projekt in dieser Phase nicht stoppen.« Unvermittelt schwand sein *Zorn*. Sein Gesichtsausdruck erinnerte Randolph jetzt an einen Menschen, der gehetzt und in die Enge getrieben wird. »Ich rate Ihnen, Paul, versuchen Sie nicht, das Projekt zu Fall zu bringen. Wenn Sie das tun, werde ich das ganze CHILD-Institut mit in den Abgrund ziehen. Stehen Sie zu mir und ernten Sie mit mir die Früchte unserer Anstrengungen. Wenn Sie mir das Wasser abgraben, werde ich Sie mit mir in die Tiefe reißen.«

Randolph hatte gewußt, daß sie sich eines Tages als Gegner gegenüberstehen würden. Und er hatte immer schon geahnt, wie die Kraftprobe ausgehen würde, nämlich zugunsten von Dr. Hamlin. Der andere hatte recht. Es war zu spät, um das Projekt zu stoppen. Es sei denn, mit Zustimmung des Hauptbeteiligten, mit Zustimmung dieses Arztes. Inzwischen war klar, daß Dr. Hamlin auf Gedeih und Verderb weitermachen würde.

Die Kontrolle des Ganzen lag von diesem Augenblick an allein in den Händen Dr. Hamlins. Randolph fiel der Name ein, den der Wissenschaftler vor Jahren, vor Beginn der Experimente, für dieses Vorhaben vorgeschlagen hatte. Projekt Gott.

Das Projekt stand vor der Vollendung. Und der Name war passend. Dr. Hamlin spielte Gott.

Randy Corliss hielt die Bauanleitung für das Modellschiff auf den Knien. Seit dem Ende der Mittagsmahlzeit waren er und Eric mit dem Zusammensetzen der Legobausteine beschäftigt. »Wir haben einen Fehler gemacht«, sagte Randy. »Oder aber die Bauanleitung ist falsch. Jedenfalls fehlt hier jeder Hinweis, wie der Frachtraum beschaffen sein sollte.«

Eric war aufgestanden. Er trat einen Schritt zurück und musterte das aus blauen und roten Bausteinen zusammengesetzte Gebilde. Dann warf er einen Blick auf die Bauanleitung. »Es sind zwei verschiedene Schiffe, okay. Aber was soll's? Wir können das Schiff so bauen, wie wir Lust haben.«

»Nein«, sagte Randy stur. »Wir müssen es so bauen, wie es in der Anleitung steht.« Er deutete auf den Geschützturm. »Der Turm gehört weiter nach hinten. Statt dessen müßte da ein Radarturm stehen.«

»Laß mal sehen.« Eric nahm ihm die Bauanleitung wieder ab. »Wenn du mich fragst, ich bin nicht einmal sicher, ob wir an der richtigen Ebene bauen.«

»Aber ja. Wir bauen an Ebene 14. Wenn wir mit dem Aufbau der Brücke fertig sind, kommt die Startbahn für die Flugzeuge dran.«

Eric hatte sich in die Anleitung vertieft. Randy war ans Fenster getreten. Er starrte auf das mit Büschen und Baumgruppen besetzte Gebäude hinaus. Es war ein warmer Tag. Feuchtwarm. Randy tastete nach den Gitterstäben. »Hast du eigentlich je mit dem Gedanken gespielt, abzuhaufen?« fragte er unvermittelt.

»Ich *bin* abgehaufen«, sagte Eric. »Letztes Jahr, von zu Hause.«

»Das meine ich nicht. Ich meine, von hier abhaufen.«

»Warum sollte ich?«

»Nur so. Nur um herauszufinden, ob man's schafft. Als Mutprobe.«

»Kein Interesse.« Eric hatte sich mit der Wange auf den Boden gelegt. Er verglich Modell und Anleitung. »Ich hab's«, sagte er. »Komm mal her, ich zeig' dir, was ich meine.«

Randy warf einen letzten Blick auf das fahle Grün, dann kehrte er zu seinem Spielgefährten zurück. Der hatte das halbfertige Gebilde in zwei Teile zerlegt. Er zählte die bereits miteinander verzahnten Bausteine vom Bug bis zum Mittschiff. Dann musterte er Randy mit einem triumphierenden Blick.

»Siehst du? Wir haben nicht genügend Bausteine verwendet. Deshalb ist auch kein Platz fürs Rettungsboot.«

Randy kniete sich hin, um die Anleitung zu studieren. Plötzlich war ein ersticktes Gurgeln zu hören. Er sah auf.

Eric hatte den Mund geöffnet, es sah aus, als wollte er einen Schrei ausstoßen. Sein Kopf war in den Nacken gesunken.

»Was hast du, Eric?«

Eric gab keine Antwort. Die Farbe wich aus seinem Gesicht, er begann mit den Armen um sich zu schlagen. Entsetzt sah Randy, wie sein Gesicht sich blau verfärbte. Er fiel in sich zusammen wie ein Sack. Ein Zucken der Beine, dann lag er völlig still. »Eric?« Randy schrie den Namen seines Freundes. »Eric!« Und dann rannte er los wie von Furien gehetzt. Seine Schreie hallten durch das ganze Haus.

Louise Bown hatte es sich in ihrem Büro bequem gemacht. Sie dachte nach. Sie hatte nur einen Teil der Unterhaltung mitbekommen. Als Dr. Hamlin seinem Zorn über die Pläne von Mr. Randolph lautstark Ausdruck gegeben hatte, war sie Zeuge des Zerwürfnisses geworden.

Drei Jahre arbeitete sie jetzt schon für das Institut. Und heute erst waren die Befürchtungen, die sie schon seit Beginn hegte, bestätigt worden. Für Dr. Hamlin, das war jetzt klar, waren die Kinder keine Menschen. In gewisser Weise hatte er sogar recht. Die Kinder waren anders als ihre gleichaltrigen

Gefährten. Sie reagierten anders. Und doch waren es Menschen.

Louise Bown mochte Kinder. Sie behandelte sie mit aller Fürsorge, zu der sie fähig war. Wenn einer der Jungen starb, dann war ihr, als würde ihr das eigene Kind von der Brust gerissen.

Ich werde die Arbeit hier aufgeben müssen, dachte sie. Ich kann das nicht länger ertragen.

Sie suchte sich einen Schreibblock und begann ihre Kündigung zu formulieren. Sie war bei der zweiten Fassung angelangt, als sie Randys Hilfeschreie hörte. Sie ließ den Kugelschreiber fallen und rannte los. Sie war auf dem Flur, als Randy schreckensbleich die Treppe heruntergestolpert kam. Als er Louise erblickte, lief er ihr in die Arme.

Sie kniete sich hin und drückte ihn an sich. »Was ist los, Randy? Was ist passiert?«

»Eric! Ich glaube, er ist... tot.« Was er weiter sagte, war nicht zu verstehen. Er barg seinen Kopf in ihren Armen und schluchzte.

Ein Mensch, dachte sie. Anders als die Kinder, die ich kenne, aber ein Mensch.

Behutsam machte sie sich von Randy frei. Sie ergriff den Jungen bei der Hand. »Zeig mir, wo Eric ist.«

»Er ist oben, in meinem Zimmer. Er liegt auf dem Boden und rührt sich nicht mehr. Sein Gesicht ist blau angelaufen. Wir hatten gerade...« Er begann wieder zu schluchzen.

Sekunden später betraten sie das Zimmer. Louise Bown untersuchte den Jungen, der in verkrümmter Haltung am Boden lag. Es war, wie sie befürchtet hatte. Kein Puls, keine Atmung.

Sie ging zum Telefon und sagte etwas, das Randy nicht verstand. Dann nahm sie ihn bei der Hand und ging mit ihm auf den Flur hinaus. Sie waren an der Treppe angelangt, als Randy stehenblieb. »Wollen wir denn nichts unternehmen wegen Eric?«

»Es gibt nichts, was wir da noch unternehmen könnten«, sagte sie ruhig.

Sie führte ihn die Treppe hinunter. Sie standen in ihrem Büro, als er zu weinen begann. Er schlug ihr die Arme um den Hals.

»Woran ist Eric gestorben?«

Was konnte sie ihm antworten? Sie würde die übliche Geschichte herunterbeten müssen. Dein Freund ist seit langer Zeit krank, und es war zu erwarten, daß er sterben würde.

Sie konnte die Lüge nicht mehr über die Lippen bringen.

So oft hatte sie gelogen, wenn die Jungen nach dem Verbleib ihrer Freunde fragten.

Sie würde Randy Corliss nicht belügen.

»Wir wissen nicht, woran Eric gestorben ist«, sagte sie.

»Muß ich auch sterben?« fragte er.

Alle Jungen in diesem Internat müssen sterben, dachte sie. Durfte sie Randy das sagen?

»Er hat nicht gelitten«, flüsterte sie. Sie zog ihn an sich. »Es ist, als wenn man ohnmächtig wird. Weißt du, wie das ist?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich schon. Man beginnt zu schwitzen, und plötzlich wird einem schwarz vor den Augen. Wenn man wieder aufwacht, kann man sich nicht mehr daran erinnern, wie es passiert ist. Ein merkwürdiges Gefühl. Aber es tut nicht weh.«

»Eric wird nicht wieder aufwachen«, sagte Randy.

»Nein«, sagte Louise Bown.

Und außerdem tut sterben weh, dachte Randy. Miß Bown war nicht dabeigewesen, sie konnte es also nicht wissen. Er aber hatte genau mitbekommen, wie Eric den Mund zu einer Grimasse des Schmerzes verzogen hatte.

Ich will nicht sterben, dachte er. Er hatte verstanden, was mit den Jungen geschah, bevor sie verschwanden. Es geschah nicht irgendwo, sondern hier, im Internat. Die Jungen starben. Und sie starben, weil sie hier waren.

Ich muß fliehen.

Aber wie? Und zu wem? Zu seinem Vater konnte er nicht gehen. Der hatte ihn schließlich in dieses Internat gesteckt. Er würde ihn zurückbringen. Und dann...

Die Vorstellung war fürchterlich. Aber es gab keinen anderen Ausweg.

Mutter.

Ich muß fliehen und mich zu meiner Mutter durchschlagen.

Er kuschelte sich in die Arme seiner Lehrerin. In Gedanken lag er in den Armen seiner Mutter.

Sie würde dafür sorgen, daß er nicht starb.

Sergeant Bronski saß an seinem Schreibtisch in der Eastbury Police Station. Er hatte den Kragenknopf gelöst. Einmal mehr verfluchte er die Dienstordnung, die das Tragen der Sommeruniform vor dem 21. Juni verbot. Für die Dienstordnung gab es keine Temperaturen, es gab nur Kalendertage. Er dachte über das Gespräch nach, das er mit dem Ehepaar Corliss und Sally Montgomery geführt hatte. Den ganzen Vormittag hatte ihn die Erinnerung daran verfolgt. Der Gedanke, daß etwas dran sein könnte an den Anschuldigungen, die Sally Montgomery gegen Dr. Wiseman vorbrachte, verfolgte ihn. Schließlich stand er auf, zog die Akte Randy Corliss aus der Schublade und trat den Weg zum Büro des Chefs an.

Orville Cantrell empfing den Sergeanten mit einem knappen Nicken. Er deutete auf den freien Stuhl und schaute auf die Akte, die Sergeant Bronski ihm auf den Schreibtisch gelegt hatte. Er überflog den Inhalt und nickte.

»Der Junge ist von zu Hause weggelaufen. Ich kenne den Fall.«

»Der Junge ist vermißt. Ob er von zu Hause weggelaufen ist, wissen wir nicht.«

»Kommen Sie, Bronski! Sie wissen genau, was in den

Familien los ist. Die Kinder laufen weg, auch Kinder von acht oder zehn.«

»Randy Corliss ist nicht weggelaufen.«

»Und was macht Sie so sicher, Sergeant?«

Bronski nickte. Er hatte Cantrell dort, wo er ihn haben wollte. Der Chef war neugierig geworden. In wenigen Sätzen legte Bronski dar, was Lucy Corliss und Sally Montgomery ihm erzählt hatten. Er ließ auch die Beschuldigungen nicht aus, die von den beiden Frauen gegen Dr. Wiseman vorgebracht worden waren. Sein Chef schien nicht hinzuhören.

»Was ist aus dem Einbruch bei A & P geworden? Irgendeine Spur?« sagte Cantrell unvermittelt.

»Ich danke, wir sprechen über den Fall Randy Corliss.«

»Sie sprechen über den Fall Randy Corliss. *Ich* spreche über A & P- Charlie Hyer war hier. Er ist der Ansicht, die Polizei könnte etwas für die Aufklärung des Einbruchs tun.«

»Und Lucy Corliss ist der Ansicht, die Polizei könnte etwas tun, um das Verschwinden ihres Sohnes aufzuklären«, gab Bronski stur zurück. »Was ist eigentlich wichtiger, Chef, die viertausend Dollar, die bei dem Einbruch geklaut wurden, oder das Leben eines neunjährigen Jungen?«

»Für Charlie Hyer sind die viertausend Dollar wichtiger.«

Sergeant Bronski schüttelte den Kopf. »Da kann ich Ihnen nicht folgen, Chef.«

Cantrell hatte sich zurückgelehnt. Er verschränkte die Hände hinter seinem Kopf. »Als ich noch in Ihrem Alter war, Bronski, da habe ich geglaubt, ich müßte mich den Fällen widmen, die ich für wichtig hielt. Inzwischen habe ich herausgefunden, daß für die Betroffenen ihr eigener Fall immer der wichtigste ist. Für Charlie Hyer sind seine verschwundenen viertausend Dollar genauso wichtig wie für Lucy Corliss der verschwundene Sohn.«

»Da bin ich anderer Meinung.«

»Deshalb sind Sie ja auch nur Sergeant und ich Chef der

Polizei.« Cantrell warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Sie haben noch eine halbe Stunde Dienst, Bronski. Ich möchte, daß Sie die verbleibende Zeit dem Fall A & P widmen. Was Randy Corliss angeht, so handelt es sich um einen Ausreißer. Noch Fragen?«

»Haben Sie mir denn vorhin überhaupt nicht zugehört?«

»Doch, das habe ich. Sie haben sich die Ohren vollheulen lassen von zwei hysterischen Frauen, die sich mit der Wirklichkeit nicht abfinden können. Was haben Lucy Corliss und Sally Montgomery vorzuweisen? Einen Haufen bedrucktes Papier, Computerschreibungen, die nicht einmal derjenige versteht, der das ganze Gewäsch eintippt. Ich will Ihnen mal was sagen, Bronski. Neunzig Prozent der Daten, die in den Computern gespeichert sind, werden nach der Einspeicherung nie wieder angesehen. Niemand weiß überhaupt, was in den Datenbanken gespeichert ist. Und deshalb möchte ich nicht, daß Sie mit dem Studium solcher Papierberge Ihre Zeit vertun.« Bronski wollte protestieren, aber Cantrell stoppte ihn mit einer Handbewegung. »Es tut mir leid, daß Randy Corliss von zu Hause weggelaufen ist, und es tut mir leid, daß dieser Frau das Kind gestorben ist. Es gibt viele Dinge, die mir leid tun, ohne daß ich daran etwas ändern kann. Was Dr. Wiseman betrifft, so hat die Bürgernähe der Polizei ihre Grenzen. Von dem Geschwätz, daß der Leiter einer angesehenen Klinik seine Patientinnen für irgendwelche obskuren Experimente mißbraucht, möchte ich nichts mehr hören. Habe ich mich einigermaßen verständlich gemacht?«

Sergeant Bronski war aufgesprungen. »Jawohl, Sir. Sie möchten nicht, daß ich meine Zeit auf den Fall Randy Corliss verwende.«

»Richtig.«

Bronski war schon in der Tür, als er Cantrell etwas sagen hörte. Er blieb stehen.

»Was Sie außerhalb Ihrer Dienstzeit tun, ist natürlich Ihre

Sache, Bronski. Sie wissen ja, daß so ein Telexgerät auch außerhalb Ihrer Dienststunden arbeitet. Für welchen Fall Sie das Gerät benutzen, darüber wird keine Kontrolle geführt.«

Sergeant Bronski durchquerte den Raum und trat zum zweitenmal vor den Schreibtisch seines Chefs.

»Hatten Sie etwas gesagt, Sir?«

»Nicht daß ich wüßte, Sergeant. Gehen Sie bitte an Ihre Arbeit.«

Bronski zog die Tür des Chefzimmers hinter sich zu und trottete zu seinem Schreibtisch zurück. Der Fernschreiber in der Ecke des Raumes hatte zu ticken begonnen. Bronski stand auf und betrachtete das Blatt, das sich zuckend über den Tisch schob.

Die üblichen Fahndungsersuchen. »Flüchtig ist...« Ein Fernschreiben, das aus Atlanta im Bundesstaat Georgia durchgegeben wurde, zog Bronskis Aufmerksamkeit auf sich. Ein Junge war von zu Hause weggelaufen. Adam Rogers war der Name des Jungen. Alter: Neun Jahre. Die Meldung wurde nach Eastbury durchgefunkt, weil der Vater des Jungen früher einmal in Eastbury wohnhaft gewesen war. Der Mutter zufolge war es nicht ausgeschlossen, daß sich der Ausreißer bis nach Eastbury durchschlug, um dort bei seinem Vater Unterschlupf zu finden. Wobei das Kind wohl außer acht ließ, daß der Vater längst nicht mehr dort wohnte. Immerhin wurde die frühere Anschrift des Vaters durchgegeben.

Bronski riß das Schreiben von der Walze und las es ein zweites Mal. Merkwürdig. Der Name des Vaters entsprach nicht dem Namen des Sohnes. Phillip J. Kramer hieß der Vater.

Er nahm das Fernschreiben und ging zum wachhabenden Beamten. Er zeigte ihm den Text. »Ist der Fall schon in Bearbeitung?«

Der Beamte sah nicht einmal auf. »Nein, das kannst du dir doch denken. Ist doch gerade erst durchgetickert worden.«

»Ich kümmere mich um die Sache«, sagte Bronski. Er ging

zu seinem Arbeitsplatz, nahm das Telefonverzeichnis von Eastbury zur Hand und schlug den Buchstaben K auf. Eine Minute später wußte er, daß es keinen Philip Kramer mehr in Eastbury gab. Zumindest hatte der Mann kein Telefon mehr.

Er holte sich das Adreßbuch mit dem Straßen Verzeichnis. Unter der Anschrift, wo früher Phillip Kramer gewohnt hatte, waren jetzt Mr. und Mrs. Roland P. Strassman gemeldet.

Er suchte die Nummer aus dem Telefonverzeichnis heraus und wählte den Anschluß. Mary Strassman meldete sich.

Ob ich einen Mr. Phillip Kramer kenne? Und ob ich den kenne. Wir haben das Haus von ihm gekauft. Acht Jahre ist das jetzt her.

Nein. Mr. Kramer sei nicht verheiratet gewesen. Da sei sie ganz sicher. In dem Vertrag, der damals angefertigt worden war, hatte Mr. Kramer die Bezeichnung ›ledig‹ eingetragen.

Bronski bedankte sich und legte auf.

Er betrachtete das Fernschreiben, das vor ihm auf der Schreibtischplatte lag. Warum hatte Cantrell erwähnt, daß ihm der Fernschreiber zur Verfügung stehe? Warum wies der Chef des Police Department auf eine Selbstverständlichkeit hin? Das mußte einen Grund haben.

Der Ausreißer, um den es in dem Fernschreiben aus Atlanta ging, war neun Jahre alt. Wie Randy Corliss. Die Eltern des Jungen hatten sich getrennt. Ein unerwünschtes Kind möglicherweise. Vielleicht war der Junge in Eastbury geboren?

Bronski sah auf seine Armbanduhr. Dann auf die geschlossene Tür von Cantrells Büro. Sein Entschluß stand fest. Er erhob sich, knöpfte sich den Hemdkragen zu, streifte sich die Uniformjacke über und begab sich auf den Weg zum Ausgang.

Der wachhabende Beamte grinste. »Heiße Spur oder kaltes Bier?«

Bronski fand das nicht besonders lustig. Aber er ließ sich das nicht anmerken. »Vielleicht beides«, sagte er leichthin. »Wenn

der Chef fragt, ich bin in der Sache A & P unterwegs, okay?«

»Okay.«

Er setzte sich in den Wagen und schlug die Richtung zu Lucy

Corliss ein. Als er am Gebäude von A & P vorbeikam, sah er auf seine Armbanduhr.

Wie schön. Es war jetzt vier. Sein Dienst war zu Ende.

Jason Montgomery räkelte sich auf seinem Stuhl. Er spielte mit den Rosinen, die in den Weizenflocken schwammen. Er liebte dieses Spiel. Er mußte die Zahl der Rosinen schätzen. Und dann mußte er nachsehen, wieviel es wirklich waren.

Diesmal probierte er eine neue Variante des Spiels aus. Es galt, möglichst laut mit dem Löffel in der Schüssel zu rühren. Das war notwendig, um das Gezänk der Eltern zu übertönen.

Der Streit zwischen Sally Montgomery und ihrem Mann war immer erbitterter geworden. Es schien den Eltern egal zu sein, daß er jedes Wort mitbekam. Was ungewöhnlich war. Früher hatten sie gewartet, bis er außer Hörweite kam. Erst dann hatten sie begonnen, aufeinander einzuhacken.

Diesen Morgen achtete niemand auf ihn. Als ob er unsichtbar wäre. Er betrachtete seine Eltern aus den Augenwinkeln. Sie hatten wie üblich an den beiden Schmalseiten des Tisches Platz genommen. Das Gesicht seiner Mutter war wie versteinert. Vater war vor Wut rot angelaufen.

»Alles, was ich möchte, ist, daß du dich bei Dr. Wiseman in Behandlung begibst, und zwar heute«, hörte er seinen Vater sagen. »Ist das denn so schlimm? Mein Gott, du bist doch schon so oft bei ihm gewesen. Was ist passiert, daß du dich jetzt mit Händen und Füßen sträubst?«

»Ich habe kein Vertrauen mehr zu Dr. Wiseman«, verkündete Sally.

»Dafür hast du Vertrauen zu einer wildfremden Frau, die ganz offensichtlich nicht alle Tassen im Schrank hat.«

Sallys Augen waren zu dunklen Schlitzern geworden. »Was willst du damit sagen?«

Steve entfuhr ein Seufzer der Erschöpfung. Es war noch früh, erst halb acht. Er hatte trotzdem das Gefühl, einen ermüdenden Arbeitstag hinter sich zu haben. »Was ich sagen will, ist, daß Lucy Corliss in psychiatrische Behandlung gehört,

eher als du.«

»Wie kannst du es wagen, so etwas zu sagen! Du hast doch noch nie auch nur ein einziges Wort mit dieser Frau gewechselt. Wieso maßt du dir ein Urteil über ihre psychische Verfassung an? Manchmal meine ich, ich bin mit einem verdamnten Narren verheiratet!«

Jason ließ den Löffel sinken. Er glitt von seinem Stuhl und verließ das Wohnzimmer. Eine Minute später saß er vor dem niedrigen Arbeitstisch in seinem Zimmer. Immer noch war das Streitgespräch seiner Eltern zu hören. Es ging um Fragen, deren Bedeutung Jason verborgen blieb.

War Randys Mutter verrückt geworden?

Und warum wollte Vater, daß Mutter sich zu Dr. Wiseman in Behandlung begab? War Mutter denn ebenfalls geistesgestört?

Er nahm seine Schulbücher und stopfte sie in die grüne Büchertasche. Dann ging er die Treppe hinunter. Er lugte um die Ecke. Da saß seine Mutter. Sie weinte.

Ob ich hingehe und ihr einen Kuß gebe? Besser nicht. Es war unwahrscheinlich, daß Mutter zu weinen aufhörte. Wahrscheinlicher war, daß sie völlig die Fassung verlor, wenn er zu ihr ging. Womöglich brach er selbst noch in Tränen aus.

Es war nicht gut, wenn einen die Erwachsenen weinen sahen.

Er hatte sich weder von seiner Mutter noch von seinem Vater verabschiedet, als er in den warmen Frühlingmorgen hinaustrat. Der Streit im Haus dauerte an, das Keifen seiner Mutter folgte ihm bis auf die Straße. Er hatte die Entfernung eines halben Häuserblocks hinter sich gebracht, als er Joey Connors sah. Joey. Gute Freunde waren sie nie gewesen. Aber auch keine Feinde. Jason beschloß ihn einzuholen. Er begann zu laufen.

»Tag, Joey«, sagte er, als er auf seiner Höhe angelangt war.

Joey zog eine Fratze. Er antwortete nicht.

»Was hast du?«

»Nichts. Was willst du von mir?«

Jason zuckte die Schultern. »Ich will gar nichts von dir.« Was war mit Joey passiert? Sie gingen schweigend nebeneinander her.

»Warum gehen wir nicht jeder für sich?« sagte Joey schließlich.

»Warum sollten wir das?« fragte Jason zurück. Ich habe ihm gar nichts getan, dachte er. Wie stellt er sich das wohl vor? Sollen wir hintereinander zur Schule gehen? Im Gänsemarsch?

»Meine Mutter hat gesagt, ich soll nicht mehr mit dir spielen«, sagte Joey. Zum erstenmal seit Beginn ihrer Begegnung sah er Jason in die Augen.

Jason war stehengeblieben.

»Warum sollst du nicht mehr mit mir spielen? Was habe ich dir denn getan?«

Joey hielt den Blick auf den Bürgersteig gerichtet. »Meine Mutter hat gesagt, mit deiner Mutter stimmt was nicht. Darum!«

Jetzt platzte Jason der Kragen. »Das nimmst du zurück. Mit meiner Mutter ist alles in Ordnung.«

»Das nehme ich *nicht* zurück. Seit deine Schwester tot ist, spielt deine Mutter verrückt, die ganze Nachbarschaft weiß das. Und außerdem sagt meine Mutter, deine Schwester ist umgebracht worden. Sie war nicht krank.«

»Unsinn! Sie war krank, deshalb ist sie gestorben.«

»Mich kannst du nicht hinters Licht führen«, grinste Joey. »Ich wette, du hast sie abgemurkst. Du und Randy Corliss, ihr beide habt die Kleine auf dem Gewissen. Deshalb ist Randy auch von zu Hause weggelaufen.«

Jason holte zum Schlag aus. Der Hieb in den Magen kam für Joey völlig unerwartet. Er knickte zusammen, dann warf er sich mit einem Wutgeheul auf Jason. Eine Sekunde später wälzten sie sich am Boden. Joey hatte einen Schlag auf Jasons Nase gelandet. Er sprang auf und begann Jason mit den Füßen

zu bearbeiten.

Dann waren die Schritte anderer Kinder zu hören. Jason warf sich zur Seite. Es gelang ihm aufzustehen. Er tastete nach seiner Lippe, die anzuschwellen begann.

Aufs neue hatte sich Joey auf ihn geworfen. Jason spürte einen stechenden Schmerz im Arm. »Du hast mich gebissen!« sagte er wutentbrannt. Er stürzte sich auf seinen Angreifer. Es gelang ihm, den größeren Jungen zu überwältigen. Er kniete sich auf seine Brust und ballte die Faust.

»Sag, daß du aufgibst«, drohte er, »sonst schlag' ich zu.«

»Ich gebe auf«, stammelte Joey. Er stand auf und trat einen Schritt zurück. Die Tränen standen ihm in den Augen. »Ich werde alles meiner Mutter erzählen!« schrie er. »Du wirst die Hücke vollkriegen, bis du nicht mehr sitzen kannst.« Er machte kehrt und rannte zum Haus seiner Eltern zurück.

Jason sah ihm nach. Schließlich wandte er sich den anderen Kindern zu, die einen Kreis um ihn gebildet hatten. Sie betrachteten ihn voller Mißtrauen. Jason ahnte, daß diese Kinder auch nicht viel besser über ihn dachten als Joey.

»Und nun?« fragte ein Junge. »Was wirst du tun?«

Jason maß ihn mit einem herausfordernden Blick. »Jedenfalls werde ich mich nicht bei meiner Mutter ausweinen wie gewisse andere Jungen«, sagte er. Er trat auf den Jungen zu, der die Frage gestellt hatte. Der Kreis öffnete sich. Niemand folgte ihm, als er zur Straßenecke ging.

So wie ich aussehe, kann ich nicht nach Hause gehen, dachte er. Seine Hose war zerrissen. An den Knien waren Grasflecken. Sein Gesicht war blutverschmiert.

Meine Eltern, dachte er. Sie streiten sicher noch.

Eine Minute später wußte er, wie er das Problem lösen konnte. Er würde die Schule schwänzen. Er würde nicht nach Hause zurückkehren. Er würde ganz einfach tun, was ihm Spaß machte.

Niemand würde ihn zur Rede stellen. Niemand würde ihn

ausschimpfen.

»Du und Dr. Wiseman, ihr seid euch einig?« fauchte Sally haßerfüllt. »Ihr wollt mich ins Irrenhaus bringen, gib's zu.«

»Aber Sally, das stimmt doch gar nicht. Wir glauben ganz einfach, daß du mehr Probleme hast, als du verarbeiten kannst. Wir glauben, daß du dich mit jemandem aussprechen solltest, der dir helfen kann. Dr. Wiseman möchte dir einen geeigneten Psychologen vorschlagen.«

»Wird der mir etwa helfen, Julies Todesursache herauszufinden?«

Er wollte antworten, als an die Tür geklopft wurde. Steve sprang auf und ging in die Küche. Sally hörte, wie die rückwärtige Tür geöffnet wurde. Dann kam ihr Mann in die Küche zurück, gefolgt von Joey und seiner wütenden Mutter. Joey blutete an der Augenbraue. Am Ohr hatte er eine Platzwunde erlitten. Sein Hemd war blutgetränkt.

»Um Gottes willen, Joey«, stammelte Sally. »Was ist denn passiert?«

»So sieht es aus, wenn Ihr Sohn zuschlägt«, sagte Joeys Mutter.

Sally Montgomery hatte ihre Serviette ergriffen. Mit einer fahrigen Bewegung wischte sie sich die Essensreste von den Lippen. Verständnislos, fast ängstlich betrachtete sie die Verletzungen, die der Sohn ihrer Nachbarin erlitten hatte. Was hatte Jason damit zu tun? »Jason ist noch gar nicht zur Schule gegangen«, sagte sie trotzig. Sie stand auf und trat in den Flur hinaus. Sie rief den Namen ihres Sohnes. Keine Antwort.

Jason war fort.

Sie kam ins Wohnzimmer zurück. Ihr Blick irrte zu Steve. »Wo ist der Junge? Er hat sich nicht einmal verabschiedet.«

»Vielleicht ist er noch oben.« Steve Montgomery durchquerte das Wohnzimmer und machte auf dem Treppenabsatz halt. »Jason?«

Jason antwortete nicht.

»Wenn Ihr Sohn überhaupt im Haus ist, dann ist er im Bad und wäscht sich«, sagte Kay Connors aufgebracht.

»Was hat das alles zu bedeuten, Mrs. Connors?« fragte Sally.

»Ihr Sohn hat einen Streit mit Joey begonnen. Schauen Sie doch nur, wie er meinen Kleinen zugerichtet hat.«

Steve kam ins Wohnzimmer zurück. »Jason ist nirgends zu finden. Seine Schulsachen sind nicht mehr im Zimmer. Er muß also zur Schule gegangen sein. Ich verstehe das nicht. Er hat nicht einmal auf Wiedersehen gesagt.«

Sally saß da wie benommen. Warum hätte sich Jason auch verabschieden sollen, dachte sie. Wir haben keine Minute Zeit für unseren Jungen gehabt, unser Streit war uns wichtiger.

Sie dachte nach. War Jason überhaupt am Frühstückstisch gewesen? Sie erinnerte sich nicht. Dann fiel ihr ein, daß sie ihm nachgesehen hatte, wie er das Wohnzimmer verließ. Was wohl in seinem Herzen vorging, wenn er seine Mutter weinen sah? Wenn er Zeuge der Kränkungen wurde, die sie sich gegenseitig antaten? War es nicht natürlich, daß er aus einem solchen Haus so schnell wie möglich verschwand? Sie begann zu weinen. Als sie merkte, daß sie ihren Tränenfluß nicht mehr stoppen konnte, rannte sie hinaus. Steve sah ihr traurig nach. Dann wandte er sich zu Kay Connors.

»Sagen Sie bitte, Mrs. Connors, was ist eigentlich vorgefallen?«

Kay Connors' Wut hatte sich gelegt. Sie zog ihren Jungen an sich. »Joey war auf dem Weg zur Schule«, berichtete sie. »Unterwegs hat er Jason getroffen. Die beiden haben eine Rauferei gehabt.«

»Aber du bist doch größer als Jason«, sagte Steve Montgomery, zu Joey gewandt.

»Er hat angefangen«, sagte Joey patzig.

»Aber warum hat er dich geschlagen?«

Joey senkte den Blick. »Keine Ahnung.«

»Komm schon, Joey. Es gibt immer einen Grund, wenn man miteinander in Streit gerät. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Jason einfach auf dich zugegangen ist und dich geschlagen hat, ohne daß irgendein Wortwechsel vorausging.«

»Doch, das hat er. Ich ging auf dem Bürgersteig entlang, da kam Jason hinter mir hergelaufen. Als ich mich nach ihm umdrehte, hat er zugeschlagen.«

»Haben die beiden vielleicht vorher schon Streit gehabt?« fragte Steve Montgomery Mrs. Connors.

»Das ist wohl kaum möglich«, sagte Kay Connors. »Ich habe Joey verboten, mit Ihrem Sohn zu spielen. Ich bin überhaupt dafür, daß die Kinder beim Haus bleiben, wo man sie überwachen kann. Als Joey diesen Corliss-Jungen zum Freund hatte, da hat es auch schon Ärger gegeben. Seitdem...«

»Sie meinen Randy?« fiel ihr Steve ins Wort.

»Ganz recht, so heißt er. Randy.« Sie zögerte. »Ich weiß, daß es Ihrer Frau im Augenblick gesundheitlich nicht gutgeht, deshalb habe ich Joey gesagt, er soll sich von Jason fernhalten.«

Steve Montgomery dachte nach. Was diese Frau wohl ihrem Sohn über die Familie Montgomery erzählt hatte? »Ich werde Jason die Leviten lesen, Mrs. Connors«, versprach er. »Wenn es so ist, wie Joey sagt, werde ich den Jungen gehörig bestrafen.«

»Bestraft ist er schon«, mischte sich Joey ein. »Ich habe ihm ein blaues Auge beigebracht. Außerdem habe ich ihn gebissen.«

Kay Connors war fassungslos. »Du hast *was*?«

»Ich habe ihn gebissen. Er war über mir und hat mir den Arm umgedreht. Da habe ich ihn gebissen. Er hat sogar geblutet.«

»Davon hast du mir ja vorher gar nichts gesagt, Joey.«

»Du hast mich auch nicht danach gefragt«, erwiderte der Kleine.

Sie sah Steve an. »Ich habe mich vorhin vielleicht zu sehr aufgeregt«, sagte sie.

Er mußte lächeln. »Jedenfalls sieht es so aus, als hätten unsere beiden ganz schön hingelangt.«

Sie nahm ihren Jungen bei der Hand. »Wenn du das nächste Mal bei einer solchen Rauferei Hiebe einsteckst, dann komm nicht mehr zu mir gelaufen, um dich an Muttis Schürzenzipfel auszuweinen. Es sei denn, dein Gegner ist doppelt so alt und viermal so groß wie du. Und jetzt nach Hause mit dir. Du wirst dich waschen und dann geht's in die Schule!«

»Muß ich wirklich in die Schule?«

»Natürlich, was denkst du denn? Wenn du zu spät kommst, das ist dein Problem, das hast du dir selbst eingebrockt. Denk das nächste Mal nach, bevor du dich auf eine Schlägerei einläßt.«

Sie verschwand durch die rückwärtige Tür und nahm ihren Jungen mit sich. Steve ließ sich auf seinen Stuhl fallen und goß sich eine Tasse Kaffee ein. Eine Weile lang starrte er die gefüllte Tasse an. Dann stand er auf und eilte die Treppe hinauf, um nach seiner Frau zu sehen.

Sally lag im Bett. Er setzte sich zu ihr.

»Sally?«

Er sah sie an. Eine tiefe Traurigkeit stand in ihren Augen.

»Ich weiß nicht, was noch alles werden soll«, flüsterte sie. »Ich habe Angst, Steve. Furchtbare Angst. Mir ist, als würde eine Tür nach der anderen zugeschlossen. Als müßte ich ersticken.«

Er zog sie an sich. »Alles wird gut werden, Sally«, versuchte er sie zu trösten. »Ich werde mit dir gehen, wenn du mit Dr. Wiseman sprichst. Wir werden sehen, was er uns zu sagen hat. Ich werde dich nicht im Stich lassen, verstehst du? Du bist überlastet, du bist mit den Nerven fertig. Das ist alles. Du machst dir einfach zuviel Sorgen. Du darfst dich nicht so aufreiben, Sally, das führt zu nichts.«

Sie war zu erschöpft, um ihm zu widersprechen. Sie willigte in seinen Vorschlag ein. Jawohl, sie würde sich mit Dr. Wiseman über die weiteren Schritte beraten. Sie nahm sich vor, ruhig und beherrscht zu bleiben, wenn sie mit dem Arzt sprach.

Ich bin nicht verrückt, dachte sie. Ich bin ein vernünftiges Wesen. Ich bin nicht paranoid.

Ich werde Dr. Wiseman keinen Vorwand geben, mich hinter die Mauern einer Irrenanstalt zu bringen.

Dr. Malone las in einer Ärztezeitschrift, als das Gegensprengergerät auf seinem Schreibtisch zu schnarren begann.

»Dr. Malone?«

»Ja?«

»Hier spricht Suzy. Ein kleiner Patient von Ihnen ist zur Notaufnahme unterwegs. Er müßte gleich hier sein. Würden Sie überkommen und sich den Jungen ansehen?«

»Wer ist es denn?«

»Tony Phelps.«

Er erinnerte sich. Tony Phelps war zwei Jahre alt. Ein Kind, von dem sich eigentlich nur sagen ließ, daß er über eine beneidenswerte Gesundheit verfügte. Dies jedenfalls war das Ergebnis einer Routineuntersuchung, die Dr. Malone vor kurzem durchgeführt hatte.

»Tony Phelps? Was ist denn mit ihm? Ist er verletzt?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte die Krankenschwester. »Mrs. Phelps hat am Telefon nur unzusammenhängendes Zeug gestammelt. Mein armes Baby und so. Ich habe sofort den Krankenwagen hingeschickt. Ich schätze, wir haben den Kleinen in zehn Minuten hier.«

»Ich komme rüber.« Dr. Malone legte die Ärztezeitschrift auf den Stapel zurück. Er trat an den Tischcomputer und schaltete den Sichtschirm an. Dann tippte er den Namen des Kindes ein. Sekunden später erschienen die Daten von Tony

Phelps auf der Mattscheibe. Die üblichen Impfungen, das war alles. Keine Erkrankungen. Dr. Malone nickte. Sein Gedächtnis hatte ihn nicht im Stich gelassen. Tony Phelps war das, was man etwas unakademisch als »einen kerngesunden kleinen Kerl« bezeichnete. An der linken unteren Kante des Computerbildes blinkte das grüne Kürzel CHILD.

Die Sirene des Krankenwagens war zu hören. Das Geräusch kam näher, schwoll zu einem schmerzhaft hohen Ton an und erstarb als klägliches Winseln. Drei Minuten später kamen zwei Sanitäter mit einem Kind auf der Bahre in die Ambulanz gerannt. Arla Phelps, die Mutter des Kindes, folgte ihnen. Sie war bleich wie die Wand. Als sie Dr. Malone erblickte, lief sie auf ihn zu.

»Gut, daß Sie da sind, Dr. Malone. Der Kleine hat aus einer Flasche Lysol getrunken. Ich weiß auch nicht, wie das passieren konnte. Ich war nur für eine Minute aus der Küche gegangen. Als ich zurückkam...«

Sie verstummte. Dr. Malone war ins Behandlungszimmer geeilt. Der kleine Junge war von den beiden Krankenschwestern, die dort warteten, entkleidet worden. Arla Phelps ließ sich auf einen Stuhl sinken und steckte sich mit zitternder Hand eine Zigarette an.

Tony Phelps strampelte wie wild, aber die beiden Schwestern hielten ihn mit sanfter Gewalt auf der Liege fest. Dr. Malone nahm das biegsame Röhrchen, das ihm die Schwester reichte, und führte es in die Nase des Kindes ein. Mit sorgfältigen Bewegungen ließ er das Röhrchen durch den Hals und Speiseröhre bis in den Magen gleiten. Die Magenwäsche begann.

»Ob er's überleben wird?« flüsterte die Schwester, die neben ihm stand.

»Das hängt davon ab, wieviel er von der Lösung getrunken hat, wie stark die Konzentration war und wie lange das Gift schon im Magen ist.«

Arla Phelps war bei ihrer vierten Zigarette angelangt, als Dr. Malone in den Warteraum zurückkam.

»Wie geht es meinem Kind?«

»Es lebt noch«, sagte Dr. Malone ruhig. »Sagen Sie mir jetzt bitte genau, was sich zugetragen hat. Ich muß genau wissen, was er getrunken hat und wieviel.«

»Es war Lysol, Dr. Malone. Er hat die halbe Flasche ausgetrunken, bevor ich...«

Er sah sie erstaunt an. »Die halbe Flasche?« Was die Frau sagte, war kaum zu glauben. Wenn es stimmte, was sie sagte, dann hätten Mund, Speiseröhre und Magen verätzt sein müssen.

»Warten Sie bitte hier, ich bin gleich zurück.« Er eilte ins Behandlungszimmer, um den ausgepumpten Mageninhalt des Kindes analysieren zu lassen.

Er traf Tony Phelps bei bester Gesundheit an. Das Kind hatte sich aufgerichtet. Es kicherte und spielte mit der Krankenschwester. Dr. Malone war im Türrahmen stehengeblieben.

»Suzy?«

Sie wandte sich zu ihm. »Wie Sie; bei der Vorsorgeuntersuchung schon sagten«, flachste sie. »Ein kerngesunder kleiner Kerl.«

Sein Ernst schwand. »Den Eindruck habe ich auch.« Er ging auf die Behandlungsliege zu. »Ich möchte, daß der Mageninhalt sofort analysiert wird. Auf den ersten Blick sieht es so aus, als ob der Junge nur Orangensaft getrunken hat. Wahrscheinlich falscher Alarm. Aber wir müssen sichergehen. Sorgen Sie dafür, daß die Analyse sofort gemacht wird.«

Er betrachtete das Kind und blinzelte. »Du hast uns allen einen ganz schönen Schrecken eingejagt, mein Herr«, sagte er. »Du wolltest wohl einmal erleben, wie sich so eine Sirene anhört.«

»Wo ist meine Mami?« fragte der kleine Junge.

»Sie wartet draußen auf dich.« Er half dem Kleinen von der Liege herunter, nahm ihn an der Hand und brachte ihn zu seiner Mutter.

»Ist er schon wieder gesund?«

»Es sieht so aus. Aber es ist sicherer, wenn Sie noch ein paar Minuten dableiben. Ich bekomme gleich die Ergebnisse aus dem Labor. Ich bin selbst neugierig, wieviel er von dem Gift geschluckt hat.«

Zwanzig Minuten waren vergangen, als die Assistentin mit dem Laborbericht den Raum betrat. Sie gab Dr. Malone ein Zeichen. Er folgte ihr in den Behandlungsraum und zog die Tür hinter sich zu.

»Nun?«

»Ich verstehe das nicht. Das Kind hat einen halben Liter Lysol getrunken. Nach allen Erfahrungswerten müßte es tot sein.«

Die Gefahr war also noch nicht vorüber. Dr. Malone machte sich auf einen langen, schwierigen Arbeitstag in der Klinik gefaßt.

Das Problem waren die Hände. Sally Montgomery wußte einfach nicht, wo sie ihre Hände hätte verbergen können. Sie war nervös. Und sie wollte nicht, daß Dr. Wiseman sah, wie nervös sie war.

Steve war draußen geblieben. Eine halbe Stunde redete Dr. Wiseman nun schon. Es war der ruhige Ausdruck seiner Augen, sein verständnisvolles Lächeln und seine sanfte Stimme, die Sally den Rest ihrer Selbstbeherrschung raubten. Sie hätte ihm am liebsten ins Gesicht geschlagen.

Wieder und wieder hatte er ihr klarzumachen versucht, daß sie in die Behandlung eines Psychologen gehörte. Es sei wichtig, daß sie sich mit einer Person beriet, die sie selbst als neutral empfand. Nur der Psychologe, wen immer sie da wählte, konnte wahrhaft objektiv sein, was ihre Probleme anbetraf. Möglicherweise stellte sich heraus, daß sie recht hatte. Daß Dr. Wisemans Ängste und Vermutungen unbegründet waren. Daß sie psychisch in keiner Weise gefährdet war. Eben das galt es abzusichern. Sie mußte den Mut aufbringen, sich einem Fremden anzuvertrauen.

Ich weiß jetzt schon, was mir der Psychologe erzählen wird, dachte Sally. Er wird mir einhämmern, daß ich mich mit der Wirklichkeit abfinden muß, daß ich den Kopf in den Sand stecken soll. Er wird mir beibringen, daß ich so tun muß, als sei es völlig normal, wenn ein Kind von einem Tag zum ändern wegstirbt. Sie fühlte die Wut hochsteigen. Hilfloze Wut.

»Möchten Sie eine Erfrischung?« hörte sie Dr. Wiseman sagen.

»Danke, nein«, antwortete sie, eine Spur zu hastig. Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Ich habe mich gerade bei dem Wunsch nach einer Zigarette ertappt«, sagte sie. »Aber ich will nicht mehr rauchen. Ich will... Sie biß sich auf die Lippen.

»Warum sperren Sie sich gegen meine Hilfe, Mrs. Montgo-

mery?«

»Ich sperre mich nicht gegen Ihre Hilfe.«

»Doch. Sie sind mißtrauisch, und ich verstehe nicht, warum. Seit zehn Jahren sind Sie bei mir in Behandlung, und doch sitzen Sie mir gegenüber, als hätten Sie es mit einem Fremden zu tun, der Ihnen etwas Böses antun könnte. Wollen Sie denn nicht, daß ich Ihnen helfe?«

»Natürlich will ich das. Aber Sie verstehen einfach nicht, wo mein Problem liegt. Ich bin nicht geistesgestört.«

»Das hat auch niemand behauptet.«

Der sorgsam gebaute Damm gab nach. »O doch, Dr. Wiseman! *Alle* sagen das, und wer es nicht sagt, denkt es zumindest. Mein Mann, meine Mutter, die Nachbarn und auch Sie, Dr. Wiseman, obwohl Sie es nicht zugeben wollen. Wohin ich auch gehe, ich werde von der Seite angesehen. Die Frauen flüstern, wenn ich in den Supermarkt komme. Die arme Mrs. Montgomery. Seit ihr Kind gestorben ist, ist sie ein wenig merkwürdig. Es wird nicht mehr lange dauern, dann gehen die Leute auf die andere Straßenseite, wenn ich ihnen entgegenkomme. Ich könnte sie ja anfallen. Plötzlich stehe ich da und habe Schaum vor dem Mund. Aber ich sage Ihnen, Dr. Wiseman, ich bin nicht verrückt. Und Lucy Corliss ist auch nicht verrückt. Erinnern Sie sich noch an diese Patientin, Dr. Wiseman? Und erinnern Sie sich auch an Jan Ransom? Mit denen haben Sie das gleiche gemacht wie mit mir. Wir wollten keine Schwangerschaft, also haben Sie uns eine Spirale eingesetzt. Aber wir sind trotzdem schwanger geworden. Wir haben sogar ein Kind bekommen, jede von uns. Es war ein Geschenk von kurzer Dauer. Jan Ransoms Kind ist tot. Mein Kind ist tot. Lucys Kind ist verschwunden. Ist das Ihre Art von Geburtenkontrolle?«

Sie brach in hemmungsloses Schluchzen aus. Er beugte sich über den Schreibtisch und legte ihr beruhigend die Hand auf den Arm.

»Aber Mrs. Montgomery, ich habe Ihnen damals doch ausdrücklich gesagt, daß die Spirale kein sicheres Mittel zur Empfängnisverhütung ist. Es gibt Frauen, die trotz Spirale ein Kind bekommen. Daran kann kein Arzt etwas ändern, auch ich nicht.«

»Wirklich nicht? Ich werde herausfinden, was Sie damals gemacht haben, Dr. Wiseman. Ich will die Wahrheit wissen, und ich werde sie herauskriegen. Niemand kann mich daran hindern. Weder Sie, Dr. Wiseman, noch mein Mann noch meine Mutter. Niemand!« Sie stand auf, wankte zur Tür und griff nach dem Türkopf. Einen Augenblick lang schien es ihr, als sei die Tür von außen verriegelt worden. Panik befiel sie. Als sie den Knopf ein zweites Mal herumdrehte, schwang die Tür auf. Sie stürmte hinaus. Steve war aufgesprungen, er kam ihr entgegengelaufen. Sie schob ihn zur Seite. Am Ausgang der Praxis angekommen, blieb sie stehen und wandte sich um. »Laß mich in Ruhe«, sagte sie kalt. »Mach, was du willst, aber laß mich in Ruhe.« Dann war sie fort.

Steve fuhr herum, als er Dr. Wisemäns Stimme hinter sich vernahm.

»Kommen Sie bitte in mein Sprechzimmer, Steve. Ich habe mit Ihnen zu reden.«

Er folgte ihm in den abgedunkelten Raum. Dr. Wiseman bat ihn, Platz zu nehmen.

»Sie haben's selbst mitbekommen«, sagte er nach einer Weile. »Es sieht nicht gut aus.«

»Was war denn eigentlich los? Warum war sie so aufgebracht?«

»Ich weiß es auch nicht genau«, antwortete Dr. Wiseman. »Zu Beginn der Unterredung hat mir Ihre Frau ganz ruhig zugehört. Dann hatte ich plötzlich den Eindruck, als wollte sie nicht mehr zur Kenntnis nehmen, was ich sagte. Sie ist nicht bereit, die Dinge zu nehmen wie sie sind. Heute weniger denn je. Zum Schluß habe ich sie gefragt, ob sie denn nicht will, daß

ich ihr helfe. Na ja, Sie haben ja selbst gehört, wie sie darauf reagiert hat. Sie ist richtig explodiert.«

»O Gott«, seufzte Steve Montgomery, »was soll ich bloß tun?«

Der Arzt musterte ihn. »Ich kann mich täuschen, Steve, aber ich fürchte, Ihre Frau steht unmittelbar vor einem seelischen Zusammenbruch. Mir scheint es unter diesen Umständen das beste, wenn man sie aus der Gefahrenzone entfernt. Unter Gefahrenzone verstehe ich das Umfeld, in dem das traumatische Erlebnis stattgefunden hat. Der Tod des Kindes. Es wird am besten sein, wenn sie für ein oder zwei Wochen ganz aus Eastbury verschwindet. Sie braucht Schonung. Sie braucht eine Umgebung, wo sie nicht immer wieder an Julie erinnert wird.«

»Zwei Wochen Urlaub«, sagte Steve Montgomery nachdenklich. »Das ließe sich machen.«

»Ich fürchte, Sie haben mich nicht verstanden«, sagte Dr. Wiseman leise. »Ihre Frau braucht eine Umgebung, wo jeder auf ihre ganz speziellen Probleme Rücksicht nimmt.«

»Sie meinen, wir sollten sie in eine Nervenklinik stecken?«

»Ich glaube, das wäre das beste.«

Steve Montgomery schüttelte den Kopf. »Damit wird sie unter keinen Umständen einverstanden sein.«

Dr. Wiseman sah auf. Er hatte einen Füllfederhalter ergriffen. Er schraubte die Kappe ab. »Es gibt Situationen, wo das Einverständnis des Patienten nicht erforderlich ist.«

Steve mußte schlucken. »Ich - ich weiß nicht, ob ich für Sally eine solche Entscheidung treffen könnte.«

»Wenn es zur Gesundung Ihrer Frau erforderlich ist, haben weder Sie noch ich eine andere Wahl, Steve.«

Steve beugte sich vor. »Müssen wir das jetzt entscheiden?«

»In dieser Minute? Natürlich nicht. Aber wir sollten die Entscheidung auch nicht auf die lange Bank schieben. Ich beobachte bei Ihrer Frau eine langsame, aber stetige

Verschlechterung ihres Zustands. Wenn wir nichts unternehmen, könnte das Ganze in einer Katastrophe enden. Mir machen außerdem die Auswirkungen Sorgen, die das Verhalten Ihrer Frau auf Ihren Sohn haben könnte.«

Jason. Es war die Erinnerung an die Unterredung mit Mrs. Connors, die für Steve Montgomery den Ausschlag gab.

»Also gut«, sagte er und ließ die Schultern sinken. »Ich werde Sally suchen und mit ihr sprechen.«

Sie war im Korridor des Krankenhauses stehengeblieben. Ich muß mich beherrschen, dachte sie. Wenn, ich mich so gehenlasse wie vorhin, tritt genau das ein, was ich vermeiden will. Sie werden mich in eine Irrenanstalt einsperren.

Ich muß mich beherrschen, wenn ich mit Dr. Wiseman spreche. Auch bei Steve.

Wer bleibt mir? Mit wem kann ich überhaupt noch sprechen?

Meine Welt ist sehr klein geworden, dachte sie. Vor zwei Wochen noch dachte ich, es gäbe überhaupt keine Grenzen. Alle Menschen waren meine Freunde.

Heute gibt es nur noch drei Personen, denen ich vertrauen kann: das Ehepaar Corliss und Sergeant Bronski von der Polizei.

Merkwürdig. Eigentlich waren das Fremde. Und doch waren es Menschen, die ihr plötzlich sehr nahe standen.

Mit raschen Schritten strebte sie dem Ausgang zu. Sie würde zu Lucy Corliss fahren und sich mit ihr beraten. Als sie ihren Namen rufen hörte, blieb sie wie angewurzelt stehen.

»Mrs. Montgomery!«

Sie mußte sich zwingen, nicht davonzurennen. Langsam hob sie den Blick. Ein Mann. Sie erkannte Dr. Malone.

»Ist Ihnen nicht gut, Mrs. Montgomery?«

Sie betrachtete ihr Spiegelbild, das sich in der Fensterscheibe abzeichnete. Ihr Haar hing in wirren Strähnen herunter. Ihre Mundwinkel zuckten.

»Ich fühle mich ganz gut, Dr. Malone. Vielen Dank. Ich... war gerade in Behandlung, jetzt bin ich auf dem Weg nach Hause.«

Dr. Malone musterte sie von der Seite. Er schien ehrlich besorgt. »Sie fühlen sich nicht gut, Mrs. Montgomery. Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie bedrückt?«

»Ich...« Ihre Augen suchten die Empfangshalle des Krankenhauses ab. Die Treppe. »Ich muß dringend...«

»Hat es etwas mit der Sache von Montag zu tun?« fragte Dr. Malone.

Montag. Montag. Wovon redete er? Richtig. Es war Montag gewesen, als sie Jasons verbrühten Arm behandeln ließ.

»Warum fragen Sie?«

Er machte einen Schritt auf sie zu, sie wich zurück. »Sie glauben immer noch, daß Ihr Sohn bei dem Unfall ernsthafte Verletzungen erlitt, stimmt's?«

»Ja«, gab sie zu, »das stimmt. Aber ich bin die einzige, die das glaubt. Irgend etwas Geheimnisvolles geht hier vor, Dr. Malone, und ich bin entschlossen, das Geheimnis zu lüften. Ich lasse mir nicht einreden, daß ich verrückt bin. Von niemandem.«

Dr. Malone dachte nach. Eine Frau, die immer noch an dem Tod ihrer kleinen Tochter trug? Ein Mensch also, dessen Worte man nicht auf die Goldwaage legen durfte? Oder war Sally Montgomery tatsächlich einem Geheimnis auf die Spur gekommen? Es könnte sich lohnen, das herauszufinden, dachte er.

»Ich bin keineswegs der Meinung, daß Sie verrückt sind«, sagte er ernst. Und als er das Mißtrauen in ihren Augen sah, fügte er hinzu: »Ich glaube jedes Wort, was Sie mir Montag gesagt haben. Auch das, was Sie über die Verbrühungen Ihres Jungen erzählt haben.«

»Ich danke Ihnen«, flüsterte sie. »Aber ich muß jetzt wirklich...«

»Ich schlage vor, daß wir uns in Ruhe unterhalten, Mrs. Montgomery. Warum gehen wir nicht in mein Büro? Es ist gleich neben dem Parkplatz. Ich habe Ihren Wagen auf dem Parkplatz gesehen, daher wußte ich, daß Sie im Krankenhaus sind. Ich hatte vor, mit Ihnen zu sprechen. Gehen wir?«

Sie dachte nach. Schließlich nickte sie. Er begleitete sie die Treppe hinunter.

»Es wird Sie interessieren, Mrs. Montgomery...« Er zögerte. »Darf ich Sie Sally nennen?«

»Bitte.«

»Es wird Sie interessieren, Sally, daß heute etwas ähnliches passiert ist wie letzten Montag. Ich meine die Verletzung Ihres Jungen. Bei uns ist heute ein Kind eingeliefert worden, das einen halben Liter Säure getrunken hatte. Nach allen medizinischen Erfahrungen hätte das Kind bereits tot sein müssen. Aber es zeigte keinerlei Reaktion auf das Gift.«

Sie war stehengeblieben und sah ihm in die Augen. Konnte sie ihm trauen? Oder war es eine Falle? Vielleicht war er von Dr. Wiseman beauftragt worden, sie in ein Gespräch zu verwickeln, ihr die Fangfrage zu stellen, die dann zu ihrer Einlieferung in die Nervenklinik führen würde? »Wurde das Kind, von dem Sie sprechen, auch von CHILD überwacht, Dr. Malone?« hörte sie sich fragen.

Er nickte. »So ist es, Sally.«

Sie waren in seinem Büro angelangt. Er bot ihr einen Sessel an. Dann verriegelte er die Tür. »Ich möchte, daß Sie sich ganz sicher fühlen. Niemand wird uns stören.«

Er brauchte zehn Minuten, um ihr den Vorfall mit dem vergifteten Kind zu erklären. »Und Sie sind sicher, daß kein Irrtum möglich ist?« fragte sie, als er fertig war.

»Der Junge hätte eine solche Vergiftung normalerweise nicht überlebt«, sagte er. »Solche Kinder werden bereits bewußtlos eingeliefert und sterben wenig später, weil die erlittenen Verätzungen den Organismus zum Stillstand bringen. Aber

dieses Kind war quickfidel. Es hat sich zwar sehr gegen die Behandlung gewehrt. Aber das geschah aus Angst, nicht weil ihm etwas weh tat. Es besteht auch keinerlei Unsicherheit über die Art und Konzentration des Giftes. Wir haben den ausgepumpten Mageninhalt analysiert. Lysol in höchster Konzentration. Tödlich.«

Das Gegensprechgerät auf seinem Tisch sumnte. Dr. Wisemans Stimme erklang. »Dr. Malone?«

»Ja?«

»Haben Sie Sally Montgomery irgendwo gesehen?«

Er warf Sally einen fragenden Blick zu. Die machte eine verzweifelte Gebärde der Ablehnung. »Nein«, erwiderte Dr. Malone.

»Wenn sie zu Ihnen kommt, verwickeln Sie sie in ein Gespräch und rufen Sie mich an. Lassen Sie sie unter keinen Umständen weggehen.«

»Verstanden. Was ist denn mit ihr?«

Dr. Wiseman antwortete nicht sofort. »Der Frau geht es nicht gut«, kam es schließlich aus dem Tischlautsprecher. »Ihr Mann war bei mir, und wir sind uns darüber einig, daß sie in Behandlung gehört, aber sie selbst ist leider sehr uneinsichtig. Ich fürchte, wir werden sie gegen ihren Willen unter Beobachtung stellen müssen.«

Sally war schon an der Tür, als das Rauschen der Gegensprechanlage erstarb.

»Sally?« Sie wandte sich um. »Wenn ich Ihnen helfen soll, dann müssen Sie mir sagen, wo ich Sie finden kann.« Sie starrte ihn an. Es war offensichtlich, daß sie ihm immer noch nicht traute. »Nennen Sie mir einen Namen«, sagte er ruhig. »Den Namen eines Freundes oder einer Freundin, die über Ihren Aufenthalt Bescheid wissen.«

»Lucy Corliss«, sagte Sally.

»Werden Sie dort auch schlafen?«

Sally nickte.

»Ich komme heute nach Dienstschluß zu Ihnen. Es gibt einiges, worüber ich mit Ihnen reden muß. Ich nehme Ihre Hinweise sehr ernst.« Er sah ihr nach, wie sie zu ihrem Wagen huschte. Sekunden später hatte sie den Parkplatz des Krankenhauses verlassen. Dr. Malone verließ sein Büro, um sich mit Dr. Wiseman zu besprechen.

Die drei Jungen hatten ein Spiel begonnen, dessen Regeln Louise Bown nicht verstand. Ein Ballspiel. Rauh ging es zu, daran war kein Zweifel. Ein Junge mußte den Ball vor den anderen beiden verteidigen. Eine Art Ringkampf, bei dem der Stärkere siegte.

Randy Corliss hielt sich abseits. Und Louise Bown ahnte auch, warum. Der Tod seines Freundes war ihm sehr nahegegangen.

Beim Frühstück hatte er kaum einen Brocken hinuntergebracht. Er schwieg, wenn sie zu ihm sprach. Das gleiche beim Mittagessen. Er saß da, starrte in die Ferne. Sie würde sich um ihn kümmern müssen.

Sie sah ihm nach, wie er zu den Büschen hinüberging. Wenig später verschwand er im Unterholz der nahen Baumgruppe.

Randy Corliss wälzte Fluchtpläne.

Er brauchte eine volle Stunde, um die ganze Länge des Zaunes zu inspizieren, der das Anwesen umgab. Er war auf der Suche nach einem Baum. Ein Baum mit weittragenden Ästen. Er würde auf die Äste klettern und über den Zaun springen.

Aber es gab keinen solchen Baum. Was er fand, waren Stümpfe von Bäumen, die offensichtlich erst vor wenigen Tagen abgeholzt worden waren. Es gab keine einzige Stelle, wo man den elektrisch geladenen Zaun hätte überwinden können, ohne sich in Lebensgefahr zu begeben.

Oder doch? Er war nur noch fünfzig Schritte vom Tor entfernt als er eine aufregende Entdeckung machte. Es gab

einen Abwasserkanal. Ein Kanal, der unter dem Zaun hindurchführte. Ein schmutziggraues Rohr. Nicht sehr groß im Durchmesser. Aber wohl groß genug, daß Randy sich hindurchzwängen konnte. Mit unauffälligen Schritten ging er näher. Er kniete sich hin und steckte den Kopf in die Tiefe. Am Ende des Rohres war ein heller Schein zu erkennen. Der Ausgang. Er stand auf und musterte die nahen Büsche. Ob er wohl beobachtet wurde? Zu sehen war niemand. In den ersten Tagen hatte es ihn nervös gemacht, wenn er bei einem Spaziergang durch den Wald plötzlich einen Lehrer bemerkte. Inzwischen hatte er sich daran gewöhnt, kontrolliert zu werden. Es war am besten, wenn er so tat, als bemerkte er es nicht.

Es gab Risiken bei der geplanten Flucht. Wenn man ihn faßte, würde er keine Gelegenheit zu einem zweiten Ausbruch bekommen. Zögernd ging er zum Hauptgebäude zurück. Er würde warten müssen, bis es dunkel war. Wobei sich eine Schwierigkeit ergab. Die Jungen wurden abends eingeschlossen. Die Fenster des Gebäudes waren vergittert, das Portal wurde durch eine Lehrkraft bewacht.

Was tun? Als er den Rasen vor dem Hauptgebäude überquerte, sah er es. Die Dachluke. Es gab ein Dachfenster mit Scharnier. Randy blieb stehen. Er stellte sich auf die Zehenspitzen. War das die Lösung? Vielleicht war das Fenster verschraubt, verschweißt, durch ein Schloß gesichert? Er mußte es herausfinden.

Zweites Problem: die Höhe des Daches. Drei Stockwerke. Die Dachrinne war so hoch, daß er sich die Knochen brechen würde, wenn er heruntersprang. Ein Baum. Er brauchte einen Baum, auf dem er herunterklettern konnte.

Langsam umrundete er das Gebäude. Plötzlich trat Louise Bown aus dem Gebüsch.

»Randy, ich suche dich überall.«

»Ich war im Wald, hab' gespielt.«

Sie lächelte und zauste ihm das Haar. »Ich habe mir Sorgen

um dich gemacht.«

Sie nahm ihn um die Schultern und drückte ihn an ihre Brüste. Seine erste Eingebung war, sie zurückstoßen. Er bezwang sich. Das wäre das Dümme, was ich tun könnte, dachte er. Ich darf nichts tun, was Verdacht erweckt, sonst werden sie mich Tag und Nacht nicht mehr aus den Augen lassen. Er schlang die Arme um Louise und küßte sie auf den Hals. »Ich habe noch einmal darüber nachgedacht, was Sie gestern gesagt haben, Mrs. Bown.« Sein Herz klopfte wie wild. Hoffentlich merkt sie nicht, daß ich lüge. »Ich glaube, es war Gottes Wille, daß Eric starb.«

Sie streichelte seinen Scheitel. »Du bist ein sehr vernünftiger Junge«, lobte sie ihn.

»Jedenfalls habe ich keine Angst mehr«, sagte er.

»Das ist gut, Randy.« Sie sah ihm in die Augen und wußte sofort, daß alles Lüge war. Er hat einen Plan, dachte sie. Er will fliehen.

Er deutete auf einen Baum, dessen Wipfel die Dachrinne berührte. »Meinen Sie, dieser Baum wäre stark genug, um ein Baumhaus zu tragen?« fragte er unvermittelt.

»Ein Baumhaus?« Sie dachte nach. Warum sagte er das? Gerade noch sprach er von seinem toten Freund, jetzt von einem Baumhaus. Warum?

»Wissen Sie denn nicht, was ein Baumhaus ist?« wunderte sich Randy. »Man legt ein paar Bretter über die Zweige und befestigt sie mit Seilen und Nägeln.«

Louise Bown runzelte die Stirn. »Und wo würdest du solch ein Baumhaus hinsetzen?«

Sie waren am Fuß der Eiche angelangt. Randy deutete hinauf. »Man könnte die Bretter über die beiden mittleren Zweige legen«, sagte er.

Sie zuckte die Schultern. Sie waren aus dem Schatten getreten und gingen im knöchelhohen Gras. Randy war ungewöhnlich ernst. Louise Bown beugte sich vor. Das Haus.

Sein Blick war auf das Dach gerichtet. Die Dachluke. Louise verstand.

Sie nickte. »Das mit dem Baumhaus ist eine gute Idee«, sagte sie. »Komm mit. Wir gehen einmal nachsehen, ob wir Bretter finden.«

Eine halbe Stunde später war klar, welche Maße das Baumhaus haben würde. Es war ebenfalls klar, welchen Fluchtweg Randy wählen würde, wenn er im Schutz der Nacht das Haus verließ.

Als Louise Bown allein ins Hauptgebäude zurückkehrte, haderte sie mit sich selbst. Eigentlich hätte sie Dr. Hamlin sofort von der Unterhaltung mit dem Jungen Meldung machen müssen. Aber das brachte sie nicht übers Herz. Für Dr. Hamlin war der Junge nur ein Versuchskaninchen. Er würde nicht zögern, Randy wie ein Tier einzusperren. Sie beschloß zu schweigen. Sie würde ein besonderes Augenmerk auf Randy haben, damit er sich nicht in Gefahr begab. Sobald sie mehr über seine Fluchtpläne wußte, würde sie entscheiden, ob sie der Leitung des Instituts Meldung machte. Randy wähnte sich in Sicherheit. Louise Bown hatte nichts gemerkt. Heute nacht würde er die Flucht versuchen. Und er war zuversichtlich, daß der Versuch gelingen würde.

Das Zwielflicht des Abends senkte sich auf die Häuser und Vorgärten, als Sally in Lucy Corliss' Straße einbog. Den ganzen Nachmittag war sie auf den Straßen außerhalb Eastbury herumgefahren. Gegen sechs hatte sie an einem Restaurant angehalten, um etwas zu essen. Aber sie hatte die Salatplatte, die man ihr servierte, unberührt stehenlassen. Statt etwas zu essen, hatte sie einen schwarzen Kaffee nach dem anderen getrunken. Zweimal war sie drauf und dran gewesen, Steve anzurufen. Beide Male hatte sie im letzten Moment davor zurückgezuckt. Was hätte sie Steve schon sagen können? Daß sie in einem Restaurant zehn Meilen außerhalb saß und Angst davor hatte, nach Hause zurückzukehren? Was immer sie ihm sagte, es konnte nur die Befürchtungen bestätigen, die er in bezug auf ihre geistige Gesundheit bereits hegte.

Welche anderen Alternativen gab es? Da war Mutter. Wenn sie zu ihr ging, dann mußte sie damit rechnen, daß eine Viertelstunde später Steve draußen vorfuhr. Mutter würde sofort Steve zu Hilfe rufen. Gab es Freunde? Nachbarn? Vor ihr erstand das Gesicht Kay Connors'. Nein. Es hatte keinen Sinn, sich dieser Frau anzuvertrauen. Es blieb nur eine Möglichkeit. Lucy Corliss. Die Adresse, die sie Dr. Malone genannt hatte.

Sie bog auf eine Parklücke vor Lucys Haus ein und zog die Handbremse. Als sie den Vorgarten durchquerte, fiel ihr der Wagen auf, der in der Einfahrt stand. Das Nummernschild eines Arztes. Ob Dr. Malone sie an Dr. Wiseman verraten hatte? Vielleicht hatte er den Chef der Klinik mitgebracht, und die beiden warteten jetzt in Lucys Wohnung auf sie, um sie in eine Nervenklinik zu bringen.

Wenn ich so denke, dann leide ich wirklich an Verfolgungswahn. Ich darf diesen Gedanken nicht nachgeben. Sie zwang sich zur Ruhe. Mit einer äußersten Entschlossenheit,

die in keiner Weise ihrem tatsächlichen Gemütszustand entsprach, ging sie die Treppe zur Eingangstür hoch und läutete. Sekunden später wurde die Tür geöffnet. Lucy erschien im Türrahmen. Sie zog sie hinein.

»Endlich, Sally! Wo haben Sie denn gesteckt? Wir haben uns schon Sorgen gemacht. Wir hatten schon Angst, Sie würden überhaupt nicht mehr kommen. Mein Gott, wie sehen Sie denn aus?«

Sally strich sich das strähnige Haar aus der Stirn. Ihre Stimme zitterte, als sie antwortete. »Ich - ich habe Angst gehabt, hereinzukommen. Dieser Wagen in der Einfahrt...«

»Das ist Dr. Malone. Er wartet schon seit einer Stunde auf Sie.«

»Ist er allein gekommen? Oder...«

»Er ist allein gekommen.« Sie führte Sally ins Wohnzimmer, wo sie von Dr. Malone, Sergeant Bronski und Jim Corliss empfangen wurden. Jim war aufgesprungen, er bot Sally einen Sessel an. Sie schüttelte den Kopf und nahm auf dem Sofa neben Lucy Platz. Lucy nahm ihre Hand und drückte sie. »Dr. Malone hat uns bereits erzählt, was heute vorgefallen ist«, sagte sie.

»Alles?« fragte Sally angstvoll.

»Alles, was Sie mir gesagt haben«, erwiderte Dr. Malone. »Als Sie weg waren, war ich bei Dr. Wiseman. Ich wollte wissen, was er vorhat. Ich habe immerhin herausgekriegt, daß er bereits Ihre Mutter benachrichtigt hat. Sie soll Sie festhalten, wenn Sie dort auftauchen. Und dann soll sie ihn verständigen. Sie würden dann abgeholt.«

»Mein Gott, was kann ich jetzt noch tun?«

»Das wichtigste ist, daß Sie jetzt nicht den Kopf verlieren«, schaltete sich Sergeant Bronski ein. »Niemand kann einfach mit dem Auto aufkreuzen und Sie einladen, um Sie in eine geschlossene Anstalt zu stecken. Dazu wäre ein Gerichtsbeschluß erforderlich. Und bevor ein solcher Beschluß

ergeht, kommt es zu einer Anhörung des Betroffenen. All das nimmt einige Zeit in Anspruch. Abgesehen vom Zeitfaktor, der für Sie arbeitet, vergessen Sie nicht, Mrs. Montgomery, vor Ihnen sitzen vier erwachsene Menschen, die Sie *nicht* für verrückt halten, darunter ein Arzt und ein Polizeibeamter. Sie brauchen also nicht zu befürchten, daß Dr. Wiseman Sie heute oder morgen hinter Schloß und Riegel bringen kann. Dr. Malone und ich, wir werden inzwischen nicht untätig sein. Wir werden herausfinden, was hier eigentlich gespielt wird.«

»Sie vermuten also auch, daß bei Dr. Wiseman nicht alles mit rechten Dingen zugeht? Sie halten mich nicht für verrückt?«

»Wenn Sie verrückt sind, Sally, dann sind wir alle verrückt, die wir hier sitzen«, sagte Jim Corliss. »Es gibt übrigens eine interessante Neuigkeit. Vielleicht ein zufälliges Zusammentreffen, vielleicht auch mehr. Sergeant Bronski sagt, bei der Polizei liegt ein Fahndungsersuchen vor, das einen kleinen Jungen aus Atlanta betrifft. Ein Ausreißer. Der Junge ist im gleichen Alter wie Randy. Er ist in Eastbury geboren. Er stammt aus einer unehelichen Verbindung.«

»Gehört der Junge zu den Kindern, deren Daten von CHILD gespeichert werden?« fragte Sally.

»Das haben wir noch nicht feststellen können«, antwortete Sergeant Bronski. »Vielleicht können Sie uns dabei behilflich sein, Mrs. Montgomery.«

»Ist der Name des Jungen in der Computerschreibung?«

Der Sergeant zuckte die Schultern. »Dort stehen nur sehr wenige Namen. Das meiste sind Codes.«

»Wenn wir die Codes haben, lassen sich die Namen leicht feststellen«, sagte Sally. »Wir brauchten nur zur Schule zu fahren und die entsprechenden Daten aus dem Computer abzurufen. In meinem Büro...« Die Erkenntnis überkam sie wie eine eisige Dusche. Ihr Schlüssel. Sie hatte keinen Schlüssel zu ihrem Büro. Der hing am Schlüsselbund, den sie daheim in der

Küche zurückgelassen hatte. »Wir können nicht rein in mein Büro«, sagte sie kleinlaut. »Ich habe keinen Schlüssel.«

»Kann der Beamte der Wach- und Schließgesellschaft Ihnen die Tür zu Ihrem Büro nicht öffnen?« fragte Sergeant Bronski.

»Das könnte er, aber das wird er nicht tun«, erwiderte sie.

Dr. Malone war aufgestanden. Er ging im Zimmer auf und ab. Schließlich blieb er stehen und umfaßte sein Kinn mit Daumen und Zeigefinger. »Was halten Sie davon, wenn wir alle zusammen zum Krankenhaus fahren. Wir könnten den Tischcomputer in meinem Büro benutzen, um die Daten abzufragen.«

»Und wenn Dr. Wiseman mich sieht?« fragte Sally.

»Er wird Sie nicht zu sehen bekommen«, beruhigte sie Dr. Malone. »Wir gehen nicht durch die Vorhalle, sondern durch den Seiteneingang, wo sich auch der Parkplatz befindet.«

Sie waren bereit aufzubrechen, als das Telefon läutete. Lucy Corliss verließ das Wohnzimmer. Sie ließ es fünfmal läuten, bevor sie abnahm. Wenig später kam sie ins Wohnzimmer zurück. »Für dich«, sagte sie, zu ihrem geschiedenen Mann gewandt. »Eine Frau.«

Sie warteten, während Jim Corliss in der Küche verschwand. »Das war Joan Winslow«, erklärte er, als er zurückkam. »Eine Bekannte von mir«, fügte er hinzu. »Sie arbeitet in einer Werbeagentur. Wir haben uns schon zwei Jahre nicht mehr getroffen. Ich hatte Joan angerufen und um ihre Mithilfe gebeten.«

Lucy sah ihn mißtrauisch an. »Bei was?«

»Ich habe sie gebeten auszukundschaften, wer CHILD eigentlich finanziert.«

»Und wenn wir wissen, wer CHILD finanziert, was könnte uns das nützen?«

»Das könnte uns sehr viel nützen«, sagte Jim. »Die meisten Forschungsinstitute behaupten zwar, sie seien völlig unabhängig, aber das Gegenteil ist der Fall. Es gibt fast immer

Hintermänner oder Firmen, die solche Institute finanzieren. Und zwar aus naheliegenden Beweggründen, nämlich zur Förderung ihrer eigenen wirtschaftlichen Interessen.«

»Und was hat Ihre Freundin herausgefunden?« fragte Sergeant Bronski.

Jim sah ihn aus zusammengekniffenen Augen an. »Es gibt eine ganze Reihe von fördernden Mitgliedern. Die meiste Unterstützung bekommt CHILD von zwei Stellen. Da ist einmal die Firma PharMax.«

»Der Marktführer in der pharmazeutischen Industrie«, warf Dr. Malone ein. »Ich sehe in einer solchen Unterstützung nichts Besonderes. Wer sonst sollte ein medizinisches Forschungsinstitut unterstützen, wenn nicht eine Firma der pharmazeutischen Industrie?«

»Es gibt eine zweite Stelle, von der CHILD massive Zuwendungen bekommt«, sagte Jim Corliss ruhig. »So hohe Summen, daß sich die übrigen Spenden wie Trinkgelder ausnehmen.«

»Und was ist das für eine Stelle?« fragte Lucy Corliss.

»Das Verteidigungsministerium«, sagte Jim. »Und damit stellt sich eine wichtige Frage. Was, zum Teufel, hat das Verteidigungsministerium für ein Interesse daran, eine Institution wie CHILD zu fördern?«

Es war schon Nacht, als Jason Montgomery zu seinem Elternhaus zurückkehrte. Zögernd ging er durch den Vorgarten. Sein Vater, da war er sicher, würde ihm den Hintern versohlen. Und was Mutter betraf... Sie würde ihn mit Verachtung strafen. Und das würde schlimmer sein als die Striemen auf den Beinen. Wenn man geschlagen wurde, tat das eigentlich nur sehr kurze Zeit weh. Es gab Dinge, die viel schwerer zu ertragen waren.

Ob Joey geplaudert hatte? Die Chancen standen eins zu eins. Gewiß, Joey war mit zerrissenen Hosen heimgekommen. Dafür

mußte er seiner Mutter eine Erklärung anbieten. Welche Ausrede hatte er wohl gefunden? Jason tastete nach seinen zerschlissenen Hosenbeinen. Was werde ich Mutter erzählen? Der Zaun am Schulhof. Jawohl, das war die Lösung. Ich bin auf dem Zaun herumgeklettert, und dabei habe ich mir die Hose zerrissen.

Ein Problem allerdings blieb. Was war, wenn Mutter herausfand, daß er gar nicht in die Schule gegangen war?

Er öffnete die Haustür und trat ein. Der Flug lag im Dunkel. Er schloß die Tür. In der Küche war die Stimme seines Vaters zu hören.

»Ich bin wieder zu Hause, Mutter«, rief Jason, so laut er konnte.

Die Küchentür ging auf. Die Silhouette seines Vaters erschien vor dem hellerleuchteten Hintergrund. Jason ging auf ihn zu. Die Tränen liefen ihm die Wangen herunter.

Steve Montgomery zog seinen Sohn an sich. Er hatte sich vorgenommen, Jason eine Strafpredigt zu halten. Aber als er den Kleinen weinen sah, schwand sein Zorn.

Steve hatte einen Tag voller Sorgen hinter sich. Als er vom Krankenhaus nach Hause fuhr, hatte er weder Sally noch seinen Sohn angetroffen. Er war zur Schule gefahren, um Jason abzuholen. Eines nach dem anderen waren die Kinder aus dem Schulgebäude gekommen. Jason war nicht dabeigewesen.

Als sich der Schulhof geleert hatte, war Steve in das Gebäude hineingegangen. Er hatte mit Jasons Lehrerin gesprochen und erfahren, daß sein Sohn heute gar nicht zum Unterricht erschienen war.

Er war nach Hause zurückgekehrt. Quälend langsam war der Rest des Nachmittags vergangen. Keine Spur von Sally. Keine Spur von Jason. Steve hatte die Wählscheibe des Telefons kreisen lassen. Nein, niemand hatte Sally gesehen. Nicht einmal Lucy Corliss. Steve hatte dann mit dem Gedanken gespielt, den Wagen zu nehmen und im Ort herumzufahren.

Vielleicht hatte er Glück und fand Sally. Aber dann hatte er sich gegen diesen Plan entschieden.

Wenn Sally oder Jason zu Hause anriefen, würde niemand da sein, der das Gespräch entgegennahm.

Gott sei Dank, Jason war heimgekommen.

»Wo bist du den ganzen Tag gewesen?« fragte er. »Warum bist du nicht zur Schule gegangen?«

»Ich hatte Streit mit Joey.«

»Du hättest trotzdem heimkommen können.«

»Du und Mutter, ihr schreit euch immer so an. Ich wollte nicht...« Er hatte wieder zu schluchzen begonnen. Sein Vater wischte ihm die Tränen ab.

»Wo ist Mutter?« fragte Jason.

»Sie wird bald heimkommen«, sagte Steve. Was hätte er seinem Sohn sonst sagen sollen? Daß er keine Ahnung hatte, wo Sally sich aufhielt?

Sein Blick fiel auf die zerfetzte Hose seines Sohnes. »Wie war das mit diesem Streit?« fragte er. »Wie kam es dazu?«

»Joey hat angefangen, wirklich. Er hat mir ein blaues Auge geschlagen. Außerdem hat er mich in den Arm gebissen, es hat fürchterlich geblutet. Ich sah so schlimm aus, daß ich mich nicht in die Schule getraut habe.«

Steve betrachtete seinen Sohn aus den Augenwinkeln. Ein blaues Auge? Davon war nichts zu sehen. Eine Bißwunde? Die Arme waren unversehrt. Er deutete auf die Winkelhaken in den Hosenbeinen. »Du hast deine Jeans zerrissen.«

»Ja. Joey hat mich auf den Boden geworfen, dabei habe ich mir die Knie aufgeschürft.« Jasons Finger spielten mit den blutverkrusteten Stoffetzen am Knie.

»Laß mal sehen.«

Jason rollte die Hosenbeine seiner Jeans hoch. Von einer Schürfwunde war nichts zu sehen. Die Haut an den Knien war ebenmäßig rosa. Steve Montgomery starrte auf den blutverkrusteten Stoff.

»Du sagst, Joey hat dich gebissen. Wo?«

»Hier.« Jason deutete auf seinen Unterarm. Aber da war nichts. Nicht einmal eine Rötung oder die Spur eines Blutergusses.

Wie war das möglich? Beide Jungen berichteten übereinstimmend von ihrer Schlägerei. Joey Connors hatte heute früh bestätigt, daß er Jason in den Arm gebissen hatte. Aber es gab keine Bißwunde.

»Trink was«, sagte Steve. Er goß seinem Sohn ein Glas Cola ein. Dann ging er zum Telefon, nahm den Hörer und wählte.

»Mrs. Connors? Hier spricht Steve Montgomery. Ich rufe an, um mich zu erkundigen, wie es Joey geht.«

Es gab eine kleine Pause, bevor Kay Connors antwortete. »So einigermaßen. Ihm tun noch alle Knochen weh. Schätze, es wird ein paar Tage dauern, bis die Schrammen verheilen. Ist Jason schon nach Hause gekommen?«

»Ja«, sagte Steve. »Er sitzt neben mir.«

»Und Sally?«

»Nein.«

»Ich hoffe, Jasons Verletzungen sind nicht so schlimm«, sagte Kay Connors. »Das mit Joey tut mir leid.«

»Es sah wohl zunächst schlimmer aus, als es war. Jason hat kaum was abbekommen.«

»Ich verstehe«, sagte Kay Connors. Sie verstand jedoch nicht. Ihre Söhne hatten sich geschlagen. Jason, der Sohn des Nachbarn, ging ohne Verletzungen aus dem Zweikampf hervor. Sie beschloß, Joey das Spielen mit Jason ein für allemal zu untersagen. Die Montgomerys waren eine Familie, der man nicht trauen konnte. Mit dem Teufel im Bunde. Mit einer Verlegenheitsfloskel brachte sie das Gespräch zu Ende und hängte ein.

Steve war ratlos. Jason hatte Wunden gehabt. Aber es gab keine Wunden. Was war passiert?

Plötzlich fiel ihm ein, was Sally ihm über den Unfall in der

Küche erzählt hatte. Jason hatte sich mit siedend heißer Karamelsauce verbrüht. Jason hatte sich mit Salzsäure bespritzt. In beiden Fällen hatte es keine sichtbaren Wunden gegeben. Und er, Steve, hatte angenommen, seine Frau sei ihren überreizten Nerven zum Opfer gefallen. Diesmal gab es zwei Augenzeugen für das Phänomen. Joey und Jason. Beide berichteten von Verletzungen, die geblutet hatten. Logen die Jungen? Und wenn ja, warum? Er nahm den Hörer von der Gabel und wählte die Nummer des Krankenhauses. Eine weibliche Stimme meldete sich.

»Eastbury Community Hospital.«

»Hier spricht Steve Montgomery. Kann ich bitte Dr. Malone sprechen?«

»Dr. Malone ist leider nicht im Hause.«

»Wo kann ich ihn erreichen?«

Es gab eine Pause, während das Mädchen in der Vermittlung in seinen Unterlagen nachsah. Nein, sagte sie schließlich. Dr. Malone hatte nicht hinterlassen, wo er zu erreichen war.

»Dann geben Sie mir bitte Dr. Wiseman«, sagte Steve.

»Gern, Mr. Montgomery.«

Sekunden später meldete sich der Leiter der Klinik. Er hörte aufmerksam zu, während Steve ihm von der Sache mit Jason berichtete. Ob wegen der Verletzungen irgendeine Gefahr bestand, wollte Steve wissen.

»Um ganz sicherzugehen, sollten Sie mir den Jungen kurz herbringen, Steve«, sagte Dr. Wiseman nachdenklich. »Wie Sie es schildern, ist wohl kein Nachspiel zu befürchten, aber es ist besser, wenn ich es mir ansehe.« Kleine Pause. »Ist Ihre Frau schon aufgetaucht?«

»Nein.«

Dr. Wisemans Bemerkung klang kühl und sachlich. »Darüber sollten wir auch sprechen, wenn Sie herkommen.«

Randy Corliss hatte gewartet, bis alles schlief. Zähflüssig

vertropften die Minuten. Es war zwei Uhr nachts, als er aufstand und sich anzog. Er öffnete die Tür einen Spalt und lauschte auf den Flur hinaus. Nichts war zu hören. Er öffnete die Tür. Am Ende des Flurs war ein Tisch zu erkennen. Die Tischlampe brannte. Der Stuhl war leer.

Er hatte fast die Treppe erreicht, als er hinter sich Schritte hörte. Er fuhr herum. Niemand war zu sehen. Auf Zehenspitzen ging er zu der Tür, die auf den Dachboden führte.

Sie war unverschlossen.

Er zog die Schuhe aus und ging die Stufen hinauf. Auf dem Dachboden angekommen, hob er den Blick. Es dauerte eine Weile, bis sich über ihm das Viereck des Dachfensters abzeichnete. Er tastete an der Wand entlang. Seine Finger stießen an eine Kordel, die in einer Holzkugel endete. Die Holme einer Aluminiumleiter, ein Gestänge. Eine ausziehbare Leiter, die zur Luke hochführte. Randy trat einen Schritt zurück und zog. Es gab ein quietschendes Geräusch.

Erschrocken hielt er inne.

Louise Bown war aufgewacht. War es ein Traum gewesen, oder hatte sie ein Geräusch gehört? Sie richtete sich auf, tastete im Dunkeln nach ihrer Unterwäsche. Wenig später war sie an der Tür. Sie ging den Flur entlang. Die Inspektion der Zimmer begann.

Randy hatte fünf Minuten gewartet. Als sich im Hause nichts rührte, zog er die Trittleiter herab. Sekunden später war er oben. Die Dachluke war durch einen Riegel gesichert. Es gelang ihm, den Riegel beiseite zu schieben. Er spürte, wie der Rost über seine Arme rieselte. Er stieß die Luke auf, stieg die restlichen Sprossen der Leiter hoch und stemmte sich hoch, bis er seine Füße in der Mulde der Dachpfannen verankern konnte.

Die Neigung des Daches war steiler, als sie von unten ausgesehen hatte. Auf den Dachziegeln hatte sich Moos angesammelt. Behutsam kroch er zur Dachrinne hinab.

Louise Bown war vor Randys Zimmer angekommen. Sie

zögerte. Was sollte sie machen, wenn sie Randy nicht in seinem Bett vorfand?

Sie drehte den Türkno­pf und stieß die Tür auf.

»Randy?« flüsterte sie.

Keine Antwort. Sie knipste das Licht an. Sein Bett war leer.

Nachdenklich knipste sie das Licht wieder aus. Sie ging die Treppe zum Erdgeschoß hinunter. Ich habe keine Wahl, dachte sie. Ich werde Meldung machen müssen, daß Randy geflohen ist.

Randy sah den Ast. Er lag auf dem Bauch und schob sich Zentimeter um Zentimeter über die Dachrinne. Plötzlich spürte er, wie sich die Moos­schicht, auf der er lag, löste. Er verlor das Gleichgewicht. Während er vergeblich versuchte, mit den Füßen Halt zu bekommen, bekamen seine Finger die Dachrinne zu packen. Der Sturz. Nein. Er hing an der Rinne, schwang mit den Beinen hin und her. Er spähte nach unten. Der Ast, die Rettung, war einen halben Meter von seinen Fußspitzen entfernt. Er wartete ab, bis sein Körper nach außen schwang, dann ließ er los. Er kam auf der Astgabel auf, seine Hände bekamen einen Zweig zu fassen. Er verschnaufte, blickte zur dunklen Fassade des Hauses hinüber. Dann begann der Abstieg.

In weniger als zehn Sekunden hatte er die ebene Erde erreicht. Er rannte los. Als ein Lichtfinger über den Rasen zuckte, blieb er stehen. Im Haus gingen die Lichter an.

Es gab jetzt nur noch eine Möglichkeit. Er lief, so schnell er konnte, auf das kleine Waldstück zu, das zwischen dem Haus und dem Tor des Anwesens lag. Seine Flanken schmerzten. Das Rascheln des Laubes unter seinen Füßen. Er lief langsamer, blieb stehen, lauschte. Das Wasser. Dort unten mußte das Abflußrohr sein, das den Zaun unterquerte.

In der Ferne war das wütende Bellen der Hunde zu hören.

Er ließ sich in den Graben hinunterrutschen, spürte, wie das Wasser über seine Knie stieg. Das Bellen der Hunde war lauter

geworden. Randy holte tief Luft und schloß die Augen. Dann schlüpfte er in das Abflußrohr.

Es war so eng, daß er nur langsam vorankam. Er wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als das Rauschen des Wassers zu einem ohrenbetäubenden Gurgeln anschwell. Er spürte, wie ihm die steigende Flut in die Nase stieg. Er hob den Kopf. Als er die Augen öffnete, vermeinte er vor sich einen Lichtschimmer zu erkennen.

Er kroch weiter. Als er mit dem Kopf an die Gitterstäbe stieß, verstand er, daß alles umsonst war. Er tastete das Gitter ab. Kein Ausweg. Es war ein Fehler gewesen, in das Rohr zu kriechen.

Eine dumpfe Hoffnungslosigkeit überkam ihn. Mit mühsamen Kriechbewegungen schob er sich zurück. Eine Ewigkeit verging. Dann fühlte er, wie seine Fußspitzen ins Leere tasteten. Die Röhre war zu Ende. Er suchte im schlammigen Untergrund des Grabens Halt. Erschöpft richtete er sich auf.

Die Hunde waren jetzt in dem Wäldchen, eine Steinwurfweite von der Kanalaröhre, angelangt. Zwischen den Zweigen das Blitzen von Taschenlampen. Randy hob den Blick. Der Zaun. Im bleichen Licht der Mondsichel schimmerte der Maschendraht. Es gab nur noch diesen Weg. Er würde über den Zaun klettern müssen.

Er wollte auf den Zaun zulaufen, als er das Hecheln eines Hundes hinter sich hörte. Er warf sich nach vorn. Zu spät. Der Dobermann war über ihm. Das mächtige Tier hatte ihm die Pfoten auf den Leib gestellt. Randy holte zu einem Tritt aus. Der Hund jaulte auf. Und dann war die blendende Helle eines Lichtbogens zu sehen, der Schatten des Hundes, der an den Zaun gedrängt worden war. Zuckend sank das Tier in sich zusammen. Erst jetzt gab Randy das Fell am Hals frei, wo er sich festgekrallt hatte. Er kniete sich zu dem reglos daliegenden Tier und tastete nach dessen Pfoten. Tot. Randy verspürte ein

Kribbeln in den Fingerspitzen. Er versuchte sich zu erinnern, was bei der Rauferei mit den Freunden geschehen war. Sie hatten ihn auf den Zaun geschleudert. Der Schock war so groß gewesen, daß er bewußtlos geworden war. Inzwischen spürte er die Spannung nur noch als sanften Kitzel. Der Strom kann mich nicht mehr töten, dachte er.

Das Japsen der Hundemeute war zu vernehmen. Und das Rascheln der Äste, als die Verfolger durch das Unterholz brachen. Randy ließ die Pfote des Hundes sinken, lief auf den Maschendraht zu und begann, an den ineinander verhakten Rauten hochzuklettern.

Da war es wieder, das Kitzeln in den Fingerspitzen. Kein Schmerz. Ein Gefühl, als wenn einem die Hand eingeschlafen war.

Strom war nicht tödlich. Nicht für ihn. Er fühlte sich im Gegenteil ganz angenehm an.

Er hatte den Zaun überstiegen und ließ sich zu Boden gleiten.

Der Parkplatz vor dem Krankenhaus lag im Dunkel. Niemand hätte sie sehen können. Dr. Malone schaltete außerdem die Scheinwerfer seines Wagens aus, bevor er auf den Parkplatz einbog. Vorsichtig fuhr er bis vor die Tür seines Büros im Seitentrakt.

Sally wartete, bis er die Bürotür aufgeschlossen hatte. Dann huschte sie hinaus und verschwand im Gebäude. Sie tastete sich zu einem Sessel und nahm Platz. Dann hörte sie, wie Dr. Malone den Riegel vorschob. Licht flammte auf.

Er ging zu seinem Schreibtisch und schaltete den Computer ein.

»Ich komme mir vor, als ob ich etwas Verbotenes tue«, sagte Sally.

»Da machen Sie sich Gewissensbisse zur falschen Zeit«, sagte er und lächelte. »Als Sie das erstmal den Code gebrochen und die Daten abgerufen haben, da haben Sie gegen das Gesetz verstoßen. Aber was wir jetzt tun, ist völlig legal. Ich bin Arzt, ich habe jederzeit Zugang zu den gespeicherten Informationen. Sollte Sie jemand fragen, inwieweit Sie mit der Sache zu tun haben, dann sagen Sie einfach, ich habe Sie fürs Programmieren des Computers engagiert. Als Hilfskraft. Sie sollen mir eine Schreibung zusammenstellen.«

»Einverstanden.« Sally legte ihre Handtasche auf den Schreibtisch. Sie nahm auf dem Bürostuhl Platz. Ein paar Sekunden lang betrachtete sie die Symbole, die auf der Mattscheibe flimmerten. Dann drückte sie die Taste »ENTER«. Sie lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und strahlte Dr. Malone an. »Ich denke, in ein paar Minuten haben wir alles, was wir brauchen.«

Er sah sie bewundernd an. »Kennen Sie sich denn mit diesem Modell aus?«

Sie zuckte die Schultern. »Das Prinzip ist immer das

gleiche.« Ihre Finger drückten eine Reihe von Tasten nieder. »Man muß präzise fragen, wenn man eine präzise Antwort bekommen will. Der Computer wird uns als erstes eine Liste aller Kinder dieser Gegend geben, die von CHILD überwacht werden.«

Noch während sie dem Arzt die Funktion des Computers erklärte, hatte sich der Sichtschirm mit Namen gefüllt. Er sah, wie sie auf eine rote Taste drückte. Der Schirm begann zu flimmern: Die Zeilen wanderten zum oberen Rand. Schließlich wurde das Ende der Aufstellung sichtbar.

»Das ist ja ungeheuerlich«, flüsterte Sally. Die letzte Zeile trug die Nummer 153. Auf jeder Zeile standen fünf Namen. Sally sah zu der Papierwalze hinüber. Leer. Dr. Malone half ihr eine neue Walze einzulegen.

»Dann können wir mit dem Ausdrucken beginnen«, sagte sie. Sie speicherte die Weisung ein. Das Druckwerk begann zu rattern.

Dr. Malone betrachtete die ersten Bogen, die aus dem Spalt rutschten. »Hier«, sagte er nach einer Weile. »Adam Rogers.« Das ist der Name des Jungen, den Sergeant Bronski erwähnte.

Sally nickte. Sie hatte einen neuen Suchbegriff eingetippt.

»Was machen Sie?« fragte er neugierig.

»Schauen Sie sich einmal den Schriftblock oben links an«, sagte Sally und deutete auf den Sichtschirm. »Die Zahl 4 bedeutet, daß CHILD insgesamt vier Forschungsprogramme laufen hat, bei denen die Daten der Kinder Verwendung finden. Das Symbol hier unten sagt aus, daß die Nummern der Kinder mit Hilfe der Zahlen 13, 17, 19 und 21 verschlüsselt wurden. Die eingespeicherten Zahlen lassen sich nämlich ausnahmslos durch 13, 17, 19 und 21 teilen.«

»Und das bedeutet?«

»Es bedeutet, daß Dr. Wiseman gelogen hat. Er hat behauptet, die Kinder würden nach dem Prinzip der Zufälligkeit ausgewählt. Aber das ist nur auf den ersten Blick

so. Wenn man die laufende Nummer jedes einzelnen Kindes durch eine der vier genannten Zahlen teilt, ergibt sich eine neue Reihenfolge, nämlich die richtige. CHILD überwacht Kinder, die nach vorgegebenen Kriterien ausgesucht sind.« Sie dachte nach. »Ich werde Ihnen sofort den Beweis für meine These liefern.«

Ihre Finger huschten über die Tasten. Der Schirm verdunkelte sich. Als er wieder hell wurde, waren Namen zu lesen. Eine laufende Nummer, ein Familienname, ein Vorname. Eine Liste. Sally hatte zu schluchzen begonnen. Dr. Malone trat zu ihr und faßte sie am Arm. »Was ist denn, Sally?«

Sie schluckte. »Ich habe Julies Nummer eingetippt. Und dann habe ich den Computer angewiesen, alle Kinder aufzulisten, die zu Julies Gruppe gehören.« Sie deutete auf die Mattscheibe.

Randy Corliss.

Adam Rogers.

Julie Montgomery.

Eden Ransom.

Jason Montgomery.

Insgesamt 46 Namen.

»Es wird am besten sein, wenn Sie die Liste ebenfalls ausdrucken«, sagte er.

Sie nickte. Dann betätigte sie die Taste.

Steve Montgomery hatte seine Schilderung beendet. Dr. Wiseman beugte sich vor und lächelte Steves Sohn zu.

»Nun, junger Mann? Ist es so gewesen, wie dein Vater sagt?«

»Doch, doch«, stotterte Jason. »Ich meine, wir haben uns wirklich geschlagen, Joey und ich. Und wir haben geblutet, beide.«

»Dann sehen wir uns deine Verletzungen doch einmal an.«

Jason runzelte die Stirn. Er erinnerte sich an frühere Untersuchungen, die von Dr. Malone durchgeführt worden waren. Angenehm war das nicht gewesen. Man bekam einen hölzernen Spaten auf die Zunge gedrückt und mußte ›Aaah‹ sagen. Wenn der Spaten auf dem Zäpfchen landete, mußte man würgen. Und jedesmal war die Untersuchung ohne Ergebnis verlaufen. Ihr Kind ist völlig gesund, Mrs. Montgomery.

»Ich brauche nicht untersucht zu werden«, sagte Jason trotzig. »Ich habe nichts.«

»Ich habe ja auch gar nicht behauptet, daß du krank bist«, sagte Dr. Wiseman. »Ich bin nur neugierig. Ich möchte mir nur einmal den Jungen ansehen, bei dem ich damals den Geburtshelfer gespielt habe.«

»Waren Sie der Arzt, der meine Mutter bei der Niederkunft betreut hat?« fragte Jason ungläubig. »Ich hatte immer gedacht, das wäre Dr. Malone gewesen.«

»Nein«, sagte Dr. Wiseman mit breitem Lächeln. »Recht muß Recht bleiben, das war ich. Ich hab' dich gehalten, als du den ersten Schrei getan hast, und dann hab' ich dich an Dr. Malone weitergereicht. Sagte ich, Schrei? Du hast wie am Spieß gebrüllt. Uns ist damals fast die ganze Klinik zusammengefallen, so laut warst du.«

Sie waren im Untersuchungszimmer angekommen. Dr. Wiseman hob Jason auf den Untersuchungstisch.

Der Blick des Jungen war auf die Riemen gerichtet. »Was ist das?« fragte er mißtrauisch.

»Manche Patienten muß man festschnallen«, sagte Dr. Wiseman freimütig. »Aber dich nicht. Würdest du dir jetzt bitte das Hemd ausziehen.«

Jason gehorchte. Das Stethoskop wurde aufgesetzt. Herz. Atmung.

»Wie war das noch?« sagte Dr. Wiseman. »Dein Vater sagte etwas von einem blauen Auge. Welches Auge war es?«

Jason deutete auf sein rechtes Auge. »Dies hier.«

Dr. Wiseman untersuchte beide Augen. Er fand keinen Unterschied. Er fand nicht die Spur einer Verletzung. »So schlimm wird's wohl nicht gewesen sein«, sagte er schließlich.

»Wahrscheinlich nicht.«

»Dein Vater hat mir von dem Unfall in der Küche erzählt, Jason. Wie war das noch? Du hast dich verbrüht, nicht wahr? Hat das denn nicht weh getan?«

»Nur ganz zu Anfang«, sagte Jason. Er kratzte sich am Kopf und dachte nach. »Es war so ähnlich wie damals, als ich mich in den Finger geschnitten hatte.«

»Würdest du mir das bitte schildern?«

»Ich war beim Schnitzen, und da ist mir das Messer abgerutscht. Ich habe mich geschnitten.«

»Ein tiefer Schnitt?«

»Ich weiß nicht. Zu Anfang hat es ziemlich geblutet. Als ich ein Heftpflaster draufkleben wollte, war die Wunde weg.«

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher.«

Dr. Wiseman sah ratlos drein. »Wärest du damit einverstanden, daß ich dein Blut untersuche?«

»Wozu?«

»Nur so, aus Neugier.«

»Gut.«

Dr. Wiseman hatte eine Spritze ergriffen. Er stieß dem Kind die Nadel in die Vene. Jason sah, wie sich der Glaskolben mit Blut füllte. Mit einer raschen Bewegung nahm der Arzt die Spritze fort und drückte einen Wattebausch auf die Einstichwunde. Dann winkelte er den Arm des Jungen an, so daß der Wattebausch zwischen Oberarm und Unterarm gehalten wurde.

»Nun?« fragte Steve, der alles aufmerksam verfolgt hatte.

»Genau es kann ich erst sagen, wenn der Laborbericht vorliegt. Vorläufig sieht es so aus, als ob die Wunden, die sich Ihr Sohn zufügt, außergewöhnlich schnell verheilen.« Er sah auf seine Armbanduhr. Zwei Minuten waren vergangen, seit

der die Nadel aus der Vene gezogen hatte. Er wandte sich zu Jason. »Zeig uns bitte deinen Arm.«

Jason streckte den Arm aus. Die blutgetränkte Watte fiel zur Erde. Von der Einstichstelle war nichts mehr zu sehen.

Dr. Wiseman biß sich auf die Lippen. Er nahm Jason vom Tisch, ergriff ihn an der Hand und führte ihn ins Wartezimmer. »Wir kommen gleich zu dir«, sagte er väterlich. »Ich habe nur noch etwas mit deinem Vater zu bereden.«

Jason war erleichtert. Die Untersuchung war vorüber. »Von Dr. Malone bekomme ich immer einen Dauerlutscher, wenn ich fertig bin«, sagte er.

Dr. Wiseman lächelte. »So gut bin ich nicht ausgestattet«, sagte er. »Aber ich könnte natürlich in Dr. Malones Sprechzimmer nachsehen, ob ich seinen Geheimvorrat an Dauerlutschern entdecke. Was hältst du davon?«

»Das fänd' ich großartig«, feixte Jason. Dr. Wiseman nickte ihm zu. Dann verschwand er in seinem Sprechzimmer und zog die Tür hinter sich zu.

»Es gibt kaum noch Zweifel«, sagte er.

Steve Montgomery sah ihn groß an. »Zweifel woran?«

»Ihr Sohn verfügt über eine abnorme Heilfähigkeit. Wenn er Verletzungen erleidet, bleiben keine Narben zurück.«

»Wie ist das möglich?«

Dr. Wiseman hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Möglicherweise werden die abgestorbenen Zellen in seinem Körper schneller regeneriert als im Körper anderer Menschen. Es ist eine Sache, die mir etwas Sorgen macht. Man weiß nicht, was das für Nebenwirkungen haben kann.«

»Ich verstehe nicht.«

Dr. Wiseman war entschlossen, nicht mehr zu sagen, als er jetzt schon nachweisen konnte. »Ich würde Jason am liebsten ein oder zwei Tage hierbehalten«, sagte er. »Ich möchte den Jungen beobachten. Was wir da bei seiner Wundheilung erleben, ist nicht normal.«

»Aber er ist doch nicht krank«, widersprach Steve. »Was soll er denn im Krankenhaus?«

Dr. Wiseman zögerte. »Ich würde Jason eventuell in eine Diagnoseklinik einweisen. Es geht nicht um seine Behandlung, sondern um seine Beobachtung.«

Und dann legte er Jasons Vater im einzelnen die Vorteile dar, die eine solche Diagnoseklinik bot. Steve Montgomery schwirrte der Kopf. Warum türmten sich auf einmal soviel Schwierigkeiten auf? Zuerst war Julie gestorben. Dann war Sally krank geworden. Und jetzt mußte Jason, sein Sohn, in eine Diagnoseklinik.

Als Dr. Wisemans Vortrag endete, war Steves Widerstand gebrochen. Der Arzt hatte recht. Man mußte auf Nummer Sicher gehen. Jason war am besten aufgehoben, wenn er unter ärztlicher Beobachtung stand.

Randy Corliss stand jenseits der Umzäunung. Neugierig betrachtete er die Hundemeute, die sich jenseits des Maschendrahts um den toten Dobermann versammelt hatte. Die Hunde schnüffelten und jaulten. Dann sah Randy, wie sie die Köpfe wandten. Sie hatten ihn entdeckt. Ein wütendes Gekläff begann, die Tiere überschlugen sich förmlich, heulten, bleckten die Zähne. Der Geifer rann ihnen über die Lefzen.

Erschrocken wandte sich Randy zur Flucht. Der Wald. Er lief los, achtete nicht auf die Zweige, die ihm ins Gesicht peitschten. Er war fünf Minuten lang gelaufen, als ihn ein querliegender Stamm zum Stehenbleiben zwang. Er lauschte in die Nacht. Von den Hunden war nichts mehr zu hören.

Weiter. Ich darf nicht stehenbleiben. Wenn sie den toten Hund finden, werden sie die Suche auf der anderen Seite des Zaunes fortsetzen. Sie werden die Spürhunde auf mich hetzen.

Er stolperte weiter. Weglose Finsternis. Der Fluß, dachte er. Da war ein Fluß gewesen. Der Bach, der durch die Betonröhre geleitet wurde, floß in einen Fluß. Ich muß den Flußlauf

finden, nahm er sich vor. Das ist die schnellste Möglichkeit, um an eine menschliche Siedlung zu gelangen.

Er war vielleicht eine halbe Stunde gerannt, als er wieder an dem querliegenden Baum ankam. Die zerbrochenen Äste am Boden. Kein Zweifel. Er war im Kreis gegangen.

Panik befahl ihn, wie damals beim Schwimmenlernen. Seine Mutter war dagewesen, nur wenige Meter von ihm entfernt. Und trotzdem hatte Randy Todesangst verspürt.

Der Zuspruch der Mutter hatte ihm damals neuen Mut gegeben. Ich darf nicht in Panik geraten, dachte er. Wenn ich durchdrehe, ist alles zu Ende. Ich werde meinen Verfolgern in die Arme laufen. Sie werden mich töten, so wie sie die anderen Jungen getötet haben.

Mutter, dachte er. Ich werde sie wiedersehen. Ruhe überkam ihn. Er bog die Zweige zur Seite und ging auf den schwachen Lichtschein zu, der sich zwischen den Stämmen abzeichnete. Das Gebell der Hunde war wieder zu hören. Aber es machte Randy keine Angst mehr. Im Gegenteil. Er benutzte die Quelle des Geräusches als Kompaß. Er schlug eine Richtung ein, die von den Hunden fortführte.

Schließlich war das Gurgeln und Plätschern fließenden Wassers zu hören. Er lief schneller.

Er lief die Böschung hinab, watete ins Wasser. Der Grund des Baches war mit glatten Kieseln gefüllt, auf denen die Gummisohlen seiner Turnschuhe wenig Halt fanden. Randy geriet ins Stolpern, fing sich, taumelte der Strömung entgegen.

Bald war er so erschöpft, daß er sich am liebsten den Fluten überlassen hätte. Nur die Angst vor seinen Verfolgern hielt ihn aufrecht. Wenn sie mich einholen, bringen sie mich um. Er hatte jetzt keinen Zweifel mehr an dem Schicksal, das den Insassen des Internats bevorstand. Die Hunde. Wenn er im Fluß blieb, würden sie seine Spur verlieren.

Das Gurgeln zu seinen Füßen wurde lauter, und dann sah Randy, daß er an einem breiten Feld von Stromschnellen

angelangt war. Weiter oben war ein kleiner Wasserfall. Er spähte den Hang hinauf. Im Mondlicht war ein Weg zu erkennen.

Er überlegte. War es denkbar, daß die Verfolger den Bach überschritten und am jenseitigen Ufer entlanggingen? Dann würden sie seine Fußspuren finden. Sie würden ihn auf dem Weg einholen.

Er beschloß, den mühseligen Marsch im Flußbett fortzusetzen. Er war unter dem Wasserfall angekommen. Aus einem Meter Höhe stürzte das Wasser auf die blankgewaschenen Steine. Er schob die Hand in das schäumende Weiß, fand einen glitschigen Ast, griff zu, zog den anderen Arm nach, hangelte sich hinauf. Mit erlahmender Kraft schob er sich über den Rand, ließ sich in das flache Wasser sinken. So blieb er drei oder vier Minuten. Dann raffte er sich auf und schwankte weiter. Es war heller geworden. Einen Steinwurf voraus war ein mächtiger Fels zu erkennen. Er watete an dem Fels vorbei, sah einen zweiten, der in zwei Stufen zum Wasser abfiel.

Es gelang ihm hinaufzuklettern. Er ließ sich auf den Stein sinken und verschnaufte.

Als er weiterging, spürte er knirschenden Sand unter den Füßen. Weiter. Sie werden alles tun, um mich zu finden. Sie wissen, daß ich alles verraten werde.

Er wußte nicht, wie lange er gelaufen war, als er Lichter sah. Waren es Suchlaternen? Taschenlampen? Scheinwerfer?

Vorsichtig kroch er die Böschung hinauf. Autos, eine Straße. Dort drüben, vielleicht dreihundert Meter entfernt, führte eine Straße entlang. Das Licht, das ihn geängstigt hatte, stammte von den Scheinwerfern. Es gab eine Kurve. Die Scheinwerfer waren zuerst klein, wuchsen, blendeten auf und versanken dann in der Dunkelheit. Wenig später leuchteten einige Handbreit weiter die Rücklichter auf.

Die Erinnerung an jene Nacht war wieder da, wo er von dem

Streifenbeamten aufgelesen worden war. Vielleicht war wieder ein Polizeiauto unterwegs.

Er rutschte die Böschung wieder hinunter und watete den Bach entlang, bis er unter der Brücke ankam. Das Singen der Reifen war zu hören, es übertönte das Plätschern des Wassers.

Randy war fast oben, als ihm ein furchtbarer Gedanke kam. Wenn Dr. Hamlin die Straße inspizieren ließ? Es war kein Kunststück, einen kleinen Jungen ausfindig zu machen, der mitten in der Nacht in der Wildnis am Straßenrand stand.

Er blickte zum Bach zurück. Ich muß die Straße entlanggehen, dachte er. Ich habe nicht mehr die Kraft, im Bach weiterzuwaten. Stöhnend und keuchend bezwang er die Steigung.

Dunkelheit. Eine Wolke hatte sich vor den Mond geschoben. Keine Autos mehr. Stille. Nur das Geräusch seiner Schritte in der Einsamkeit.

Er begann zu zählen. Er war bei 634 angelangt, als er hinter der Straßenbeugung ein Licht aufflammen sah. Kein Auto. Das Licht bewegte sich nicht.

Er begann zu rennen. Eine Neonschrift.

Es war die Ankündigung eines Restaurants.

DIE GANZE NACHT GEÖFFNET.

Randy stolperte auf die bunten Buchstaben zu. Ich habe es geschafft, dachte er.

Dr. Hamlin warf einen Blick auf die Wanduhr in seinem Büro. Es war spät geworden. Fast vier Uhr morgens. Er war müde. Anstrengende Stunden lagen vor ihm. Er haßte die Arbeit, die zu verrichten war, aber es gab keinen Ausweg. Er hatte seine Mitarbeiter zu sich gerufen. Sie saßen im Halbkreis um seinen Schreibtisch. Ob ich auch so übernächtigt aussehe wie sie? Louise Bown, die für das Vorkommnis die Verantwortung traf, hielt den Kopf gesenkt. Die anderen vier sahen ihn mit einer Mischung von Betroffenheit und Neugier an.

Diese Frau ist innerhalb weniger Wochen alt geworden, dachte er. Sie ist verbraucht. Er wunderte sich, daß er das dachte. Es war ihm immer gleichgültig gewesen, ob seine Mitarbeiter glücklich oder unglücklich, krank oder gesund waren.

»Sie alle wissen jetzt, was vorgefallen ist«, sagte er. »Die Ereignisse lassen mir keine andere Wahl. Das Projekt *Gott* wird eingestellt.«

Flüstern. Einer der Versammelten, ein Mann im weißen Kittel, hob die Hand. »Gibt es keinen anderen Ausweg?«

»Ich fürchte nein«, sagte Dr. Hamlin. »Randy Corliss ist verschwunden. Die Suche ist erfolglos verlaufen. Die Spur verliert sich am Fluß. Wir wissen nicht, ob er flußaufwärts oder -abwärts gegangen ist. Wie die Dinge liegen, müssen wir davon ausgehen, daß er sich nach Hause durchschlägt. Er wird auspacken, und das bedeutet das Ende.«

»Müßte er nicht bald ausgebrannt sein?«

»Der Zeitpunkt dafür steht nicht fest. Wenn wir Glück haben, liegt er irgendwo tot im Fluß. Aber darauf können wir uns nicht verlassen. Wir müssen vom schlimmsten Fall ausgehen: daß Randy Corliss lebt. Wir müssen das Internat schließen.«

Louise Bown blickte auf. »Aber was machen wir mit den...«

Sie verstummte.

Er fixierte sie aus kalten Augen. »Die Versuchstiere werden vernichtet, und das ist Ihre Aufgabe, Mrs. Bown.«

»Bitte, ich...«

»Ich gebe meine Anordnungen nicht gern zweimal«, sagte Dr. Hamlin mit schneidender Stimme. Louise stand auf und wankte zur Tür. Als sie den Raum verlassen hatte, wandte sich der Arzt wieder seinen Mitarbeitern zu. Diese vier waren verlässlich. Leute der ersten Stunde. Und Louise Bown? Konnte er sich nach dem, was heute nacht geschehen war, noch auf sie verlassen? Wohl kaum. Er würde sich um sie kümmern müssen, wenn es soweit war. Er sah auf. »Ich möchte, daß Sie sofort alle Unterlagen zusammenpacken. Ebenso die Ausrüstung, soweit sie überhaupt transportabel ist. Paul Randolph hat drei Lastkraftwagen zu uns losgeschickt.« Seine Stimme wurde bitter. »Ich habe Randolph auch gesagt, daß es ein Fehler war, die Versuche hier durchzuführen. Wir hätten uns besser eine Wüste aussuchen sollen oder ein fernes Land. Es ist einfach zu riskant, solche Projekte in der Nähe menschlicher Siedlungen durchzuziehen. Zehn Jahre Arbeit umsonst! Ich könnte...« Seine Fingerknöchel waren weiß geworden. Abrupt stand er von seinem Sessel auf. »Beginnen Sie sofort mit dem Packen. Sie haben anstrengende Stunden vor sich.«

Langsam ging Louise Bown die Treppe hinauf. Ich habe einen Fehler gemacht, dachte sie. Und jetzt muß ich dafür büßen.

Trotzdem. Es war ungerecht. Es war nur ein kleiner Fehler gewesen. Die Strafe, die dafür verhängt wurde, war ungeheuerlich.

Sie hatte Randys Bett leer vorgefunden. Die Tür zum Dachgeschoß stand offen. Sie war auf den Dachboden hinaufgegangen. Und dort hatte sie die heruntergezogene Leiter gefunden. Das Dachfenster stand offen. Sie war die Leiter hochgeklettert und hatte noch gesehen, wie Randy Corliss am

Stamm hinunterglitt.

Ein paar Herzschläge lang war sie ratlos gewesen. Dann war sie zu Dr. Hamlin gehastet und hatte Meldung erstattet. Zu spät. Der Suchtrupp hatte den Jungen nicht mehr einholen können. Die Hunde hatten die Spur verloren. Die Folge war, daß auch die anderen Kinder sterben mußten.

Sie öffnete die Tür zu Adam Rogers' Zimmer. Er war aufgewacht. Sein weiches Haar hing ihm in die Stirn. »Haben Sie Randy gekriegt?« fragte er.

»Nein«, sagte Louise. Und jetzt kam der schwerste Teil. »Nachdem sowieso alle im Haus wach sind, machen wir eine kleine Party. Wir versammeln uns im Speisesaal. Es gibt eine Überraschung.«

Adam kam aus dem Bett geklettert. »Muß man sich richtig anziehen?« fragte er beflissen. »Oder kann ich im Pyjama runtergehen?«

»Du kannst gehen, wie du bist«, sagte Louise.

Sie sah ihm nach, wie er die Treppe hinunterlief. Dann ging sie in die anderen Zimmer und wiederholte, was sie Adam Rogers erzählt hatte. Jerry Preston und Billy Mayhew stolperten verschlafen; die Stufen hinunter. Louise ließ die drei an einem Tisch Platz nehmen. »Wartet hier!«

Sie durchquerte die Küche und betrat das Laboratorium. Dr. Hamlin sah von seinen Papieren auf. »Ist alles vorbereitet?«

Sie nickte. Ein schmerzender Kloß hatte sich in ihrem Hals gebildet. »Ich habe ihnen gesagt, wir machen eine kleine Party.« Ihre Stimme zitterte, als sie weitersprach. »Kann ich den Jungen vorher noch etwas Kakao machen?«

Er sah sie zornig an. »Kakao? Warum denn das?«

»Damit es mindestens so aussieht, als wäre es eine Party«, erwiderte sie. Sie gab sich keine Mühe, ihre Bitterkeit zu verbergen.

Dr. Hamlin sah auf die Uhr. Dann zuckte er die Schultern. Wahrscheinlich ging es am schnellsten, wenn er Louise Bown

ihren Willen ließ. »Also gut. Aber in fünfzehn Minuten kommen Sie mit dem Versuchsgut zu mir.«

Sie ging in die Küche und stellte Milch auf. Die Kinder dürfen nicht merken, wie aufgeregt ich bin, dachte sie. Das würde alles nur noch schlimmer machen. Sie tat Kakao in die warme Milch, stellte Topf und Gläser auf ein Tablett und trug das Ganze zum Speisesaal.

Sie strahlte ihre drei kleinen Gäste an. »Schon fertig, seht ihr?«

Die drei grinsten.

»Und wo bleibt die Überraschung?« fragte Jerry Preston.

Louise zögerte mit der Antwort. »Das will Dr. Hamlin euch persönlich sagen.«

Sie hatten kaum ausgetrunken, als Dr. Hamlin an der Tür erschien.

»Jerry? Du bist der erste.«

Jerry Preston warf seinen Freunden einen triumphierenden Blick zu. Er durchquerte den Raum und folgte Dr. Hamlin ins Nebenzimmer. Die Tür fiel ins Schloß.

Nach fünf Minuten kam Dr. Hamlin zurück. Er war allein.

»Billy?«

Louise Bown blieb mit Adam zurück.

»Immer bin ich der letzte«, nörgelte der Kleine.

»Ach ja?« sagte sie zerstreut.

»Sie sehen es ja«, sagte er trotzig. »Und das liegt nur daran, daß ich der Kleinste bin.«

»Vielleicht ist das der Grund«, gab sie zu. Tränen schimmerten in ihren Augen.

»Ist Ihnen nicht gut, Mrs. Bown?« fragte Adam Rogers.

Bevor sie ihm antworten konnte, ging die Tür auf. »Du bist dran, Adam«, sagte Dr. Hamlin freundlich. »Und Sie kommen mit, Louise.«

Dr. Hamlin ging voran. Sie durchquerten die Küche und das Laboratorium. In einem kleinen Raum im rückwärtigen Teil

des Gebäudes angekommen, blieb Dr. Hamlin stehen.

Der Junge musterte die schimmernde Metallröhre, die in der Mitte des Raumes stand. »Ist das die Überraschung?«

»Nein«, erklärte Dr. Hamlin. »Das ist nur unsere neue Testkammer.« Er strich mit der Hand über das Gebilde, das einer mannshohen Stahlzigarre ähnelte. Er drückte auf einen Knopf. Eine schmale Tür schwang auf. »Ich möchte, daß du die Testkammer einmal ausprobierst, Adam. Kommst du allein hinein, oder muß Mrs. Bown dich hineinheben?«

»Das kann ich allein«, sagte Adam. »Was wird mit dem Gerät getestet?«

»Das Volumen der Lungen«, sagte Dr. Hamlin. »Es dauert nur eine Minute, dann kannst du mit den anderen Jungen spielen gehen.« Er stand daneben, als der Kleine in den Metallzylinder kletterte. »Alles okay?«

Der Junge nickte. Dr. Hamlin verriegelte die dicke Glastür. Dann wandte er sich zu Louise. »Öffnen Sie die Ventile«, wies er sie an.

Ihre Augen weiteten sich in namenlosem Entsetzen. »Ich kann es nicht tun«, flüsterte sie.

Sein Blick wurde hart. »Wenn das Projekt ein Erfolg wird, ist auch Ihr Name mit dem Erfolg verbunden, Louise. Bis es soweit ist, müssen wir alle unsere Pflicht hin. Öffnen Sie die Ventile!«

Louises Rechte tastete nach dem feingeriffelten Rädchen, das die Ventile der Unterdruckkammer öffnen würde. »Bitte, Dr. Hamlin, ich...«

Er ließ sich nicht erweichen. »Sie können es tun, und Sie werden es tun!«

Sie sah dem kleinen Adam Rogers in die Augen, während sie die Ventile öffnete. Ein Zischlaut war zu hören, als die Luft aus dem Metallzylinder abgesaugt wurde. Der Junge sah erstaunt aus, als würde er gleich in Lachen ausbrechen. Dann war alles vorüber.

Fünf Minuten später wurde Adam Rogers zu den Leichnamen der anderen Jungen gelegt. Die Düsen der Verbrennungsanlage flammten auf.

Beim dritten Läuten hatte Lucy Corliss das Telefon abgenommen. Sie erwartete einen Anruf von Sally Montgomery. Vielleicht war es auch Dr. Malone, der ihr eine Nachricht für Sally durchgeben wollte. Aber sie hatte sich geirrt.

»Spreche ich mit Mrs. Corliss?« fragte eine unbekannte Stimme.

»Ganz recht.«

»Sind Sie die Mutter von Randy Corliss?«

Lucy fühlte, wie ihre Knie weich wurden. Sie ließ sich auf den Stuhl sinken. Die Entführer, dachte sie. Jetzt werden sie ihre Forderung stellen. Randy lebt.

»Ja«, schrie sie ins Telefon. »Ja, ich bin die Mutter von Randy Corliss!« Sie hielt ihre Hand über die Muschel. »Jim!« rief sie. »Komm schnell, es ist wegen Randy!« Sekunden später kam ihr geschiedener Mann in die Küche gestürzt.

»Mein Name ist Max Birnbaum«, sagte die fremde Stimme. »Ich bin Besitzer eines Restaurants an der Längsten Road.«

»Ich höre«, stammelte Lucy.

»Ich rufe Sie an, weil vor zehn Minuten ein kleiner Junge in mein Restaurant gekommen ist. Er ist patschnaß. Ist wohl in einen Bach gefallen oder so. Er sagt, ich soll Sie anrufen.«

»Randy?« sagte Lucy. Sie war außer Atem vor lauter Aufregung. »Ist Randy bei Ihnen?«

»So ist es, Mrs. Corliss. Er steht neben mir.«

Es gab eine kurze Pause. Dann meldete sich Randy. Die Stimme klang zittrig und ängstlich. Aber es war unverkennbar Randy. »Mami?«

»Randy! Was ist passiert? Wo steckst du?«

»Ich bin weggelaufen, Mami. Ich hatte Angst, ich muß

sterben. Deshalb bin ich weggelaufen.«

»Oh, mein armer kleiner Junge! Ich habe mir so große Sorgen gemacht um dich.«

»Holst du mich ab?«

»Ja, Randy! Sofort! Wo bist du? Ich verspreche dir, ich hole dich sofort ab.«

»Ich bin hier im Restaurant von Mr. Birnbaum. Das liegt... Ich weiß auch nicht, wo es liegt, Mami. Mr. Birnbaum wird es dir erklären.«

Sie hatte Jim ein Zeichen gegeben, er rannte los und kam mit einem Block und einem Kugelschreiber zurück. Lucy Corliss notierte die Anschrift, die der Besitzer des Restaurants ihr durchgab, bedankte sich, sprach noch einmal mit ihrem Sohn und legte auf.

»Er lebt«, sagte sie. Der Alptraum der letzten Tage schien von ihr gewichen. »Er lebt, und er ist unverletzt. Jim!« Sie riß ihn in ihre Arme. »Wir bekommen unseren Sohn zurück, Jim.« Über seine Schultern hinweg sah sie den Schatten an der Tür. Sie löste ihre Arme.

Sergeant Bronski hatte die Küche betreten. »Ich hab's gehört«, sagte er ruhig. »Aber ich kann's noch nicht ganz glauben. Könnte ein Trick der Entführer sein.«

Die Freude wich aus Lucys Gesicht. »Ein Trick?«

»Zumindest muß man vorsichtig sein. Wiederholen Sie mir bitte genau, was der Anrufer gesagt hat.«

Lucy Corliss sagte ihm alles, woran sie sich erinnerte. Als sie endete, rieb sich Sergeant Bronski über die sprießenden Bartstoppeln. »Er ist also doch weggelaufen«, sagte er leise.

»Aber er möchte wieder nach Hause«, entgegnete sie. »Es ist kein Trick, glauben Sie mir.« Sie wandte sich zu Jim. »Komm, fahr mit. Wir holen den Jungen ab.«

»Warten Sie«, sagte Bronski. Er nahm das Telefonbuch, begann zu blättern, suchte eine Nummer heraus und wählte sie. Nachdem er ein kurzes Gespräch geführt hatte, legte er den

Hörer auf die Gabel zurück. Er nickte. »Es scheint alles in Ordnung zu sein«, sagte er. »Fahren Sie los und holen Sie Ihren Jungen ab. Aber denken Sie an eines. Randy hat gesagt, er sei aus Angst weggelaufen. Er hätte Angst vor dem Sterben gehabt. Er hat nicht gesagt, *wer* ihn mit dem Tod bedroht hat. Und es ist auch nicht klar, ob er mit dem Weglaufen sein Elternhaus oder eine andere Unterkunft meinte.«

»Sie halten es also nach wie vor denkbar, daß er gekidnappt wurde?«

»Immerhin gibts da noch diesen Adam Rogers, der auf ähnliche Weise verschwunden ist, und weiß Gott wie viele andere Kinder, von denen wir gar nichts wissen. Es könnte sein, daß wir es mit einem Ring von Entführern zu tun haben.« Er ging zum Telefon und hob die Hand. Dann ließ er sie wieder sinken. »Es wird am besten sein, wenn ich bis zu Ihrer Rückkehr hierbleibe. Wenn Mrs. Montgomery oder Dr. Malone anruft, kann ich den Anruf entgegennehmen. Es kommt jetzt auf jede Minute an, wenn wir aufklären wollen, was mit CHILD los ist.« Lucy und Jim waren schon an der Tür, als er sie zurückrief. »Noch eines ist sehr wichtig. Randy soll seine Geschichte erst erzählen, wenn Sie hier ankommen. Ich möchte dabeisein, wenn er auspackt, und ich möchte die allererste Fassung hören.«

Sie hatten die Hälfte der Strecke nach Längsten zurückgelegt, als Lucy gewahr wurde, daß ihr geschiedener Mann ihre Erleichterung nicht zu teilen schien.

»Was hast du?« fragte sie schließlich.

»Nichts.«

Sie musterte ihn nachdenklich. Tiefe Sorgenfalten waren in sein Gesicht eingegraben.

»Sag die Wahrheit, Jim. Was hast du?«

Er zwang sich zu einem Lächeln und tastete nach ihrer Hand.

»Wirklich nichts, Liebes.«

Sie wußte, daß er ihr etwas verschwieg. Schweigend legten

sie die letzten Kilometer zurück. Als zwanzig Minuten später in der Ferne ein zuckendes Neonzeichen sichtbar wurde, deutete Jim nach vorn.

»Das muß es sein.«

Aufgeregt betrachtete Lucy die vom bunten Licht angestrahlte Fassade. Er war auf den Parkplatz des Restaurants eingebogen. Sie sprang aus dem Wagen, noch bevor er die Handbremse angezogen hatte. Sie lief in das Restaurant hinein. Und da saß ihr Randy, neben dem Mann, der sie angerufen hatte. Als er seine Mutter erkannte, lief er ihr entgegen.

»Mami, Mami, ich habe solche Angst gehabt!« Er umschlang sie und barg seinen Kopf an ihrem Busen. Dann kamen die Tränen, die er seit Stunden zurückgehalten hatte.

»Alles ist gut, mein kleiner Schatz«, flüsterte Lucy. »Deine Mutter ist bei dir, alles ist wieder gut.« Sie wiegte ihn in ihren Armen, bis sein Schluchzen verebbte. Als sie Jim durch die Tür kommen sah, streichelte sie ihrem Sohn den Kopf. »Mach einmal die Augen auf«, sagte sie. »Es gibt eine Überraschung.«

Er sah sie aus tränenfeuchten Augen an. »Eine Überraschung?«

»Dreh dich um.«

Sie hatte erwartet, daß er sich von ihr losreißen und seinem Vater in die Arme stürmen würde. Statt dessen spürte sie, wie er zusammenzuckte.

»Vater.«

»Mein Sohn«, sagte Jim. Er ging auf Lucy und Randy zu. Der Kleine schauderte. »Ich will nie mehr in dieses Haus zurück, Vater. Bitte sag, daß ich bei euch bleiben darf.«

Lucy war es, als würde sie von einem Eiszapfen durchbohrt. Deshalb also hatte sich ihr geschiedener Mann so merkwürdig benommen. Kein Wunder, daß er sich über das Wiederauftauchen des Jungen nicht freuen konnte. Er steckte mit den Entführern unter einer Decke. Sie wollte etwas sagen, aber er kam ihr zuvor. »Bitte, nicht. Ich weiß, was du jetzt

sagen willst. Aber das würde alles zwischen uns wieder kaputtmachen. Hast du nicht gehört, was Bronski gesagt hat? Wir wissen nicht, wo der Junge die ganze Zeit gewesen ist. Es steckt mehr dahinter, als wir ahnen.«

»Fragen wir ihn doch.« Sie wandte sich zu ihrem Sohn. »Warum hast du Angst vor dem Sterben, Randy? Bist du deshalb von zu Hause weggelaufen?«

Der Junge sah sie erstaunt an. »Ich bin aus dem Internat weggelaufen, in das mich Vater gesteckt hat.«

Jim Corliss hielt dem bohrenden Blick seiner Frau stand. »Ich schwöre dir, Lucy, ich weiß nicht, wovon der Junge spricht.«

Die letzten Blätter waren ausgedruckt worden, als jemand an die Tür klopfte. Sally erschrak.

Dr. Malone war aufgestanden. »Wer ist da?«

»Herr Dr. Malone, sind Sie in Ihrem Büro?« Es war eine Frauenstimme, Er ging zur Tür und schob den Riegel auf. Eine junge Frau in weißer Krankenschwesterntracht trat ein. Als sie Dr. Malone erblickte, wandelte sich ihr besorgter Gesichtsausdruck zu einem Lächeln der Erleichterung. »Gott sei Dank. Als ich so spät noch Licht in Ihrem Büro sah, dachte ich schon, es sei eingebrochen worden.« Sie hatte Sally erkannt. »Guten Abend, Mrs. Montgomery. Sie sind sicher gekommen, um Jason abzuholen.«

»Jason?«

»Ja. Ihr Sohn und Ihr Mann sind bei Dr. Wiseman, wußten Sie das denn nicht?«

Bevor sie etwas antworten konnte, hatte sich Dr. Malone eingeschaltet. »Vielen Dank«, sagte er zu der Krankenschwester gewandt. »Mrs. Montgomery ist hier, um sich wegen des Problems mit mir zu beraten.«

Die Schwester hatte den Raum verlassen. Dr. Malone schob den Riegel wieder vor.

Sally sah ihn düster an. »Jason und Steve sind bei Dr. Wiseman. Warum?«

»Ich habe keine Ahnung«, sagte Dr. Malone. »Und wir haben keine Zeit mehr, das herauszufinden. Die Krankenschwester wird Dr. Wiseman sagen, daß Sie hier sind.« Sie sah, wie er die Computerblätter in seine Aktentasche stopfte. »Stellen Sie bitte den Computer ab, Sally. Beeilen wir uns. Wir müssen weg sein, ehe Dr. Wiseman kommt.«

Sie drückte den ›Aus‹-Knopf des Tischcomputers. Er war zur Tür geeilt, die das Büro mit dem Parkplatz verband. Sally durchquerte den Raum. Auf der Türschwelle blieb sie stehen.

»Ich gehe zu Jason.«

Erstarrte sie an. »Kommen Sie, Sally. Sie wissen doch selbst, daß Sie sich damit nur Schwierigkeiten einbrocken.«

»Ich bleibe hier. Ich muß herausfinden, warum mein Mann Jason zu Dr. Wiseman gebracht hat.«

»Bitte, Sally!«

»Sie haben alle Unterlagen, die Sie zur Aufklärung der Angelegenheit brauchen, Dr. Malone. Gehen Sie, ich kümmere mich inzwischen um meinen Sohn.« Sie sah ihn mit flehentlicher Geste an. »Vielleicht ist Jason krank. Ich kann dieses Haus nicht verlassen, bevor ich Klarheit habe.«

In Dr. Malones Kopf jagten sich die Gedanken. »Ich komme mit Ihnen«, sagte er. Er schloß die äußere Tür und kam zum Schreibtisch zurück. Sally wich zur Seite.

»Es ist besser, wenn Sie die Beweise in Sicherheit bringen, Dr. Malone. Fahren Sie zu Lucy. Ich komme nach, sobald ich hier fertig bin.«

»Ich habe meine Zweifel, ob Dr. Wiseman Sie überhaupt noch weggehen läßt«, sagte er. »Was das Beweismaterial betrifft, ohne Sie ist es wertlos. Man braucht einen Dolmetscher, der einem erklärt, was da steht. Kommen Sie, Sally.«

Er bot ihr den Arm. Wenige Minuten später betraten sie Dr.

Wisemans Vorzimmer. Jason saß in einen Sessel gekauert und las in einer Illustrierten. Als er seine Mutter erkannte, sah er auf und grinste.

»Guten Abend, Mama. Guten Abend, Dr. Malone.«

Sally kniete sich zu ihm und drückte ihn liebevoll an sich.

»Was tust du hier, mein kleiner Liebling? Bist du verletzt?«

»Mir fehlt gar nichts.« Jason hatte sich aus ihrer Umarmung befreit.

»Warum bist du dann im Krankenhaus?«

Er erklärte ihr, was geschehen war. »Und dann hat Dr. Wiseman gesagt, Vater soll mich in die Klinik bringen. Ich soll in eine Diagnoseklinik.«

»Um Gottes willen«, flüsterte Sally. »In eine Diagnoseklinik? Warum denn das?«

Jason verzog sein Gesicht zu einer schuldbewußten Grimasse. »Ich geb's zu«, sagte er. »Ich hab' an der Tür gelauscht. Dr. Wiseman hat gesagt: *zur Beobachtung*.«

Sally Montgomery und Dr. Malone wechselten einen raschen Blick. »Das verstehe ich nicht«, stammelte sie.

»Ich schon«, sagte Dr. Malone leise. Er ging auf Jason zu und streckte ihm die Arme entgegen. »Kommst du mit zu einer Spazierfahrt mit deiner Mutter und mir? Na, wie ist's?«

»Wo geht's denn hin, Dr. Malone?«

»Wir besuchen Freunde.« Sie waren schon auf dem Flur, als Dr. Malone sich zu Sally umwandte. »Schnell!« flüsterte er. »Wenn wir uns jetzt nicht beeilen, ist alles verloren.«

Er hob das Bann und deutete auf Dr. Wisemans Namensschild. Sally verstand. Sie folgte ihm. Jason war vorausgelaufen.

»Dann sind wir uns also einig«, sagte Dr. Wiseman. Er stand auf und streckte sich. »Ich überweise Ihren Jungen in die Diagnoseklinik. Wenn die Spezialisten von CHILD nicht herausfinden, was mit Ihrem Jungen los ist, dann kann es niemand.« Er rieb sich die Wangen mit Zeige- und Mittelfinger. »Es ist spät geworden. Wahrscheinlich am besten, wenn der Junge gleich hierbleibt. Ich lasse ihn dann in aller Frühe nach Boston bringen.«

Der Vorschlag war eine unwillkommene Überraschung für Steve. »Ich hatte gedacht, Jason würde zumindest noch die Nacht zu Hause verbringen.«

»Was er jetzt vor allem braucht, ist Ruhe«, sagte Dr. Wiseman mit der Autorität des erfahrenen Praktikers. »Und Sie, Steve, könnenn ungestörte Nachtruhe ebensogut gebrauchen.«

»Aber der Junge hat doch nichts.«

»So genau wissen wir das nicht«, widersprach ihm Dr. Wiseman. »Man kann da seine Überraschungen erleben. Vergessen Sie nicht, wie schnell es mit Julie zu Ende gegangen ist.«

Als der Name seiner Tochter fiel, brach Steves Widerstand in sich zusammen. Er stand auf, ging zur Tür und ergriff den Türknapf. »Jason?«

Er trat ins Wartezimmer hinaus, dann auf den Flur. Jason war verschwunden.

»Vielleicht hat er sich gelangweilt und ist in die Aufnahme gegangen.«

Aber die Krankenschwester, die in der Aufnahme Dienst tat, hatte Jason Montgomery nicht gesehen. »Vielleicht ist er im Büro von Dr. Malone«, sagte sie.

»Bei Dr. Malone? Ist der denn so spät noch im Dienst?«

»Wußten Sie das nicht? Ich war eben dort, Mrs.

Montgomery saß bei ihm.«

»Mrs. Montgomery?« Flammende Röte überzog Dr. Wisemans Gesicht. »Ich habe doch Anweisung gegeben, daß man mich sofort ruft, wenn Mrs. Montgomery auftaucht.«

Die Krankenschwester hätte sich am liebsten in ein Mauseloch verkrochen. »Es tut mir leid, Dr. Wiseman, aber davon weiß ich nichts. Als ich vorhin meinen Dienst antrat, hat mir niemand Bescheid.. .« Sie vollendete ihren Satz nicht, weil Dr. Wiseman bereits hinausgestürmt war. Steve folgte ihm.

Wenig später standen sie vor Dr. Malones Büro. Dr. Wiseman brachte einen Schlüssel zum Vorschein und öffnete. Das Büro war leer.

Schweigend sahen sich die beiden Männer an. Es war Steve, der zuerst die Sprache wiederfand. »Das verstehe ich nicht.«

»Ich auch nicht«, sagte Dr. Wiseman, sichtlich verärgert. »Aber ich habe einen Verdacht. Es muß Ihrer Frau gelungen sein, Dr. Malone einzureden, daß an ihren Fantasien etwas dran ist.«

»Ich weiß, wo sie ist«, sagte Steve. »Bei Lucy Corliss. Gehen wir!«

»Einen Augenblick! Wo wollen Sie hin?«

»Ich hole mir meine Frau und meinen Sohn zurück.«

»Und wenn Ihre Frau nicht mitkommen will?«

»Sie muß. Ich bin ihr Mann.«

»Denken Sie doch einmal nach, Steve. Ihre Frau traut weder Ihnen noch mir über den Weg. Statt dessen hat sie Vertrauen zu Dr. Malone und Mrs. Corliss. Sie können sie nicht zwingen, das Haus von Lucy Corliss zu verlassen. Nicht einmal, wenn das aus gesundheitlichen Gründen erforderlich wäre.« Steve ließ die Schultern hängen. Noch nie hatte er sich so frustriert gefühlt. »Aber ich muß doch etwas unternehmen, Dr. Wiseman. Sie hat Jason bei sich. Sie ist labil. Wer weiß, was sie in diesem Zustand...«

»Sehen wir den Tatsachen ins Auge«, unterbrach ihn Dr.

Wiseman. »Vor morgen früh können Sie nichts unternehmen, Steve.«

Sie gingen in Dr. Wisemans Sprechzimmer zurück. Der Arzt öffnete einen verglasten Schrank und nahm ein Fläschchen heraus. Er ließ vier Tabletten in einen Umschlag gleiten und reichte Steve Montgomery den Umschlag. »Sie fahren jetzt am besten nach Hause und versuchen zu schlafen. Wenn Sie nicht einschlafen können, nehmen Sie diese Tabletten. Und machen Sie sich bitte keine Sorgen. Dr. Malone ist ein guter Arzt. Er wird dafür sorgen, daß Ihre Frau und Ihr Sohn richtig betreut werden. Wenn Ihre Frau morgen vormittag nicht in Ihr Haus zurückkehrt, werden wir die nötigen Maßnahmen treffen, um sie vor sich selbst zu schützen.«

Steve Montgomery verabschiedete sich. Nachdenklich trat er in die Nacht hinaus.

»Warum bist du überhaupt bei der Frau eingestiegen?« Es war das drittemal, daß Lucy Corliss ihrem Sohn diese Frage stellte. Und zum drittenmal gab Randy die Antwort: »Weil sie gesagt hat, sie kommt von Daddy. Sie hat gesagt, Daddy ist verreist, wenn er wieder in Eastbury ist, käme er mich im Internat besuchen.«

»Aber ich bin überhaupt nicht verreist gewesen«, sagte Jim Corliss zu seinem Sohn.

Randy sah seine Mutter fragend an. »Es ist so, wie dein Vater sagt«, beruhigte sie ihn. »Er ist die ganze Zeit hiergewesen, bei mir. Wir haben uns beide ganz fürchterliche Sorgen um dich gemacht.«

»Muß ich denn nicht sterben?« fragte Randy.

Sie nahm ihn in die Arme. »Niemand will dir etwas tun, mein Kleiner. Und krank bist du auch nicht. Du bist ein kerngesunder Junge, du brauchst keine Angst zu haben, daß dir etwas zustößt.«

Sie verbarg ihm, daß sie sich immer noch Sorgen machte. Zu

wirr, zu beunruhigend war, was er ihr von jenem Internat erzählt hatte, wo er festgehalten worden war.

Hatte er das Ganze vielleicht nur erfunden?

Lucy Corliss hatte Sergeant Bronski beobachtet, während Randy seine Geschichte erzählte. Es war offensichtlich, daß der Sergeant seine Zweifel an der Version hatte. Als Sally, Jason und Dr. Malone dazukamen, war keine Gelegenheit mehr, diese Zweifel auszuräumen. Lucy erzählte Sally, was geschehen war. Schließlich wandte sie sich an Dr. Malone. »Würden Sie sich den Jungen einmal ansehen, Dr. Malone? Ich habe ihn bereits gebadet und keine Verletzungen festgestellt, aber nach allem, was er erzählt hat...«

»Warum nicht«, sagte Dr. Malone. Er stand auf. »Randy? Ich würde dich gern untersuchen.«

»Ich bin gesund«, sagte Randy. Lucy schritt ein. »Du gehst jetzt mit Dr. Malone in dein Zimmer. Und nachher wirst du schlafen. Es ist schon sehr spät. Jason wird heute bei dir übernachten.«

Randy grinste. »Das ist etwas anderes.« Er sah seinen Spielgefährten triumphierend an. »Gehen wir!« Er war an der Türschwelle angekommen, als er stehenblieb. »Darf Jason bei der Untersuchung dabeisein?«

»Natürlich«, sagte Dr. Malone und lächelte. »Ich fürchte nur, daß er sich fürchterlich langweilen wird. Ich will eigentlich nur wissen, ob die Lungen normal arbeiten. Also dann.« Die beiden Jungen liefen voran, er folgte ihnen.

Schweigen senkte sich über die kleine Gesellschaft, die im Wohnzimmer zurückgeblieben war. Schließlich sagte Sally: »Lucy, ich freue mich so für Sie und Jim, daß Ihr Junge zurück ist. Es ist wie ein Wunder. Wo hat er eigentlich gesteckt?«

»Warten wir damit, bis Dr. Malone zurückkommt«, schlug Sergeant Bronski vor. »Sonst muß Lucy alles zweimal erzählen.« Er wandte sich zu Sally. »Und nun erklären Sie mir einmal, was der Computer ausgespuckt hat.«

Sally war ernst geworden. »Was wir rausgefunden haben, ist recht beunruhigend«, begann sie. »Ich habe die Ergebnisse ausdrucken lassen, damit wir's uns in Ruhe ansehen können. Es steht inzwischen fest, daß es bei den CHILD-Untersuchungen nicht mit rechten Dingen zugeht. Es steht weiter fest, daß Dr. Wiseman mich belogen hat. Die Kinder, deren Daten an CHILD gemeldet werden, wurden nicht nach dem Zufallsprinzip ausgesucht.«

»Sind Sie sicher, Sally?«

»Ich bin sicher. Ich weiß noch nicht, was der eigentliche Grund für diese ganze Testreihe ist, aber das läßt sich herausfinden.« Sie öffnete Dr. Malones Aktentasche und tippte auf den Stapel mit Schreibungen. »Den Anfang haben wir gemacht.«

»Und wie wollen Sie vorgehen?« fragte Lucy.

»Wir werden das Material Zahl für Zahl durchpflügen, bis wir die wahren Zusammenhänge erkennen. Es gibt eine mysteriöse Gemeinsamkeit bei den Kindern, die von CHILD kontrolliert werden, einen verbindenden Faktor.«

Sergeant Bronski beugte sich über den Tisch und ergriff die obersten Blätter. »Was ist das?« fragte er.

»Die Deckblätter mit den Korrelationen. Auf Seite drei finden Sie die Liste der Kinder von Gruppe 21.«

Jim Corliss sah von dem Stapel Papiere auf, in dem er zu lesen begonnen hatte. »Gruppe 21?«

»Das ist der Name, den Dr. Malone und ich dieser Gruppe Kinder gegeben haben.« In kurzen Worten erklärte sie die Codezahlen, die CHILD zur Chiffrierung der einzelnen Gruppen verwandt hatte. »Das Bemerkenswerte ist«, so beendete sie ihre Darlegung, »daß unsere Kinder alle in Gruppe 21 sind. Jason, Randy, Julie und das Baby von Jan Ransom.«

Sergeant Bronski hatte sich in die Namensliste vertieft. Schließlich sprang er auf. »Ich brauche die Liste«, sagte er knapp. »In einer Stunde bin ich zurück.« Noch bevor jemand

ihm eine Frage stellen konnte, war er verschwunden.

Wenige Minuten später kam Dr. Malone aus dem Kinderzimmer zurück.

»Randy geht's prächtig«, sagte er. »Um die Wahrheit zu sagen, ich habe auch nicht erwartet, irgendwelche Verletzungen vorzufinden.« Er sah Jim und Lucy an. »Erzählen Sie mir doch bitte, was Randy über seinen abenteuerlichen Ausflug ausgepackt hat.«

Sie wiederholten die Geschichte, die Randy ihnen erzählt hatte. »Ich weiß, es ist unglaublich«, beendete Lucy die Schilderung. »Niemand kann über einen elektrisch geladenen Zaun klettern.«

»Und niemand kann sich mit siedender Karamelsauce bekleckern, ohne sich zu verbrühen«, warf Sally ein. »Niemand kann einen halben Liter Lysol trinken, ohne sich die Kehle und den Magen zu verätzen. Und trotzdem geschieht es.«

Lucy spürte, wie ihr ein kalter Schauer über den Rücken kroch.

Die Erleichterung, die sie bei dem Wiedersehen mit Randy verspürt hatte, schwand. »Wollen Sie damit etwa sagen, daß die Schilderung des Jungen auf Tatsachen beruht?«

Dr. Malone schaltete sich ein. »Es ist zu früh, um darüber endgültig zu befinden. Wir sind hier zusammengekommen, um die Spreu vom Weizen zu sondern. Was mich angeht, ich glaube, daß uns das sorgfältige Studium der ausgedruckten Unterlagen einen entscheidenden Schritt weiterbringt. Ich werde jetzt jedem von Ihnen einen Stapel geben. An die Arbeit! Wir suchen nach Ähnlichkeiten. Nach einem gemeinsamen Faktor. Nach einem Schlüssel.« Er gab Jim, Lucy und Sally je einen Stoß Computerschreibungen. Dann widmete er sich der Lektüre des Bogens, der ausgebreitet vor ihm auf dem Tisch lag.

Der diensthabende Beamte in der Eastbury Police Station sah

erstaunt auf, als Sergeant Bronski zur nächtlichen Stunde das Revier betrat.

»Was willst du denn hier?«

»Ich habe ein Fernschreiben durchzugeben.«

Der Beamte, seit eh und je ungeschickt bei der Bedienung der Tastatur, fluchte. Erst als er fertig war, eröffnete ihm Sergeant Bronski, daß er das Fernschreiben selbst eintippen würde. Das Gesicht seines Kollegen hellte sich auf. »In diesem Fall, bitte schön.« Er deutete auf das Gerät.

Sergeant Bronski nahm auf dem Schemel Platz und begann zu tippen. Er brauchte über zwanzig Minuten. Als der Text fertig war, schob er das Band in den Schlitz. Das Gerät begann zu tickern.

»Wichtiger Fall?« fragte der diensthabende Beamte.

»Könnte ein wichtiger Fall werden«, sagte Bronski geheimnisvoll. Er kritzelte Lucy Corliss' Telefonnummer auf einen Zettel und legte ihn dem Kollegen auf die Schreibunterlage. »Ruf mich bitte an, wenn einer der Empfänger antwortet.«

»Sind es denn mehrere Empfänger?« wunderte sich der Beamte. »Du sagtest vorhin, du wolltest nur ein Fernschreiben aufgeben. Einzahl, mein Herr.«

»Ich hab' auch nur ein Fernschreiben aufgegeben«, sagte Bronski. »Immer der gleiche Text. Allerdings an eine ganze Reihe von Empfängern.«

»An wen denn alles?«

»An alle Polizeistationen der Vereinigten Staaten.«

Der Beamte starrte ihn an, als hätte er ihm die vollzogene Ermordung des Präsidenten gebeichtet. »Verdammt noch mal, Bronski! Was glaubst du, was der Chef sagt, wenn er die Rechnung sieht?«

Bronski erwiderte mit einem Grinsen. »Wahrscheinlich das gleiche wie du. *Verdammt noch mal!* Es kann aber auch sein, daß er mir zu der Sache gratuliert. Achte auf die Antworten,

die reinkommen, okay?« Er machte Anstalten zu verschwinden. Sein Kollege war ihm zur Tür gefolgt.

»Kannst du mir nicht sagen, was das Ganze soll?«

Sergeant Bronski kratzte sich hinter den Ohren. »Dazu ist es noch zu früh«, meinte er vorsichtig. »Aber eines kann ich dir sagen. Wenn die Antworten kommen, die ich mir erwarte, dann hast du deine Finger in dem größten Kriminalfall, den Eastbury je erlebt hat.« Er ließ den verdatterten Beamten an seinem Schreibtisch zurück und fuhr zu Lucy Corliss zurück. Unterwegs hielt er an einem Schnellimbiss an und kaufte ein Dutzend Becher Kaffee.

Es würde eine lange Nacht werden, und aus irgendeinem Grund hatte Kaffee auf Bronski keine aufputschende Wirkung, wenn er ihn aus Porzellantassen trank. Plastikbecher mußten es sein. Noch besser, wenn der Kaffee außerdem kalt war. Er nahm sich vor, die Plastikkappen abzunehmen, sobald er im Hause von Lucy Corliss angekommen war.

»Ich glaube dir kein Wort«, flüsterte Jason. Sie lagen im Dunkeln. Die Mutter seines Freundes hatte Jason eine Luftmatratze zum Schlafen gegeben. Seit einer Stunde lauschte er Randys Schilderungen.

»Es ist aber wahr«, beharrte Randy. »Ich habe den Hund gegen den elektrisch geladenen Zaun geworfen. Das Tier war sofort tot. Dann bin ich über den Zaun geklettert. Ich habe nicht einmal einen Schmerz gespürt.«

»Dann hat eben jemand den Strom abgeschaltet«, sagte Jason. »Anders kann ich mir das nicht vorstellen.«

»Du Idiot!« sagte Randy zornig. Er sagte es leise, weil er auf keinen Fall seine Mutter wecken wollte. Wenn seine Mutter erfuhr, daß sie noch wach waren, würde sie darauf dringen, daß sie ihre Erzählstunde beendeten. Dabei hatte er die spannendsten Geschichten noch gar nicht erzählt. »Ein paar Tage vorher haben mich die anderen Jungen beim Spielen

gegen den elektrischen Zaun geworfen«, prahlte er. »Hat mir auch nichts ausgemacht. Nur ohnmächtig geworden bin ich. Aber keine Verletzungen.«

»War vielleicht nur eine ganz geringe Spannung«, sagte Jason.

»Du bist wirklich dümmer, als ich gedacht habe. So ein Zaun ist entweder eingeschaltet oder abgeschaltet.«

»Und du sagst, Strom macht dir nichts.«

»Ganz recht.«

»Beweise es.«

»Wie denn?«

»Das ist *dein* Problem.«

Randy knipste seine Nachttischlampe an und setzte sich im Bett auf. »Also gut, ich werde dir einen Beweis liefern.« Er stand auf, ging zum Radio und zog den Stecker aus der Wand. Dann nahm er das Schweizer Armeemesser, das ihm sein Vater zu Weihnachten geschenkt hatte, und kehrte, das Radio unter dem Arm, zum Bett zurück.

»Was hast du vor?« fragte Jason.

»Paß auf.« Er klappte das Messer auf und schnitt die Schnur vom Radio ab. Sorgfältig löste er die Isolierung, die um die Drähte gewickelt war. Als die Drähte völlig freilagen, legte er das Messer fort und ergriff die bloßen Enden mit beiden Händen.

»Steck den Stecker rein«, forderte er Jason auf.

Jason sah ihn an wie einen Geist. »Nein«, flüsterte er. »Das überlebst du nicht.«

»Keine Angst«, sagte Randy. »Steck den Stecker rein.«

Er sah sich suchend um und entdeckte einen Steckkontakt unter dem Bett. »Was ist?« fragte er. »Hast du Angst?«

Jason dachte nach. Wenn Randy sich verletzte, würde man ihm die Schuld aufladen. Die Sache mit Julie war noch nicht vergessen. Und dann war da das tote Meerschweinchen gewesen. Sowohl mit Julie als auch mit dem Meerschweinchen

hatte er etwas getan, was er nicht tun durfte. Beide waren daran gestorben.

»Das mache ich nicht«, sagte er entschlossen.

»Dann mache ich es selbst«, sagte Randy. Er ergriff den Stecker und drückte ihn in den Kontakt. Dann ergriff er eines der beiden Drahtenden mit der linken Hand.

»Und nun paß gut auf«, flüsterte er. Er nahm das zweite Ende in die rechte Hand. »Siehst du? Nichts.«

»Na wenn schon«, sagte Jason verächtlich. »Die Buchse hat wahrscheinlich keinen Strom.«

»Sollen wir wetten?«

»Wie meinst du das?«

»Probier's doch aus.«

Sie starrten sich an.

»Ich sehe schon, du bist feige«, sagte Randy.

»Das bin ich nicht.«

»Dann beweise es mir.«

Jason war vor Wut rot angelaufen. »Das werde ich auch. Gib mir die Schnur.«

Er gab ihm die Schnur. Jason ergriff zuerst den einen Draht, dann, mit zögernder Hand, den zweiten. Ein Funke sprühte. Er zog die Hand wieder weg.

»Feigling!« sagte Randy.

Jason achtete nicht auf ihn. Sein Bück war auf seine rechte Hand gerichtet. Der Funke hatte weh getan. Aber bei weitem nicht so weh, wie er befürchtet hatte.

»Versuch's noch einmal«, ermunterte ihn Randy.

Randy berührte den Draht zum zweitenmal. Diesmal gelang es ihm, seine Angst zu überwinden und die Finger um den Draht geschlossen zu halten. Er spürte, wie ihn der elektrische Strom durchpulste.

Aber er spürte keinen Schmerz. Eher einen süßen Kitzel. Ein durch und durch angenehmes Gefühl.

Er sah Randy ins Gesicht und grinste. Randy blieb ernst.

»Warum glaubst du, daß Strom uns nicht weh tut?« fragte er.

»Ich weiß nicht«, sagte Jason. »Aber was mich angeht, ich kann nicht nur elektrischen Strom aushalten. Ich kann noch ganz andere Dinge.«

»Zum Beispiel?«

Jason hatte das Messer vom Boden aufgenommen. Er hielt es über seine Hand. Mit einer raschen Bewegung fügte er sich einen tiefen Schnitt im Handballen zu. Randy war vor Schreck wie gelähmt. Er starrte auf das Blut, das aus dem Schnitt quoll.

»Du wirst den ganzen Teppich schmutzig machen«, sagte er schließlich.

»Das werde ich nicht«, sagte Jason. »Die Wunde wird nämlich sofort zu bluten aufhören. Hast du ein Papiertaschentuch?«

Randy begann in der Schublade seines Nachttisches zu kramen und brachte ein zerknittertes Papiertaschentuch zum Vorschein. Er gab es seinem Freund. Die Wunde hatte zu bluten aufgehört.

Randy schüttelte den Kopf. »Sieht übel aus.«

»So warte doch.«

Sie konnten sehen, wie sich die Wunde schloß. Drei Minuten später war nicht einmal mehr eine Narbe zu sehen.

Randy konnte es einfach nicht glauben. »Und es hat überhaupt nicht weh getan?«

Jason zog die Schultern hoch. »Doch. Etwas. Ganz zu Anfang.«

»Gib mir das Messer. Das werde ich auch einmal versuchen.«

Ohne sich selbst Zeit zum Nachdenken zuzubilligen, nahm er das Messer, das ihm Jason reichte, und stieß sich die Spitze tief in die Hand. »Zieh's wieder raus«, flüsterte Jason.

Randy zog das Messer wieder heraus. Nach einer Minute hörte die Wunde auf zu bluten. Nach drei Minuten war sie verheilt.

»Weißt du was?« sagte Randy und grinste.

»Nein.«

»Wir können machen, was wir wollen, Jason. Niemand kann uns bestrafen. Weil uns niemand verletzen kann.«

Das Morgengrauen kam durch die Bürofenster gekrochen. Paul Randolph wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war eine schwere Nacht gewesen. Zwei Männer weilten seit Stunden bei ihm. Inzwischen fühlte er sich von ihnen bespitzelt.

»Ich fasse zusammen, meine Herren«, sagte Randolph. »Alle Unterlagen über das Projekt sind in Stahlkästen eingeschweißt worden. Wir werden das Material heute nachmittag nach Washington weiterleiten. Die Daten in den Computern sind gelöscht worden. Das Internat wurde aufgegeben. Wie steht es mit Ihren Mitarbeitern, Dr. Hamlin?«

Dr. Hamlin schnippte ein imaginäres Stäubchen von der Bügelfalte seines rechten Hosenbeins. »Ich sehe da keine Risiken«, sagte er mit Nachdruck. »Ich kenne die Leute seit Jahren. Sie sind mir alle treu verbunden.«

»Und der Junge, der Ihnen entwischt ist?« Die Frage kam von dem dritten Mann. Er war von muskulöser Gestalt. Sein graues Haar war auf Streichholzlänge gestutzt. Er trug Zivil. Aber Dr. Hamlin hatte sofort gewußt, daß es sich um einen hochrangigen Entscheidungsträger der Streitkräfte handelte, noch bevor Randolph sie miteinander bekannt gemacht hatte.

»Nun?« Generalleutnant Scott Carmody musterte den Arzt mit spöttischem Lächeln.

»Wenn Sie den Jungen als Problem empfinden, dafür gibt es eine Lösung«, sagte Dr. Hamlin. »Allerdings brauchte man dazu Ihre Hilfe.« Ein Zug war um seinen Mund getreten, ein Grinsen, das Randolph von Herzen haßte. »Ich glaube, so etwas nennen Sie unter Fachleuten einen wet Job. Habe ich recht?«

»Nennen wir die Dinge beim Namen«, sagte Carmody trocken. »Sie wollen, daß wir den Jungen umbringen.«

Paul Randolph war aufgestanden. »Einspruch. Es gibt Dinge, zu denen ich mich im Namen des CHILD-Institutes nicht bereit

erklären kann.«

Dr. Hamlin musterte ihn mit unverhohlener Verachtung. »Ach ja? Ist es nicht etwas spät für solche Gefühlsduseleien? Ich sehe keinerlei Bedenken, wenn sich ein Beauftragter von Generalleutnant Carmody um Randy Corliss kümmert.«

»*Kümmern?*« echote Randolph. »Sie meinen *töten*.«

»Was auch immer. Töten. Beseitigen. Ausschalten. Ihren stilistischen Finessen sind keine Grenzen gesetzt. Ich darf daran erinnern, daß der Junge über das gesamte Programm informiert ist. Er stellt ein kaum quantifizierbares Risiko dar.«

»Müssen wir ihn deshalb töten?«

»Er wird aller Wahrscheinlichkeit nach sowieso bald sterben«, sagte Dr. Hamlin. »Die andern sind auch alle gestorben.«

Generalleutnant Scott Carmody runzelte die Stirn. »Alle? Vor kurzem haben Sie noch in Ihren Berichten geschrieben, Sie seien unmittelbar vor dem Durchbruch.«

»Das bin ich auch. Lebender Beweis ist Randy Corliss. Der Junge hat bisher völlig störungsfrei funktioniert. Leider erlauben die Umstände nicht, daß wir ihn weiterleben lassen. Er ist zur Bedrohung für uns alle geworden.«

»Ein kleiner Junge«, sagte Randolph kopfschüttelnd.

»Die Bezeichnung ist unpassend«, korrigierte ihn Dr. Hamlin. »*Gott* erschafft kleine Jungen. *Ich* erschuf Randy Corliss.« Er maß Randolph mit verletzender Herablassung. »Sie haben nie so recht verstanden, um was es bei dem ganzen Projekt ging, nicht wahr?«

»Sie wissen, daß das nicht stimmt, Dr. Hamlin.«

»Dann muß ich wohl etwas weiter ausholen, damit Sie Ihren Irrtum endlich einsehen. Sie bezeichnen meine Versuchstiere hartnäckig als Menschen. Aber Randy Corliss und all die anderen sind keine Menschen. Sie sind eine neue Spezies, die mit Hilfe einer revolutionären Gen-Forschung möglich wurde.« Sein Blick wanderte von Randolph zu Generalleutnant Scott

Carmody. »Es handelt sich um eine Spezies, die für die Verteidigung der Vereinigten Staaten von besonderer Bedeutung ist. Trotzdem dürfen wir nicht den Fehler machen und sie als menschliche Wesen bezeichnen. Zugegeben, sie sind sehr menschenähnlich. Aber genetisch gibt es grundlegende Unterschiede. Und deshalb habe ich recht, wenn ich bei ihrer Beseitigung nicht von Mord spreche. Es dreht sich wirklich nur um die Ausschaltung eines Sicherheitsrisikos. Wir dürfen die Bedeutung der gewonnenen Erkenntnisse auf keinen Fall unterschätzen. Niemand außer ein paar Eingeweihten, Sie gehören zu ihnen; ahnt, welche Resultate wir erzielt haben. Amerika hat sich beim Wettlauf zum unsterblichen Menschen an die Spitze gesetzt. Es ist ein zusätzlicher Vorteil, daß unser Projekt streng geheim ist, und dabei muß es auch bleiben. Wir werden noch in absehbarer Zukunft in der Lage sein, die biologische Funktion des amerikanischen Menschen ebenso perfekt zu gestalten wie unsere Technologie. Mit der Besonderheit, daß dies kein Mensch im biologischen Sinne mehr sein wird. Wir werden lebende Roboter erschaffen. Das Projekt ist für die Zukunft unserer Nation so bedeutend, daß es unter keinen Umständen gefährdet werden darf.«

Generalleutnant Scott Carmody war zu Randolph getreten. »Sie wissen selbst, welche Summen das Verteidigungsministerium in das Projekt investiert hat, Mr. Randolph. Wir erwarten von Ihnen, daß Sie mithelfen, diese Investitionen zu schützen. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Das haben Sie«, seufzte Randolph. »Ich gebe Ihnen und Dr. Hamlin grünes Licht. Veranlassen Sie, was Ihnen notwendig erscheint.«

Randolph wußte, daß er damit seine Zustimmung zur Ermordung eines neunjährigen Kindes gegeben hatte.

»Ich finde einfach keinen Zusammenhang«, sagte Dr. Malone.

»Eine Fülle von Daten und kein roter Faden.« Er stand auf und goß sich Kaffee aus der dampfenden Kanne nach. Er nahm einen vorsichtigen Schluck. Sergeant Bronski beugte sich vor und ergriff den Plastikbecher, in dem ein Rest kalter Kaffee schwappte. Mißbilligend sah Dr. Malone zu, wie Bronski den Becher leerte. »Wußten Sie, daß kalter Kaffee Krebs verursacht?« frotzelte er.

Bronski war nicht zu Witzeleien aufgelegt. »Sie sagen, es gibt keinen Zusammenhang. Sally hat uns erklärt, wo's langgeht.«

»Und trotzdem, sehe ich nicht klar«, entgegnete Dr. Malone. »Betrachten wir die vier Gruppen von Testkindern, die der Computer zusammengestellt hat. Sally zufolge stehen die vier Gruppen seit der Geburt unter Beobachtung von CHILD. Man hat den Kindern von Anfang an chiffrierte Nummern zugeteilt. Mit Hilfe dieser Nummern war es uns möglich, die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen nachzuweisen. Was ich nicht verstehe, sind die Unterschiede zwischen den Gruppen. In drei Gruppen treffen wir keine Besonderheiten an, was die gesundheitliche Entwicklung der Kinder angeht. Wohl aber in der Gruppe 21.«

Jim Corliss war an den Tisch getreten. »Dr. Malone hat recht. Der Schlüssel muß in der vierten Gruppe verborgen sein. Alle Mädchen dieser Gruppe sind gestorben, keines wurde älter als elf Monate. Todesursache: SIDS.«

»Und das bedeutet, daß wir wieder im Nebel stehen«, sagte Dr. Malone. »Wir wissen medizinisch gesehen praktisch nichts über SIDS. Zwar hat man vor einem Jahr in der Universität Maryland für SIDS einen Zusammenhang mit dem Hormon T-3 nachgewiesen. Aber bis heute steht nicht fest, ob eine hohe Konzentration von T-3 die Ursache oder die Folge der Erkrankung ist. Die Frage stellt sich: Wie konnte CHILD wissen, daß die Mädchen sterben würden?«

»Vielleicht wußte CHILD das gar nicht«, warf Lucy ein.

»Vielleicht ist es ein Zufall, daß die Mädchen dieser Gruppe so früh starben.«

»Das ist praktisch ausgeschlossen«, widersprach Sally. »Die rechnerische Wahrscheinlichkeit für einen solchen Zufall ist irgendwo jenseits von eins zu einer Milliarde. Außerdem sind es nicht nur die Mädchen dieser Gruppe, die früh starben. Auch von den Jungen lebt kaum noch jemand.«

»Es gibt einen gemeinsamen Nenner, auf den sich das ganze bringen läßt«, sagte Lucy. »Der Nenner heißt Dr. Wiseman. Er war der Gynäkologe, der die Mütter der 46 Kinder in der Gruppe 21 behandelte.«

»Wie viele Geburten macht Dr. Wiseman pro Jahr?« fragte Sally zu Dr. Malone gewandt.

»Letztes Jahr waren es siebenundzwanzig«, antwortete der Arzt. Er wollte weitersprechen, als das Telefon klingelte. Jim Corliss nahm ab. Nach wenigen Worten reichte er den Hörer an Sergeant Bronski weiter.

»Bill, bist du's?« sagte Bronski in die Muschel.

»Yeah«, klang es aus dem Hörer. »Jetzt sag mir erst einmal, was sind das für Namen, die du in dem Fernschreiben durchgeackert hast?«

»Das tut jetzt nichts zur Sache. Sind irgendwelche Antworten eingetrudelt?«

Ein Stöhnen war zu hören. »Von überall her sind Fernschreiben gekommen. Wie viele Namen enthielt deine Aufstellung?«

»Zwölf.«

»Acht der Kinder, die du angefragt hast, sind als vermißt gemeldet. Von zu Hause weggelaufen. Quer durch die Staaten, es gibt keine Schwerpunkte. Alle Fälle sind ungelöst. Keines der vermißten Kinder ist tot aufgefunden worden.«

»Ich brauche die Namen und die Geburtsdaten der Kinder, die als vermißt gemeldet sind«, sagte Bronski. Er hatte sich einen Block herangezogen und notierte die Namen, die ihm

sein Kollege durchgab. »Okay«, sagte er, als der letzte Name notiert war. Er riß das oberste Blatt ab und reichte es Dr. Malone. »Vielen Dank, Bill, und wenn was Besonderes ist, du weißt ja...«

»Da wäre noch was Wichtiges, Bronski«, unterbrach ihn der Polizeibeamte.

»Und zwar?«

»Die Kinder, die *nicht* als vermißt gemeldet wurden, sind tot.«

»Ermordet?«

»Darüber weiß man nichts Klares. Es handelt sich um vier Jungen. Sie wurden tot aufgefunden.«

»Keine weiteren Einzelheiten bekannt?«

»Doch. Zunächst einmal die Staaten, wo man die Kinder fand. Washington, Kansas, Texas und Florida. Die Kinderlagen in Parks, auf Spielplätzen, auf verlassenen Grundstücken.«

»Und keine klaren Hinweise auf die Todesursache?«

»Nein. Anzeichen äußerer Gewalteinwirkung gab es keine.« Eine kurze Pause entstand. »Es wäre besser, du sagst mir, was es mit der ganzen Sache auf sich hat, Bronski.«

Der Sergeant ignorierte die Aufforderung. »Ich brauche die Namen der toten Jungen, Bill. «Er notierte, was ihm der Beamte durchgab.

Er legte den Hörer auf die Gabel zurück. »Wir haben jetzt noch ein paar Mosaiksteinchen, über die wir uns den Kopf zerbrechen können«, sagte er voller Sarkasmus. »Jedenfalls ist Randy nicht das einzige Kind in der Gruppe 21, das von zu Hause weggelaufen ist. Und damit das Ganze nicht so fürchterlich einfach ist: Wir haben vier unaufgeklärte Todesfälle.«

Sally betrachtete die Liste, die der Computer ausgedruckt hatte. Von 46 Kindern waren 22 Mädchen tot. Und das bedeutete, kein einziges Mädchen hatte überlebt. Von den 24 Jungen der Gruppe waren die neun ältesten, unter ihnen Randy

Corliss, den Ausreißern zuzurechnen. 4 Jungen waren tot aufgefunden worden. Der älteste Junge auf der Liste hieß Jason Montgomery. Von den übrigen elf - sie waren zwischen sechs Monate und sieben Jahre alt - gab es keine Spur.

»Wir kommen so nicht weiter«, sagte Jim Corliss. »Wir müssen einen Plan machen.«

Die Augen richteten sich auf Sergeant Bronski. Der stand auf und trat ans Fenster. »Es wird hell«, sagte er. »Ich schlage vor, wir wecken Randy auf und sehen uns einmal das Haus an, wo er verstecktgehalten wurde.«

»Um Gottes willen«, sagte Lucy. »Sie können den Jungen doch nicht zu diesen Verbrechern zurückbringen.«

Jim Corliss legte ihr die Hand auf die Stirn. »Mach dir keine Sorgen, Liebes. Ich werde mitfahren. Wenn Sergeant Bronski dabei ist, kann es keine Schwierigkeiten geben.«

Bronski kniff die Augen zusammen. »Wir müssen zuerst einmal herausfinden, wo dieses geheimnisvolle Haus überhaupt liegt«, sagte er. Lucy wollte protestieren. Als sie jedoch den entschlossenen Blick des Polizeibeamten bemerkte, nickte sie. »Also gut«, murmelte sie. Es klang resigniert.

Sie ging ins Kinderzimmer, um Randy aufzuwecken. Er sah sie aus schläfrigen Augen an. Willenlos ließ er sich ins Wohnzimmer führen. Sergeant Bronski erklärte ihm seinen Plan.

»Ich denke schon, daß ich es wiederfinde«, sagte Randy. »Es war zwar ziemlich dunkel, aber...« Er dachte nach. »Ich werd's finden!« verkündete er selbstbewußt. Er rannte in sein Zimmer zurück, um sich anzuziehen. Nach wenigen Minuten stand er wieder im Wohnzimmer. Sergeant Bronski führte ihn aus dem Haus, Jim Corliss folgte den beiden.

Sally Montgomery, Lucy Corliss und Mark Malone blieben zurück.

Es sollte noch zwei Stunden dauern, bis Dr. Malone fand, wonach er die ganze Nacht gesucht hatte.

»Schlimm«, sagte er leise. »Es ist schlimmer, als ich es mir in meinen düstersten Träumen vorgestellt habe.«

Sergeant Bronski nahm den Fuß vom Gas. Es war wichtig, daß der Junge sich die Gegend, durch die sie fuhren, genau ansehen konnte. Randy hatte sich umgedreht, er spähte aus dem Rückfenster des Wagens. In der Ferne war das Restaurant zu erkennen.

»Die Stelle muß noch weiter weg sein«, sagte er.

»Nachts überschätzt man leicht die Entfernung«, bemerkte der Sergeant.

»Ich glaube trotzdem, die Stelle, wo ich auf die Straße gestoßen bin, war weiter weg vom Restaurant.«

Sie hatten eine sanfte Kurve durchfahren. Eine Straßenbrücke kam in Sicht.

»Ist das der Bach, in dem du entlanggewatet bist?« fragte Jim Corliss. Randy starrte nach vorn. »Ich glaube, ja.« Der Wagen rollte weiter. »Dort ist die Stelle«, sagte Randy. Er deutete auf einen Fußweg, der von der Uferböschung zur Straße führte.

»Und nun?« fragte Bronski.

»Wir müssen bachabwärts suchen«, sagte Randy.

»Wie weit schätzt du?«

»Ich weiß nicht.«

Sergeant Bronski lenkte den Wagen auf den Randstreifen und hielt. Sie stiegen aus. Randy ging voran. Die beiden Männer folgten ihm, Sergeant Bronski bildete die Nachhut. Der schmale Pfad, von dem Randy bei seiner Flucht nur das letzte Stück gesehen hatte, führte am Bach entlang. Bei Sonnenlicht sah alles anders aus, als der Junge es in Erinnerung hatte. Nachts war ihm das Wasser viel tiefer vorgekommen.

Vielleicht war es gar nicht die richtige Brücke gewesen? Vielleicht gab es in einiger Entfernung einen zweiten Flußlauf, der von der Straße überquert wurde? Randys Unsicherheit wandelte sich zur stillen Verzweiflung, Was würde sein Vater

von ihm denken, wenn er nicht in der Lage war, zum Internat zurückzufinden? Würde er dann nicht als Lügner, als Aufschneider dastehen?

Sergeant Bronski war die wachsende Unruhe des Jungen nicht verborgen geblieben. Er tauschte einen skeptischen Blick mit Randys Vater.

»Wenn es wirklich so ist, wie du sagst, dann bist du ein ganz schönes Stück gelaufen«, bemerkte der Sergeant.

Der Junge antwortete ihm nicht. Er betrachtete die Büsche und Baumgruppen, die sich auf dem jenseitigen Ufer abzeichneten. Es gab keine einzige Stelle, an die er eine Erinnerung hatte.

Ein Rauschen war zu hören. Er lief voran. Da! Der Wasserfall! Dahinter die Stromschnellen.

»Dort ist es!« schrie er. Sergeant Bronski und Jim Corliss folgten ihm im Laufschrift. Keuchend blieb Randy stehen. Er deutete auf den Felsen. »Dort habe ich mich ausgeruht.« Er lief weiter.

»Was halten Sie davon?« fragte Jim.

Der Sergeant zuckte die Schultern. »Immerhin. Er hat die Brücke wiedererkannt. Und er hat den Wasserfall gefunden. Wir müssen's versuchen.«

Randy war vorausgerannt und hinter einer Biegung verschwunden. Sie liefen ihm nach. Er stand am Ufer und betrachtete die Stelle, wo sich der Bach gabelte.

»Links oder rechts?« fragte Jim.

»Links«, sagte Randy.

Der Pfad endete. Sie mußten sich durch dichtes Buschwerk vorankämpfen. »Es ist leichter, wenn wir im Bach entlangehen«, schlug Randy vor.

»Wie weit ist es denn noch?«

»Genau kann ich das auch nicht sagen. Nicht sehr weit. Ich erinnere mich, daß ich an dieser Stelle das Bellen der Hunde noch hören konnte.«

Dann sahen sie es. Ein Abwasserkanal, der im Seitenarm des Baches endete. Die Mündung des Betonrohrs war mit einem starken Metallgitter versehen. Etwas oberhalb war, halbverdeckt von Lorbeerbüschen und Baumgruppen, ein hoher Zaun aus Maschendraht zu erkennen.

»Wir sind da«, sagte Randy. »Das ist der Zaun, der das Schulgebäude umgibt.«

Sergeant Bronski hatte die Führung übernommen. Sie gingen an dem Zaun entlang. Von dem Gebäude, das in der Schilderung des Jungen solch eine wichtige Rolle gespielt hatte, war nichts zu sehen.

»Wo ist das Schulgebäude?« fragte der Sergeant ungeduldig.

»Hinter den Bäumen«, antwortete Randy. »Sobald wir auf der Anhöhe sind, können wir es sehen.«

Bronski war die Böschung hinaufgegangen. Er betrachtete den Zaun. »Hast du nicht gesagt, hier müßte der tote Hund liegen, Randy?«

Der Junge nickte. »Ich habe den Hund gegen den Maschendraht gedrückt. Er war sofort tot.«

»Dann zeig mir, wo der Kadaver liegt.«

Randy trat näher. Er erkannte die Stelle wieder, wo sein nächtlicher Zweikampf mit dem Hund stattgefunden hatte. Eine flache, langgestreckte Mulde, die drei Büsche.

»Hier«, sagte er.

»Ich sehe keinen Hund«, sagte Bronski.

Doch es gab keinen Hund. Es gab nicht einmal Spuren des Kampfes.

Randy streckte die Hand aus. Vorsichtig brachte er eine Fingerspitze in den Maschendraht. Keine Spannung.

»Ich weiß, daß es hier war«, sagte er trotzig. Er sah die beiden Männer an. Tränen standen ihm in den Augen. »Ich habe nicht gelogen. Wirklich nicht.« Er deutete nach vorn. »Dort drüben muß das Tor sein, von dort kann man das Gebäude sehen.« Entschlossenem Schrittes ging er an dem

Zaun entlang, die beiden Männer stapften hinter ihm drein.

Das Tor. Randy blieb stehen und spähte durch die Gitterstäbe. In einiger Entfernung war die rote Backsteinfassade des Hauptgebäudes zu erkennen. Das Licht der Morgensonne spiegelte sich in den Fenstern.

Sergeant Bronski war neben ihn getreten. »Sieht nicht so aus, als ob das Haus bewohnt wäre«, sagte er.

»Es *muß* aber jemand drin sein«, beharrte Randy. Er war dem Weinen nahe. Er starrte auf die leblose Rasenfläche. Um diese Tageszeit mußten die Jungen draußen sein. Aber niemand war zu sehen.

»Warum klettern wir nicht über den Zaun und sehen nach?« schlug er vor.

»Das kommt nicht in Frage«, sagte Sergeant Bronski. »Wir haben keinen Durchsuchungsbefehl. Wir fahren nach Eastbury zurück.«

Randy mochte das nicht einsehen. »Aber...«

»Ohne aber«, wies Jim Corliss seinen Sohn zurecht. »Wir machen, was Sergeant Bronski sagt.«

»Aber das ist doch das Haus, wo ich festgehalten wurde«, heulte Randy los.

Bronski kniete sich zu ihm und sah ihm in die Augen. »Wir werden rauskriegen, was dahintersteckt, Randy, verlaß dich drauf! Aber wir müssen nach dem Gesetz vorgehen, verstehst du das nicht? Wenn wir jetzt einfach über den Zaun klettern, dann kommen die Leute, die dich festgehalten haben, womöglich straffrei davon. Ich werde jetzt erst einmal feststellen, wem das Anwesen gehört. Dann werde ich mir einen Durchsuchungsbefehl besorgen. Wenn wir den haben, durchsuchen wir das ganze Gelände und das Haus. Du kannst mitkommen und uns alles zeigen. Einverstanden?«

Randy schmolle. »Ich verstehe nicht, warum wir nicht einach rüberklettern und nachsehen.«

»Gesetz ist Gesetz«, sagte Jim Corliss. Und Randy verstand,

daß jeder Widerspruch zwecklos war.

Sie gingen den Weg zurück. Eine halbe Stunde später hatten sie den geparkten Wagen erreicht. Es war neun Uhr morgens. Vor zwei Stunden waren sie von Eastbury losgefahren.

Steve Montgomery bog in eine Parklücke ein. Er sah Dr. Wiseman an, der neben ihm saß. »Beeilen wir uns. Dort steht Sallys Wagen.« Er öffnete dem Arzt die Beifahrertür, indem er sich über die vordere Sitzbank beugte.

»Und da ist ja auch Dr. Malones Wagen«, bemerkte Dr. Wiseman. Er schien nachzudenken. »Ob Dr. Malone wohl die ganze Nacht hier verbracht hat?« Es war eine Frage, auf die Steve keine Antwort wußte.

Sie verließen den Wagen und gingen die Stufen zu Lucy Corliss' Haus hinauf. Steve drückte auf die Klingel. Nichts. Er drückte ein zweites Mal. Die Tür öffnete sich einen Spalt. Das Gesicht einer Frau erschien.

»Sind Sie Mrs. Corliss?« fragte Steve.

Mißtrauisch betrachtete Lucy die beiden Männer. Sie erkannte Dr. Wiseman.

»Was wollen Sie von mir?«

»Ich bin Steve Montgomery, Sallys Mann.«

Die Tür wurde ihm vor der Nase zugeschlagen. Lucy Corliss lief ins Wohnzimmer zurück, wo Sally Montgomery und Dr. Malone über den Computerschreibungen saßen. »Sally, Ihr Mann ist draußen«, flüsterte sie. »Er hat Dr. Wiseman mitgebracht.«

Sally sah sie aus übernächtigen Augen an. »Was soll ich tun?«

Dr. Malone war aufgestanden. »Es kann eigentlich nichts passieren, wenn wir die beiden reinlassen.« Sie war auf ihren Stuhl zurückgesunken. »Ich bleibe bei Ihnen«, beruhigte er sie. »Außerdem müssen Mr. Corliss und Sergeant Bronski jeden Augenblick zurückkommen.« Er ging zum Flur und öffnete.

»Ist meine Frau hier?« fragte Steve.

»Ja«, sagte Dr. Malone. »Kommen Sie rein.« Er ließ Steve und Dr. Wiseman vorangehen und folgte ihnen ins Wohnzimmer.

Steve erschrak, als er seine Frau sah. Wie ein gehetztes Tier blickte sie ihn an. Sie war totenbleich. Ihr Haar hing in wirren Strähnen auf ihre Schultern.

»Mein Gott, Sally«, flüsterte er, »was ist denn passiert?«

»Nichts weiter«, sagte Dr. Malone. »Sie ist erschöpft. Wir sind alle erschöpft. Ihnen würde es auch nicht besser gehen, wenn Sie sich die Nacht um die Ohren schlagen.«

Steve achtete nicht darauf, was Dr. Malone sagte. Er kniete sich neben Sally und schlang seine Arme um sie.

»Oh, Sally, alles wird wieder gut werden, ich verspreche es dir. Du wirst wieder gesund werden. Dr. Wiseman hat eine geeignete Klinik für dich gefunden, wo du dich ausruhen kannst. Es wird dir sicher dort gefallen. Es wird nur ein paar Wochen dauern, weißt du, und danach...«

Sally machte sich von ihm frei. In ihren Augen sprühte der Zorn. »Dr. Wiseman hat also eine geeignete Klinik für mich gefunden. Wie reizend! Dutzende von Ärzten werden um mich herum wirbeln und mir eine Spritze nach der anderen geben. Das Dumme ist nur, ich bin gar nicht krank, Steve.«

»Aber, Sally!« Er versuchte sie an sich zu drücken.

»Rühr mich nicht an!« fauchte sie. All die unterdrückte Wut, die sich in den letzten Wochen angestaut hatte, brach jetzt hervor. »Sag mir bitte nicht, daß du mich liebhabst, und sag auch nicht, daß Dr. Wiseman mich gesund machen wird. Ich kann diese Lügen nicht mehr hören. Jedes Wort, was Dr. Wiseman sagt, ist eine Lüge.« Sie war aufgesprungen. Sie stemmte die Arme in die Seiten und trat vor den grauhaarigen Arzt. »Was haben Sie mit mir gemacht, Dr. Wiseman? Was haben Sie mit all den anderen Frauen gemacht? Warum mußten unsere Kinder sterben?« Sie warf sich auf ihn und begann mit

den Fäusten auf ihn einzuhämmern. »Wie viele Kinder haben Sie umgebracht, Dr. Wiseman? Zehn? Hundert? Gott verfluche Sie!«

Sie brach schluchzend zusammen. Lucy Corliss eilte zu ihr. Während sie Sally in die Arme nahm, hob sie den Kopf und maß den alten Arzt mit haßerfülltem Blick.

»Ich verstehe nicht, wie sie zu solchen Anschuldigungen kommt«, stammelte Dr. Wiseman. »Diese Frau ist...«

»Sie ist *nicht* verrückt«, fiel ihm Lucy Corliss ins Wort. »Keiner von uns ist verrückt. Wir haben die ganze Nacht mit der Auswertung der Computerschreibungen zugebracht. Ihretwegen, Dr. Wiseman. Wir werden Sie zur Verantwortung ziehen für alles, was Sie angerichtet haben.«

»Was *ich* angerichtet habe?« Seine Hände zitterten.

Die Tür flog auf. Jason kam in den Raum gestolpert. Als er seinen Vater und Dr. Wiseman erkannte, erschrak er. »Ich will nicht wieder ins Krankenhaus!« Er brach in Tränen aus und lief seiner Mutter in die Arme. Sie barg ihn an ihrer Brust. »Sie dürfen nicht zulassen, daß sie uns fortbringen«, flüsterte sie, zu Lucy Corliss gewandt.

Steve fühlte, wie ihn der letzte Rest Lebensmut verließ. Seine Frau war nur noch ein Schatten ihrer selbst. Der Tod seiner kleinen Tochter war ein grausiges Mysterium. Sein Sohn nur noch ein nervöses Bündel, ein verängstigtes Geschöpf, das bei den kleinsten Anlässen in Tränen ausbrach.

Sein Blick irrte in die Runde. »Dr. Malone«, flüsterte er. »Warum helfen Sie uns nicht?«

Dr. Wiseman hatte sich gefangen. Er trat zu seinem jungen Kollegen. »Was geht hier vor, Dr. Malone?«

Der Arzt musterte ihn kühl. »Das wissen Sie nicht?«

Dr. Wiseman ließ sich in einen Sessel sinken. »Ich verstehe inzwischen überhaupt nichts mehr. Meine Patientin Mrs. Montgomery, die vor zehn Tagen noch eine ausgeglichene, gesunde Frau war, ist...« Sein Blick wanderte zu Sally. »Diese

Frau beschuldigt mich unvorstellbarer Dinge. Ich soll Kinder getötet haben. Was hat das zu bedeuten?»

Dr. Malone hatte eines der ausgedruckten Formblätter ergriffen, das auf dem Tisch lag. »Sehen Sie sich das einmal an, Dr. Wiseman.«

»Was ist das?»

»Das sind die Daten der Kinder, von denen Mrs. Montgomery spricht. Sie stammen aus dem Computer des Krankenhauses.«

Dr. Wisemans Züge erstarrten zu einer Grimasse des Ärgers. »Mrs. Montgomery hatte kein Recht, die Daten aus unserem Computer abzurufen.«

»Ich habe sie dazu ermächtigt«, erwiderte Dr. Malone. »Ich war dabei. Es kommt jetzt ohnehin nicht mehr darauf an, wie die Daten aus dem Computer abgerufen wurden. Viel wichtiger ist, was diese Daten bedeuten!«

Dr. Wiseman sah ihn fassungslos an. »Sie werden sich vor Gericht zu verantworten haben«, setzte Dr. Malone nach. »Da ist nicht nur Mrs. Montgomery, die gegen Sie antritt. Sie haben Jim Corliss gegen sich und Sergeant Bronski. Es dürfte Ihnen schwerfallen, eine befriedigende Erklärung für die Todesfälle beizubringen. Sie werden Ihre Zulassung als Arzt verlieren, Dr. Wiseman. Sie werden den Rest Ihres Lebens hinter Gittern verbringen. Was Sie getan haben, kann man nur noch mit Massenmord bezeichnen. Wir alle wissen nicht, warum Sie das getan haben. Aber die Beweise, daß *Sie* der Schuldige sind, liegen hier auf dem Tisch.«

Dr. Wiseman hatte den Bogen ergriffen, den Dr. Malone ihm reichte. »Ich weiß wirklich nicht, wovon Sie sprechen, Dr. Malone«, sagte er kopfschüttelnd.

»Schauen Sie sich aufmerksam diese Unterlagen an«, erwiderte der jüngere Arzt. »Wenn Sie etwas nicht verstehen, kann ich es Ihnen erklären. Ich kenne die Zahlen inzwischen auswendig.«

Dr. Wiseman biß sich auf die Lippen. Mit einer müden Bewegung drehte er den Bogen um und begann die Lektüre.

Auf der anderen Straßenseite war ein grauer Lastwagen vorgefahren. Er parkte 200 Meter von Lucy Corliss' Haus entfernt. Darin saßen zwei Männer. Sie betrachteten das Haus und die davor geparkten Personenwagen durch zwei Ferngläser. Schließlich ließ Ernie Morantz das Glas sinken. »Kein schöner Job«, seufzte er.

»Wieso nicht?« fragte Victor Kaplan.

»Einen neunjährigen Jungen entführen, das ist nicht gerade das, wofür ich mir einen Orden anheften lassen würde.« Morantz schüttelte den Kopf.

»Befehl ist Befehl«, sagte Kaplan.

»Ich habe bisher noch jedem Befehl Folge geleistet«, sagte Morantz. »Bisher ging es immer nur gegen Terroristen und Spione. Jetzt werden wir auf ein Kind angesetzt. Was hat der Junge denn getan? Bomben legt er ja wohl noch nicht mit neun Jahren, oder? Haben fremde Mächte begonnen, die Vereinigten Staaten zu unterminieren, indem sie neunjährige Jungen zu Helfern der Revolution ausbilden? Daß ich nicht lache!«

»Du weißt, wie der Auftrag lautet. Es hat keinen Zweck, drumherum zu reden.«

»Der Auftrag lautet, wir sollen den Jungen da rausholen. Was man uns nicht gesagt hat, daß wir es mit einer ganzen Gruppe von Personen zu tun haben.«

Die beiden Männer gingen an ihre Gucklöcher zurück und legten ihre Ferngläser an. Vor Lucy Corliss' Haus war ein Wagen vorgefahren. Zwei Männer und ein Kind stiegen aus. »Das ist der Junge«, sagte Morantz. »Sieht aus wie ein ganz normales Kind. Hast du eine Ahnung, wer die beiden Männer sind?«

»Yeah«, sagte Kaplan. »Die Sache wird immer schöner. Der eine ist ein Polizist. Und der zweite ist wohl der Vater des Jungen.«

»Dann wollen wir mal«, grunzte Morantz. Er war auf die Sitzbank geklettert, ließ den Motor an und legte den ersten Gang ein. Sie fuhren an dem Haus vorbei. »Wo willst du hin?« fragte Kaplan.

»Wir machen Kaffeepause«, bestimmte Morantz. »Und bei der Gelegenheit wirst du Carmody anrufen und ihm sagen, die Sache gestaltet sich nicht ganz so einfach, wie er dachte. Ursprünglich war davon die Rede, daß der Junge nur von seiner Mutter beaufsichtigt wird. Inzwischen ist ein leibhafter Polizist mit von der Partie. Carmody soll klar sagen, was er will.«

Sie stoppten in der Nähe eines Schnellimbisses, stiegen aus, bestellten sich ein paar Hamburger und zwei Becher Kaffee. Kaplan ging telefonieren. »Ich habe Carmody die Autonummern durchgegeben«, sagte er, als er an den Tisch zurückkam. »Er stellt die Namen der Besitzer fest, dann wissen wir, wer alles im Haus ist. Carmody hat eventuell vor, uns ein paar Mann Verstärkung zu schicken. Wir sollen ihn in einer Viertelstunde wieder anrufen.«

»Scheiße«, sagte Morantz leise. Er sah auf den Strom der Autos hinaus, der sich über die Straße wälzte. »Wenn du mich fragst, wir werden hier verarscht, du und ich. Man schickt uns los wie die Zinnsoldaten. Befehl ist Befehl. Und wie lautet dieser Befehl? Wir sollen ein Kind ertränken, das nichts verbrochen hat. Kommunisten und Spione, jederzeit. Aber ein Kind? Ich will dir mal was sagen. Ich habe nichts gegen Kinder. Ich mag sie sogar. Es geht mir gegen den Strich, daß man uns zumutet, ein Kind umzubringen.«

»Und nun?«

Ernie Morantz zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht, wie wir da wieder rauskommen, Vic. Wahrscheinlich müssen wir abwarten, bis Carmody die Katze aus dem Sack läßt. Ich möchte von ihm wissen, was der Junge denn angestellt haben soll. Wenn er glaubt, ich stürme mit der Maschinenpistole im

Arm in das Haus und schieße die Mutter und einen Polizisten zusammen, damit wir den Jungen rausholen können, dann hat er sich in den Finger geschnitten. Ich glaube nicht, daß ich dazu fähig wäre.«

»Ich bezweifle, ob wir eine andere Wahl haben«, sagte Kaplan düster.

Morantz leerte seinen Becher. Er warf einen Vierteldollar Trinkgeld auf den Tisch. »Wahrscheinlich hast du recht, Vic.« Er seufzte. »Komm, wir wollen Carmody anrufen.«

Drei Minuten später hatten sie Carmody am Apparat. Und Morantz kam der Kaffee hoch.

Dr. Wiseman war kreidebleich geworden. Er legte den Stapel mit den Computerschreibungen auf den Tisch zurück. Er sah Sally fragend an.

»Sie sagen, Sie haben die Daten selbst abgefragt?«

»So ist es«, antwortete Sally.

»Wäre es denkbar, daß es einen Programmierfehler gibt, der dazu führt, daß falsche Ergebnisse ausgedruckt worden sind?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein.«

Er starrte sie an. Er schien um Jahre gealtert. »Ich hatte keine Ahnung, wo die Entwicklung hinführen würde«, flüsterte er. Sein Blick verschwamm. »Sie müssen verstehen, zu Anfang war es so, daß ich keinen Verdacht schöpfen konnte. Dann kamen die ersten Todesfälle. Es ist einem Arzt nicht egal, wenn ein Kind stirbt, wirklich nicht. Wir lernen es, den Tod zu akzeptieren. Aber man gewöhnt sich nicht daran. Es tut immer weh.« Er griff nach der Liste, auf der die Namen der Gruppe 21 ausgedruckt waren. »Meine Kinder«, sagte er leise. »Alles meine Kinder.«

Sally mußte an sich halten, um nicht auf ihn einzuschlagen. »Ihre Kinder, Dr. Wiseman? Julie war nicht Ihr Kind. Sie war mein kleines Mädchen.«

»So habe ich das nicht gemeint...«

»Wie haben Sie es denn gemeint?« kam Sallys Gegenfrage.

»Was tut CHILD, Dr. Wiseman?«

»Mrs. Montgomery, Sie kennen mich seit vielen Jahren. Glauben Sie wirklich, daß ich mich als Komplize für einen Massenmord einspannen ließe?«

Sally blieb kühl. »Die Spur führt zu Ihnen.«

Dr. Wiseman schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nicht, wie das möglich ist. Wirklich nicht, glauben Sie mir.« Er sah zu Dr. Malone hinüber. »Was besagen eigentlich die Analysen der Chromosomen?«

Dr. Malone blätterte im Stapel. Er legte einen Teil der Bögen auf die linke Seite des Tisches. »Keine Besonderheiten«, sagte er nach einer Weile. Er runzelte die Stirn. »Allerdings frage ich mich, wieso überhaupt die Chromosomen aller Kinder untersucht wurden. Warum haben Sie die Anweisung dazu gegeben, Dr. Wiseman?«

»Das habe ich ja gar nicht getan. Ich habe eine solche Anweisung nur in ganz besonderen Fällen gegeben, wenn es medizinisch erforderlich war.«

Dr. Malone schüttelte den Kopf. »Die Schreibung besagt etwas anderes. Hier sind die Resultate der Chromosomenuntersuchungen aller Kinder ausgedruckt. Die ganze Gruppe 21, ohne Ausnahme.«

»Das verstehe ich nicht«, stammelte der alte Arzt.

»Wirklich nicht?« erwiderte Dr. Malone mit schneidender Schärfe. »Es ist der behandelnde Gynäkologe, der solche Untersuchungen veranlaßt, sind wir uns da einig? Man führt die Tests am ungeborenen Kind durch, wenn der Zustand der Frau Probleme bereitet. Aber die Liste beweist, daß es bei den Müttern dieser Gruppe keinerlei Probleme gab. Die Probleme begannen erst nach der Niederkunft. Die Kinder starben, eines nach dem anderen. Warum, Dr. Wiseman? Wenn Sie die Anweisungen zur Untersuchung der Chromosomen nicht gegeben haben, wer dann? Und warum?«

»Sie sind auf der falschen Fährte«, sagte Dr. Wiseman. Seine Augen waren müde und traurig. »Ich wäre gar nicht in der Lage, den Kindern oder ihren Müttern Schaden zuzufügen.«

Die Tür ging auf, Randy, sein Vater und Sergeant Bronski betraten den Raum.

»Ich hab's gefunden«, jubelte Randy. »Ich habe das Internat wiedergefunden.«

Lucy Corliss warf ihrem geschiedenen Mann einen fragenden Blick zu. Der nickte. »Wir sind auf dem Rückweg beim Grundstücksregister vorbeigefahren«, sagte er. »Das

Gelände ist auf den Namen von Paul Randolph eingetragen.«

Dr. Wiseman zuckte zusammen. »Paul Randolph ist der leitende Manager des CHILD-Institutes.«

Sergeant Bronski war an den Tisch getreten. Er sah Dr. Wiseman in die Augen. »Was führt Sie hierher, Dr. Wiseman?«

Es war Dr. Malone, der den Beamten informierte. »Wir wissen allerdings noch nicht, auf welche Weise die Kinder umgebracht wurden«, beschloß er seine Erklärung.

»Könnte man das nicht mittels der Computerdaten herausbekommen?« fragte Sally.

Dr. Malone zuckte die Schultern. »Das hängt unter anderem von Ihrer Geschicklichkeit ab, Mrs. Montgomery. Sie sind die einzige in diesem Kreis, die das verhältnismäßig schnell feststellen könnte.«

Sally wollte ihm antworten, aber Sergeant Bronski kam ihr zuvor, »Ich schlage vor, daß Sie sofort zum Krankenhaus fahren, Mrs. Montgomery. Sie werden aus dem Computer alle Daten abfragen, die zur Aufklärung der Angelegenheit notwendig sind. Dr. Malone wird Sie begleiten. Und Sie ebenfalls, Dr. Wiseman, ist das klar?«

Dr. Wisemans Stimme zitterte, als er antwortete. »Ich will alles tun, was in meiner Macht steht.«

Bronski musterte ihn voller Skepsis. »Das Internat«, sagte er. »Ich werde telefonisch einen Durchsuchungsbefehl für das Haus erwirken.« Er wandte sich zu Lucy Corliss. »Es tut mir leid, aber ich muß den Jungen noch einmal mitnehmen.«

»Nein!«

»Lucy!« Jim war zu ihr getreten. »Es gibt keinen anderen Weg.«

»Es ist nicht notwendig, daß Randy ein zweites Mal mitfährt!« sagte sie stur.

»Es ist nicht so, wie Sie denken, Mrs. Corliss«, sagte Bronski. »Wir haben das Gelände, wo Ihr Sohn versteckt war,

ja noch gar nicht betreten. Ich bin zurückgekommen, um Sie um Ihr Einverständnis zu bitten, daß Randy mit hineingehen darf.«

»Ich verweigere Ihnen dieses Einverständnis«, sagte sie spitz.

Jim hatte sich zu ihr aufs Sofa gesetzt. Er zog sie an sich. »Liebling, du mußt...« Er sah den versteinerten Ausdruck in ihren Augen. »Natürlich kann dich niemand zwingen, deine Erlaubnis zu geben, Lucy. Aber es wäre ziemlich sinnlos, wenn der Sergeant allein hinfährt. Wenn Randy nicht mitkommt, wird er wahrscheinlich nicht einmal einen Durchsuchungsbefehl bekommen. Die Durchsuchung stützt sich ja darauf, daß Randy ihm erklären soll, was in diesem Internat vor sich gegangen ist.«

Lucy war erschöpft, ihr schwirrte der Kopf. Hilfesuchend wandte sie sich zu Sally.

»Ich kann Sie nur zu gut verstehen«, sagte Sally. »Andererseits wäre es wichtig, herauszubekommen, wofür CHILD das Haus dort verwendete.«

Lucy Corliss holte tief Luft und stand auf. »Also gut«, sagte sie. »Randy kann mitfahren.« Sie stand dabei, als Bronski den Richter anrief. Nachdem der Sergeant das Gespräch beendet hatte, trat sie zu ihrem geschiedenen Mann. »Paß gut auf den Jungen auf«, bat sie.

»Das verspreche ich dir.«

Sie streichelte ihm über die Stirn. »Es geht nicht nur um Randy«, sagte sie leise. »Es geht auch um uns. Wir sind uns ganz nahegekommen in den letzten Tagen, und ich möchte, daß das so bleibt. Ich brauche deine Hilfe, Jim.«

»Du kannst dich auf mich verlassen«, sagte er.

Und dann löste sich die kleine Gruppe auf. Dr. Malone packte die Computerblätter in seine Aktentasche zurück. Er und Dr. Wiseman verließen das Haus.

Sally und Steve bestiegen ihren Wagen. Sie würden Jason zu

seiner Großmutter bringen. Dann würden sie zum Krankenhaus fahren, wo Sally dem jungen Arzt bei der Arbeit am Computer behilflich sein wollte.

Sergeant Bronski stand an der Tür. Er winkte Jim und dessen Sohn zu, ihm zu folgen.

Noch bevor sich die Tür hinter ihnen schloß, kam Lucy Corliss angelaufen. »Ich fahre mit«, sagte sie atemlos. »Wenn ich allein im Haus warten soll, werde ich verrückt.«

Er wollte sie von ihrer Idee abbringen. Sie schüttelte den Kopf. »Du kannst mich nicht umstimmen, Jim. Ich muß bei Randy sein. Und bei dir.«

Er mußte lächeln. »Wo ich hingeh, da willst auch du hingehen?«

Sie nickte. »So ist es.«

Langsam durchquerten sie Eastbury. Steve Montgomery saß am Steuer des Wagens. Sally saß auf dem Beifahrersitz, Jason hinten. Er war ungewöhnlich schweigsam, aber seine Eltern waren durch die Ereignisse zu sehr in Anspruch genommen, als daß ihnen die Veränderung im Verhalten ihres Sohnes aufgefallen wäre.

Es war Steve, der schließlich das Schweigen brach. »Es tut mir leid, Sally.«

Sie fuhr aus ihren Träumen hoch. »Hast du etwas gesagt, Liebling?«

»Ich möchte mich entschuldigen«, sagte Steve. »Ich habe zu Anfang geglaubt... Du weißt schon, was ich sagen will. Zunächst war die Sache so verworren, daß ich mir gar nicht vorstellen konnte, wie du...« Er verstummte. Er hatte sich vergaloppiert.

»Es *ist* auch schwierig, sich das vorzustellen«, sagte Sally ruhig. Sie hatte über die Worte nachgedacht, die Dr. Malone gesagt hatte. Die genetischen Anlagen der Kinder waren beeinflußt worden. Der Junge, der hinter ihnen auf dem Rücksitz saß, war kein Mensch. Er war ein Mutant.

Jason war kein achtjähriges Kind. Er war nicht entstanden aus der Liebe, die sie und ihr Mann füreinander verspürt hatten.

Ein Mutant.

Anders. Fremdartig. Ein unbekanntes Wesen.

Plötzlich fielen ihr die Artikel ein, die sie in den medizinischen Fachzeitschriften gelesen hatte. Beeinflussung von Erbanlagen, Gen-Ketten. Mutationen. Eine neue Wissenschaft hatte sich aus der Erbforschung herausgeschält. Eine Wissenschaft, die Hilfe versprach für jene Probleme, die den Menschen seit Urzeiten zu schaffen machten.

Welche Nebenwirkungen die Mutationen verursachen würden, das kümmerte die Wissenschaftler wenig. Sally Montgomery spürte, wie sie eine stille Verzweiflung überkam. War man auf dem Weg in eine wunderschöne neue Welt? Oder würden die Menschen jetzt den Mutanten Platz machen? Welches war der verborgene Zweck, für den die Mutanten entwickelt wurden?

Sie wußte es nicht. Und sie hatte Zweifel, ob sie es je erfahren würde. Was Jason betraf, so hatte ihm niemand Schaden zufügen wollen. Der Junge war das Ergebnis eines Experimentes. Nicht mehr, nicht weniger.

Der Gedanke ließ ihren Herzschlag stocken. Sie wandte sich um und betrachtete ihren Sohn, der mit seinen Fingern spielte. Sie streichelte ihm die Wange. Erschrocken wich er zurück.

»Warum bringt ihr mich zu Großmutter?« fragte er.

»Das ist doch nur für ein paar Stunden«, sagte sie.

»Ich wäre lieber bei Mrs. Corliss geblieben. Dann hätte ich mit Randy spielen können, wenn er zurückkommt.«

Randy.

Jason und Randy.

Wie lange waren die beiden schon Freunde? Hatte Jason überhaupt Freunde außer Randy?

Gedankensplitter. Plötzlich fügten sich die Steinchen zu einem Bild zusammen.

Beides waren Mutanten. Deshalb waren sie Freunde.

Wußten sie, daß sie Mutanten waren? Kannten sie überhaupt den Unterschied zwischen Menschen und Mutanten?

Sie wandte sich nach vorn.

Er sieht aus wie ein ganz normales Kind, dachte sie. Jason war seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. Blaue Augen, blondes Haar. Der energische Zug um den Mund. Begeisterungsfähig, oft auch stur.

Und doch war er nicht ihr Sohn.

Mein Gott, was haben sie mit Jason gemacht? Was haben sie mit mir gemacht? Sie tastete nach der Hand ihres Mannes.

»Steve?«

Er beugte sich zu ihr und erwiderte den Druck ihrer Hand.

»Liebling?«

»Ich habe Angst, Steve. Du mußt uns beschützen, hörst du! Beschütze uns, was auch kommt, den Jungen und mich.«

»Mach dir keine Sorgen«, sagte er. »Ich lasse euch nicht im Stich.«

Ob er sein Versprechen halten konnte? Sally schämte sich ihrer Zweifel. So viele Fragen gab es in ihrem Herzen. Und so wenig Antworten.

Steve dachte über das Streitgespräch nach, das Dr. Malone und Dr. Wiseman miteinander geführt hatten. Gab es wirklich so etwas wie eine Verschwörung gewissenloser Wissenschaftler, die am Erbgut ungeborener Kinder herumlaborierten? Das war höchst unwahrscheinlich. Wenn seine kleine Julie gestorben war, dann lag das wohl eher am defekten Erbgut des Vaters. Oder an einem Gen-Defekt bei Sally.

Das CHILD-Institut hatte diese Gen-Schwäche aufgespürt, deshalb wurden die Kinder bestimmter Familien ohne Wissen der Eltern beobachtet. Man war bemüht, bestimmte Fehlentwicklungen zu korrigieren. Eine gute Sache. Mediziner, die ihren Auftrag wahrnahmen.

Es gab also nichts, wovon er Sally und Jason beschützen mußte.

Er würde mit der Erkenntnis zu leben haben, daß er Träger kranken Erbguts war. Julie war tot. Wahrscheinlich war das seine Schuld.

Und Jason? Der Junge war nie krank gewesen. Ein perfektes Kind. Die Art von Nachwuchs, von der er immer geträumt hatte.

Sie waren vor dem Haus seiner Schwiegermutter angekommen. Er hielt. Jason ist gesund, dachte er. Und ich bin sein Vater.

Es war ein gutes Gefühl.

Sie standen vor dem Computer in Dr. Malones Büro. Der Kreis begann sich zu schließen.

Sechshundvierzig Frauen.

Keine dieser Frauen hatte ein Kind gewollt.

Alle waren schwanger geworden.

Und das trotz der Spirale zur Empfängnisverhütung, die Dr. Wiseman, der betreuende Gynäkologe, ihnen eingesetzt hatte.

Die Krankengeschichten der Frauen wiesen weiter aus, daß Dr. Wiseman zur Vorbeugung gegen mögliche Allergien Bicalcioglythemin verordnet hatte.

»Was ist das für ein Präparat?« fragte Dr. Malone.

»BCG? Ein Medikament, daß der Abstoßung der Spirale entgegenwirkt«, erwiderte Dr. Wiseman.

»Nie gehört«, sagte Dr. Malone. »Wer stellt das Zeug her?«

»Die Firma PharMax.«

Dr. Malone pffte durch die Zähne. Der Ältere sah ihn erstaunt an. »Ich sehe da keinen Grund zum Mißtrauen. Ich verordne das Präparat seit zehn Jahren.«

»Und seit zehn Jahren gibt es die mysteriösen Todesfälle, die den ganzen Wirbel ausgelöst haben.«

»Ich sehe keinen Zusammenhang.«

»Nein. Dabei ist es doch ganz klar. Die Firma PharMax ist

eines der Unternehmen, die CHILD unterstützen. Außerdem Gründungsmitglied des Instituts. Ist die Verbindung direkt genug?«

Dr. Wiseman schwieg.

»Was mich mißtrauisch macht, ich habe noch nie von diesem Medikament gehört.«

»Die Erklärung dafür ist sehr einfach. Sie sind kein Gynäkologe.«

»Aber ich lese Fachzeitschriften. Vor allem unterhalte ich mich ausführlich mit den Ärztebesuchern. Bob Pender hat nie etwas von BCG erwähnt.«

Dr. Wiseman wurde ärgerlich. »Warum sollte er auch? Das Mittel ist nur in der Gynäkologie zu verwenden. Was die Wirkungsweise angeht, BCG ist nichts als ein Antiseptikum, zugleich ein Beruhigungsmittel.«

»Mag sein«, gab Dr. Malone zurück. »Sicher bin ich erst, wenn mir die Analyse des Präparats vorliegt.«

Der Ältere starrte ihn feindselig an. »Was wollen Sie eigentlich, Dr. Malone?«

»Ich will herausfinden, womit Sie diese Frauen behandelt haben, Dr. Wiseman. Die Sache ist wichtig genug. Sechsvierzig Frauen, die trotz Spirale schwanger wurden. Die meisten Kinder sind inzwischen gestorben.« Er tippte auf den Stapel bedruckter Blätter, der auf dem Schreibtisch lag. »Wissen Sie, was das Interessanteste an dieser Schreibung ist? Die Daten, wann Ihre Behandlung mit BCG begann. Immer zeitgleich mit der Einsetzung der Spirale. Die Gene sind durch chemische Einwirkung verändert worden. Durch BCG. Ob mit Absicht oder ohne.«

»Eine Gen-Veränderung im Fötus?«

»Schon vorher, Dr. Wiseman. Im Ei.«

Der alte Arzt spürte, wie die Furcht sein Herz umkrallte. Die Furcht und die Erinnerung.

Wie viele Frauen hatte er mit BCG behandelt? Einmal

monatlich war die Salbe bei jeder Frau verwendet worden. Der eigentliche Zweck war in keinem Fall erreicht worden. Alle Frauen hatten die Spirale abgestoßen. Welche Wirkung hatte BCG?

Die Thalidomide fielen ihm ein. Schmerzmittel.

Von Ärzten auf der ganzen Welt wurden diese Mittel verschrieben. Und das, obwohl sie nie in größerem Umfang getestet worden waren. Die Ärzte hatten diese Mittel sogar schwangeren Frauen verordnet. Die Folge waren mißgebildete Kinder gewesen.

BCG. Fluch oder Segen? Was hatte die Substanz bewirkt? Welcher Schaden war angerichtet worden?

»Ich werde eine chemische Analyse des Mittels machen«, sagte er. »Ich kann nicht glauben, daß BCG...« Er ließ den Satz unvollendet. »Ich gehe ins Labor.«

Er ließ Dr. Malone beim Computer zurück und begab sich in seine Behandlungsräume. Er durchquerte das Sprechzimmer. Sekunden später stand er im Labor. Er griff ins Regal, wo der Tiegel mit BCG stand.

Das Regal war leer. Der Tiegel war verschwunden. Er ging zum Telefon und nahm den Hörer ab. Die Assistentin meldete sich.

»Hat heute vormittag irgend jemand mein Labor betreten?«

»Lassen Sie mich nachdenken, Dr. Wiseman. Jawohl. Mr. Pender von der Firma PharMax ist hier gewesen. Er wollte ein Inventar der PharMax-Präparate aufnehmen, die Sie verwenden. Ich habe ihm Zugang zum Labor gewährt, wie beim letzten Mal.«

Dr. Wiseman war es, als hätte er einen Stich ins Herz erhalten. »Ich verstehe«, sagte er. »Danke.«

Seine Helferin hatte die Veränderung im Tonfall bemerkt. »Hätte ich Mr. Pender nicht ins Labor lassen dürfen?« fragte sie besorgt. »Er macht diese Aufstellungen doch seit vielen Jahren.«

»Das geht schon in Ordnung, Charlene«, sagte Dr. Wiseman. Er legte den Hörer auf die Gabel zurück. Langsam ging er zu Dr. Malone zurück.

»Ich kann keine Analyse machen«, sagte er leise.

»Und warum nicht?«

»Mr. Pender von der Firma PharMax ist heute vormittag im Labor gewesen. Er wollte das Inventar der PharMax-Präparate aufnehmen. Der Tiegel BCG ist fort.«

»Dann werden wir das Präparat eben neu bestellen«, sagte Dr. Malone. Er ging zum Telefon und bat das Mädchen in der Vermittlung, ihn mit der Verkaufsabteilung der Firma PharMax zu verbinden.

Wenig später kam das Gespräch. »BCG? Würden Sie mir das bitte buchstabieren? Ich kenne das Präparat nicht.«

Dr. Malone dachte nach. Anstatt dem Mann eine lange Erklärung zu geben, war es wohl einfacher, wenn Dr. Wiseman mit ihm sprach. Er reichte den Hörer an den alten Arzt weiter.

»Dr. Wiseman, Eastbury Community Hospital. Ich brauche einen Tiegel BCG. *Bicalcioglythemin*! Zwölf Unzen, die übliche Menge.«

Der Mann am anderen Ende schwieg. Dr. Wiseman hörte, wie die Seiten eines Katalogs umgeblättert wurden. Dann kam die Stimme wieder näher. »Sind Sie sicher, daß Sie mit der richtigen Firma verbunden sind, Dr. Wiseman? Hier ist PharMax.«

»Ganz recht. Ich will mit PharMax sprechen. Und ich möchte BCG bestellen. Ich beziehe das Präparat seit zehn Jahren von Ihnen.«

»Sie sagen, Sie rufen vom Eastbury Community Hospital an?«

»Jawohl.«

»Warten Sie einen Augenblick.«

Zwei Minuten verstrichen.

»Es tut mir leid, Dr. Wiseman, aber unsere Firma stellt kein

Präparat namens Bicalcioglythemin oder BCG her. Auch in der Vergangenheit ist kein solches Produkt hergestellt worden. Ich habe unseren Computer abgefragt. Sie haben zu keinem Zeitpunkt von uns ein solches Präparat bezogen. Es gibt keinerlei Lieferscheine dafür und natürlich auch keine Rechnungen. Es muß sich bei Ihrer Anfrage um einen Irrtum handeln. Wahrscheinlich haben Sie das Präparat bei einer anderen Firma bezogen.«

»Ich verstehe«, flüsterte Dr. Wiseman. Er zitterte am ganzen Körper, als er auflegte.

»Wir brauchen keine Analyse, Dr. Malone«, sagte er. »Ich weiß, woraus BCG besteht. Das Präparat enthält Nucleotiden, als Basis Kalzium, außerdem ein Bindemittel.«

Das Telefon klingelte. Dr. Malone nahm ab. »Für Sie.«

Dr. Wiseman ergriff den Hörer. Seine Sprechstundenhilfe meldete sich. Nach einer kurzen Unterhaltung legte er wieder auf. Er hielt den Blick gesenkt. »Sally Montgomery und ihr Mann sind da«, sagte er leise. »Würden Sie mir die Unterredung mit den beiden abnehmen? Ich bin jetzt nicht in der Verfassung, um dem Ehepaar die nötigen Erklärungen zu geben. Ich muß erst einmal nachdenken.«

Dr. Malone war unterwegs zur Tür. Auf der Schwelle angekommen, blieb er stehen. »Dr. Wiseman«, sagte er, »haben Sie BCG vielleicht selbst zubereitet?«

Der alte Arzt starrte ihn entgeistert an. »Ich? Was sagen Sie da, Dr. Malone!«

»Es wird Ihnen kaum jemand abnehmen, daß Sie BCG von der Firma PharMax bezogen haben. Offen gesagt, nicht einmal ich nehme Ihnen das ab.«

Jim Corliss deutete auf die Kette, die quer über die Zufahrt zum Internatsgebäude gespannt war. »Wir sollten den Wagen vielleicht besser draußen stehen lassen und zu Fuß hineingehen«, sagte er. »Nein«, sagte Sergeant Bronski. »Ich brauche den Wagen möglichst nah am Haus.« Sie stiegen aus. Bronski öffnete den Kofferraum und holte eine Drahtschere hervor. »Damit habe ich noch jede Kette kleingekriegt«, sagte er. Er durchtrennte das Hindernis, ebenso die zweite Kette, die den Querbalken am inneren Tor sicherte. Dann öffnete er mit Hilfe eines Brecheisens das Kästchen, in dem sich die Elektronik der Öffnungsautomatik befand. Das Tor rollte zur Seite. Er legte das Werkzeug in den Kofferraum zurück und schloß die Haube. »Die Haustür wird wohl keine nennenswerten Schwierigkeiten bieten.«

Sie fuhren das kurze Wegstück entlang. An der Rückseite des Gebäudes angekommen, hielt der Sergeant den Wagen an. Er stieg aus, Jim Corliss folgte ihm. Sie öffneten Lucy und Randy die Türen.

Der Sergeant ging voran. Er schlug mit der Faust an die Hintertür des Gebäudes. Drinnen rührte sich nichts. Sie gingen um das Haus herum und wiederholten die Prozedur an der Vordertür. Nichts.

»Niemand drin«, stellte Lucy Corliss fest. »Die haben sich dünn gemacht.«

»Wir werden nachsehen«, sagte Bronski. Er trat ein paar Schritte zurück und sah zu den vergitterten Fenstern hinauf. Randy folgte seinem Blick. »Es gab keine Fluchtmöglichkeit aus den Zimmern«, sagte er. »Und die Treppe zum Erdgeschoß wurde Tag und Nacht überwacht.«

Sergeant Bronski nickte. Er ging auf die Vordertür zu, nahm seine Pistole aus dem Halfter und benutzte den Knauf, um die Türfüllung einzuschlagen. Nachdem ein tellergroßes Loch

entstanden war, griff er durch die Öffnung und betätigte den Innenknauf. Er sah Randy und kniff die Augen zusammen. »Wie im Gangsterfilm«, frotzelte er.

Knarrend öffnete sich die Tür. Sie gingen hinein. »Da vorn, das ist der Speisesaal«, sagte Randy. »Gleich dahinter ist die Küche. Außerdem gibt's im Erdgeschoß noch ein Spielzimmer. Das übrige sind Büros.« Er wollte losrennen. Sergeant Bronski hielt ihn zurück.

»Ich gehe vor.«

»Es ist doch niemand mehr da.«

»Trotzdem.« Die vier durchquerten den Raum. Vor der Treppe, die zum ersten Stock hochführte, blieben sie stehen.

»Wo geht's da hin?« fragte Bronski.

»Zu den Schlafräumen«, sagte Randy. »Soll ich Ihnen zeigen, wo ich geschlafen habe?«

»Ja, tu das.«

Sie eilten die Treppe hinauf. Auf dem obersten Treppenabsatz befand sich ein Tisch, davor ein Stuhl. Von hier konnte man sowohl die Türen der Schlafräume als auch die Treppe in ihrer gesamten Länge überblicken. Sie gingen den Flur entlang. Vor der dritten Tür blieb Randy stehen.

»Hier hat Eric geschlafen«, sagte er.

»Was für ein Eric?«

»Eric Carter. Er hat mir erzählt, er käme aus Kalifornien.«

Bronski dachte nach. Ein grimmiges Nicken. Eric Carter. Die Kollegen in San Jose hatten den Jungen als vermißt gemeldet. Ob Randy in den Computerlisten herumgestöbert hatte?

»Randy, hast du dir die Computerlisten angesehen, die Dr. Malone gestern zu euch gebracht hat?«

Randy schüttelte den Kopf.

»Wirklich nicht?«

»Wirklich nicht. Das waren doch sowieso nur Zahlen.«

»Nun gut. Du hast gesagt, das *war* Erics Raum. *Ist* es denn

nicht mehr sein Raum?»

»Eric ist gestorben«, sagte Randy. Er sah, wie seine Mutter zusammenzuckte. »Deshalb bin ich ja weggelaufen. Als Eric starb, habe ich es mit der Angst zu tun bekommen.«

»Kann ich gut verstehen«, brummte Sergeant Bronski. »Und jetzt zeig uns einmal, wie du aus dem Haus gekommen bist.«

Randy ging voran. Er führte die drei auf den Dachboden und deutete auf die Luke. Sie stand noch offen. Die Aluminiumleiter war angelehnt. »Dort bin ich rausgeklettert. Und dann bin ich auf den Baum rübergestiegen. Es war ganz leicht.«

Sergeant Bronski nickte. Was er hier vorfand, entsprach in jedem Punkt der Schilderung, die das Kind unmittelbar nach seiner Rückkehr gegeben hatte. »Gehen wir wieder runter«, sagte er.

Sie besichtigten die Krankenzimmer. Und dann zeigte ihnen Randy das Zimmer, wo Peter Williams tagelang bewußtlos gelegen hatte.

»Und was ist dort?« fragte Sergeant Bronski. Er deutete auf eine kleine Tür.

Randy war ratlos. »Keine Ahnung. Dort haben sie uns nie hineingelassen.«

»Dann wollen wir uns den Raum einmal ansehen«, sagte Bronski. Er öffnete die Tür. Sie betraten das Laboratorium.

Morantz und Kaplan duckten sich in den Schatten der Büsche. Der Junge war das Ziel. Das hatte die Zentrale bestätigt. Und deshalb waren sie dem Wagen gefolgt, in dem Randy Corliss saß. Die Verfolgung hatte keinerlei Probleme bereitet. Sobald der Wagen das Stadtgebiet verlassen hatte, wurde klar, daß die Fahrt zum Internat ging. Morantz und Kaplan kannten die Strecke.

Morantz bog einen Zweig zur Seite. »Ich kann den Wagen sehen«, sagte er. Obwohl sie über hundert Meter entfernt

waren, sprach er im Flüsterton.

»Wir schleichen uns am besten im Schutz der Garagen an«, sagte Kaplan. Seine Hand umkrallte den Leinensack. »Selbst wenn sie eine Wache ans Fenster gestellt haben, können sie uns zwischen den Garagen und dem Waldstück nicht sehen.« Fünf Minuten später waren sie im düsteren Schatten des Garagentraktes angelangt. Kaplan öffnete den Leinensack.

Er nahm ein Kästchen von der Größe einer Zigarrenschachtel heraus. Eine Anzahl von Magneten wurde sichtbar. Er betrachtete den Draht, der in die Gelignitmasse eingebettet war, checkte den Empfänger und den Zünder. Dann schloß er das Kästchen.

»Siehst du was?«

Morantz setzte den Feldstecher ab. Er schüttelte den Kopf. »Wenn sie überhaupt noch im Gebäude sind, dann im vorderen Bereich. Worauf wartest du noch?«

Kaplan nickte. Er lief, jeden Busch und Baum als Deckung ausnutzend, über die kleine Freifläche zwischen Garagentrakt und Hauptgebäude. Neben Bronskis Wagen angekommen, prüfte er die Türen und Kofferraum. Verschlossen. Er kniete sich neben das rechte Hinterrad. Schon nach wenigen Sekunden hatte er die Stelle gefunden, die er suchte. Ein sanftes Klicken bestätigte ihm, daß sich die Magneten am Tank festgesaugt hatten.

Er lief zum Garagenplatz zurück. Und dann waren Kaplan und Morantz im Schutz des nahen Waldes verschwunden. Der Rest des Jobs war einfach. Sie brauchten nur in ihrem Lastwagen zu sitzen und abzuwarten.

Lucy Corliss sah sich im Laboratorium um. Ihr Blick fiel auf die geöffneten Schubladen. Es gab eine lange Theke mit Geräten, deren Funktion keiner der vier erahnte.

»Ein schönes Durcheinander«, stellte sie fest.

»Die haben ihre Papiere zusammengepackt und sind Hals

über Kopf verschwunden«, war Bronskis Kommentar.

»Was den Schluß zuläßt, daß die Regierung dahintersteckt«, sagte Jim Corliss. »Vor allen Dingen nichts Schriftliches zurücklassen. Ich verstehe trotzdem nicht, was die ganze Geheimniskrämerei soll. Wenn das Institut hier wirklich wissenschaftliche Studien betrieben hat, dann braucht das Personal doch nicht bei Nacht und Nebel zu verschwinden.«

Bronski grinste. »Machen wir uns doch nichts vor, Mr. Corliss. Dies war kein normales Forschungsinstitut. Diese Leute haben Kinder entführt und gefangengehalten. Wenn man Randy glauben kann, und ich glaube ihm, dann sind einige dieser Kinder getötet worden.« Er trat an die Türschwelle zum Nebenraum und betrachtete Randy, der zum Fenster hinaussah. Dann kehrte er zu Jim Corliss zurück. »Der Junge sagt, er hat keinen Krankenwagen gesehen«, flüsterte er. »Ich vermute, daß die Leichen irgendwo auf dem Gelände versteckt sind. Schauen wir uns doch einmal an, was hinter diesem Vorhang verborgen ist.«

Er zog den Vorhang zur Seite. Ein aufrechtstehender Metallzylinder von der Größe eines erwachsenen Menschen kam zum Vorschein. Randy war ins Laboratorium zurückgekehrt. »Ist das eine eiserne Lunge?« fragte er.

Sergeant Bronski schüttelte den Kopf. »Sieht nicht so aus.«

»Was ist es denn dann?« fragte Lucy, zu dem Beamten gewandt.

»Vermutlich eine Unterdruckkammer«, sagte Bronski düster. Er und Lucy Corliss tauschten einen raschen Blick. Sie zog ihren kleinen Sohn an sich.

»Warte auf uns im Mittelgang«, sagte sie. »Wir kommen gleich nach.« Sie sah ihm nach, wie seine kleine Gestalt von der Finsternis des Korridors aufgenommen wurde. Sie wandte sich zu Sergeant Bronski. »Was ist das?«

Er schluckte. »Eine Unterdruckkammer, wie sie in den Tierheimen Verwendung findet.«

Sie verstand nicht und wollte nicht verstehen. Hilfesuchend sah sie Jim an.

Der kniff die Lippen zusammen. »Damit töten sie die Welpen.«

Sie war kreidebleich geworden. »Mein Gott! Wollen Sie damit sagen, sie haben die Unterdruckkammer benutzt, um...«

»So sieht es aus«, erwiderte Bronski. Er sah sich im Raum um. Dann ging er auf eine Stahlblende zu, die in halber Höhe angebracht war. Er betätigte den Griff. Eine Tür, dick wie eine Bibel, schwang auf.

Bronski nickte. »Hier haben sie die Leichen verbrannt«, sagte er. Er berührte die Innenseite der Tür mit dem Handrücken. Sie war noch warm. Er warf einen Blick in die Brennkammer. Roste. Eine Anordnung von Düsen. Asche war keine zu sehen.

Er zog seine Taschenlampe hervor und ließ den Kegel über die Roste gleiten. Zwischen zwei Stäben wurde ein schwärzlicher Klumpen sichtbar. Bronski nahm eine kleine Plastiktüte aus der Tasche, ergriff den Klumpen mit zwei Fingern, löste ihn von dem Rost und ließ ihn in die Tüte plumpsen. Er versiegelte die Tüte und steckte sie in die Tasche zurück.

»Gehen wir«, sagte er. »Mir reicht's. Was sonst noch zu tun ist, soll die Spurensicherung machen. Ich bin sicher, sie werden jede Menge Beweise vorfinden. Fingerabdrücke. Weiß Gott, was sonst noch. Die Burschen werden jeden Quadratmeter des Geländes durchpflügen.« Er starrte in die Brennkammer. »Die haben den Ofen gesäubert, aber sie haben ihn nicht gut genug gesäubert.« Er grinste. »Sie hatten keine Zeit mehr, die Spuren ihrer Verbrechen zu beseitigen. Es muß ihnen plötzlich sehr brenzlich unter den Füßen geworden sein. Dieser Tatsache haben wir wohl auch zu verdanken, daß Randy noch lebt. Ich wette, die haben sich gar nicht erst mit seiner Verfolgung aufgehalten. Sie haben einfach ihre Sachen zusammengepackt

und sind verschwunden.«

Sie gingen zum Hinterausgang. Bronski zog die Tür ins Schloß. Wenig später saßen sie alle vier wieder im Wagen. Er startete. Sie fuhren den Weg entlang. Nachdem sie die Tore passiert hatten, bog der Sergeant auf die Asphaltstraße ein.

»Wie geht's weiter?« fragte Jim Corliss.

»Sobald wir nahe genug an Eastbury heran sind, werde ich Funkkontakt mit dem Revier aufnehmen«, sagte Bronski. »Ich werde veranlassen, daß sie sofort die Spurensicherung in Bewegung setzen. Wenn das läuft, möchte ich ein paar Worte mit Paul Randolph sprechen.« Er hatte Lucys fragenden Blick im Rückspiegel bemerkt. »Sie haben richtig verstanden, Mrs. Corliss. *Ich*. Sie und Ihr Mann sind jetzt raus aus der Sache. Das weitere ist Sache der Polizei.« Er hob den Kopf und blinzelte. Er hatte im Rückspiegel die Umrisse eines grauen Lastwagens erkannt, der von einem Seitenweg auf die Hauptstraße einbog. »Werden wir verfolgt?« fragte Jim Corliss.

Bronski betrachtete den Wagen, der kleiner zu werden begann. »Nein«, sagte er. »Einen Augenblick lang hatte ich den Eindruck. Aber ich habe mich geirrt.«

Er trat aufs Gas. Ein unangenehmes Gefühl hatte von ihm Besitz ergriffen.

Der Polizei wagen war in der Kurve verschwunden. Morantz beugte sich zu Kaplan. »Noch zehn Sekunden«, flüsterte er.

Bronski grübelte. Ein grauer Lastwagen. Irgendwo kam ihm, das Gefährt bekannt vor. Aber ihm wollte nicht einfallen, wo er das Ding schon mal gesehen hatte.

Jedenfalls war es nicht lange her.

Heute? Ja, dachte er. Heute morgen war es gewesen.

Aber wo? Warum kann ich mich an so etwas Wichtiges nicht erinnern? Vor seinem geistigen Auge erschien Lucy Corliss' Haus. Die geparkten Fahrzeuge. Ganz richtig. Da hatte ein

grauer Lastwagen gestanden.

Der gleiche, den er soeben im Rückspiegel gesehen hatte?

Wenn es der gleiche war, dann wurden sie verfolgt.

Der Wagen war allerdings in der Gegenrichtung davongefahren. Warum?

Die Antwort war. leicht. Weil der Mann, der den Lastwagen lenkte, bereits wußte, was er auskundschaften wollte. Weil...

»Verdammt!« schrie er. Er trat mit voller Wucht auf die Bremse, der Wagen geriet ins Schleudern. »Raus aus dem Wagen! Sofort! Alle raus!«

Er steuerte das schleudernde Fahrzeug auf die Böschung zu und griff nach der Türklinke. Hoffentlich...

Mit einem ohrenbetäubenden Donnern explodierte die Ladung, die am Tank befestigt worden war. Sekunden später stand der Wagen in Flammen.

Sergeant Bronski war sofort tot. Er war aus dem Wagen geschleudert worden und hatte sich beim Aufprall auf einem Baum das Genick gebrochen.

Jim Corliss war mit den Füßen unter dem Armaturenbrett eingeklemmt worden. Der Gestank brennenden Gummis stieg ihm in die Nase. Vergeblich versuchte er, sich von dem Plastikbügel, der seine Schenkel auf den Sitz preßte, zu befreien. »Randy! Lucy!« Er ruderte mit den Armen. Nichts. Sehen konnte er weder seine Frau noch den Jungen, der Qualm erfüllte das Wageninnere. Dann waren die Flammen da. Glühend heiße Luft strömte in seine Lungen. Er wußte jetzt, daß er das Inferno nicht überleben würde.

Als der Wagen ins Schleudern geriet, hatte sich Lucy über ihren Sohn geworfen. Jetzt ist alles zu Ende, dachte sie. Sie begann zu schreien.

Das Fahrzeug hatte sich überschlagen, es landete auf dem Wagendach. »Mutter!« schrie Randy. »Laß mich los!«

Sie hörte ihn nicht. Sie wußte nur, daß sie ihren Sohn vor den Flammen schützen mußte.

Jim, dachte sie. Er muß uns helfen. »Hilfe!« schrie sie. Erst als sie heiser wurde, bemerkte sie, das Randy verschwunden war. Sie beugte sich vor und gewahrte seine Gestalt in der Lücke zwischen den beiden Vordersitzen. Als sich ihre Hand um seinen Fuß schloß, zuckte er zusammen. Er sah sich um.

Eine Halluzination, dachte sie. Ihre Hand wurde vom Feuer zerfressen. Randys Fuß blieb unversehrt. Es war, als ob das Feuer ihm nichts anhaben könnte. Dann hörte sie seine Stimme und wußte, daß es keine Halluzination war.

»Laß mich los, Mutter«, schrie er. »Ich werde nicht sterben. Ich *kann* nicht sterben.« Sie war jetzt so entkräftet, daß sie sein Bein freigab.

Während Randy unter dem lodernden Vordersitz wegkroch, glitt seine Mutter ins Koma hinüber. Ihr Sohn hatte das Seitenfenster erreicht. Der Rauch stieg ihm in die Augen. Und dann sah Randy die Gestalt, deren Oberkörper von der Wagendecke herunterhing.

Sein Vater.

Der Kopf war klar zu erkennen. Und der Mund, der sich bewegte. Randy schauderte. Er kroch weiter. Der Fahrersitz war leer, Bronski verschwunden. Die Fahrertür war halb geöffnet.

Er warf einen Blick auf seinen Vater. Dann wurde es so heiß, daß er keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. Er ließ sich in die Lücke fallen, die sich zwischen Wagendach und Tür auftat.

Mit einem dumpfen Geräusch kam sein Körper auf dem Boden auf. Instinktiv rollte er sich zur Seite, bis er eine Stelle erreicht hatte, die etwas höher lag und aus diesem Grunde von dem auslaufenden Benzin verschont geblieben war.

Er sprang auch. Keuchend lief er auf den Wald zu. Als er sich umblickte, sah er seinen Vater, dessen Züge vom Todeskampf entstellt waren. Er hastete weiter. Als er am Waldrand ankam, brach er zusammen.

Es wurde dunkel um ihn. Und dann fühlte er gar nichts mehr.

Er war bewußtlos. Und trotzdem wirkte die genetische Programmierung, die ihm von Dr. Hamlin mitgegeben worden war. Die Brandblasen glätteten sich. Die Schwären auf dem Rücken zerschmolzen, um neues, gesundes Gewebe zu bilden.

Morantz und Kaplan hatten ihre Fahrt verlangsamt, als sie den Donner der Explosion vernahmen. Kaplan nickte zufrieden. »Das war's dann wohl. Wieviel Zeit haben wir?«

»Alle Zeit der Welt«, sagte Morantz. »Es ist unwahrscheinlich, daß Bronski als Gespenst hinter uns hergefahren kommt.«

»Haben wir sauber hingekriegt.«

Morantz musterte ihn voller Verachtung. »Wir haben gerade vier Menschen getötet, darunter eine Frau und ein Kind. Es kotzt mich an, wenn du so darüber sprichst.« Er schwieg eine Weile. »Weißt du was?« sagte er, nachdem er den Wagen wieder beschleunigt hatte. »Wenn das alles vorbei ist, mache ich Fliege.«

Kaplan quittierte die Bemerkung mit einem breiten Grinsen. »Das höre ich öfter von dir. Ich höre es eigentlich bei jedem Job von dir.«

Sie hatten auf der Straße gewendet. Als sie an der Einfahrt zum Internat ankamen, trat Morantz auf die Bremse. Er stieg aus, öffnete das Tor und kam in den Wagen zurück. Sie fuhren auf das Hauptgebäude zu. Morantz parkte den Wagen hinter dem Haus. »Beeilen wir uns«, sagte er. »Bis zwölf muß alles erledigt sein.«

Sie luden ihr Gerät aus und trugen es ins Haus. Als die Sprengladungen befestigt waren, rieb sich Morantz über das Kinn. »Ich weiß nicht, was sie sich davon versprechen. Okay, okay, wir werden das Gebäude in Schutt und Asche legen. Daß die ganze Sache oberfaul war, ist jedem Eingeweihten trotzdem klar. Und der Brand ist dabei das i-Tüpfelchen. Er beweist, daß Profis am Werk waren. Nämlich wir.«

»Meinst du, daß sich überhaupt jemand um den Brand

kümmern wird? Wir sind hier mitten in der Wildnis.«

»Du bist richtig lustig. Man hört eine solche Explosion auf mehrere Kilometer. Die Leute werden in Scharen hierher strömen, um sich das Feuerwerk anzusehen. Unter anderem die Polizei. Wenn die Beamten ihr Geld wert sind, müßten sie innerhalb von fünf Minuten wissen, was gespielt wurde.«

Das Befestigen der Sprengsätze und das Verlegen der Zündkabel hatte eine halbe Stunde gedauert. Es war Morantz, der die letzten Kontakte verlegte. Er hielt die Uhr in der Hand, die durch ein Spiralkabel mit dem Zündmechanismus verbunden war. »Fünf Stunden?«

Kaplan sah ihn düster an. »Warum so lange? Was ist, wenn die Polizei schon heute nachmittag kommt?«

»Das ist sehr unwahrscheinlich«, belehrte ihn Morantz. »Die werden sich als erstes um das verbrannte Auto und die Identifizierung der Insassen kümmern. Du weißt doch, der Mensch steht im Mittelpunkt.«

Sie verließen das Gebäude. Morantz öffnete die Ladeklappe und nahm ein Schild heraus. Sie bestiegen das Führerhaus, er hielt das Schild auf seinen Knien, während er auf das Tor zufuhr. Nachdem sie die äußere Umfriedung passiert hatten, hielt er den Wagen an und stieg aus. Er befestigte das Schild an der Kette.

LEBENSGEFAHR
DIESES GELÄNDE STEHT UNTER QUARANTÄNE! DIE REGIERUNG DER
VEREINIGTEN STAATEN V. AMERIKA

Unterhalb der dicken Lettern der ersten drei Zeilen gab es einen enggeschriebenen Schriftblock, in dem auf die Strafen hingewiesen wurde, die denjenigen treffen würden, der das Verbot mißachtete.

Morantz kam zurück und erklimmte den Fahrersitz. »Komisch«, sagte er. »Man kann ein Gelände mit Stacheldraht umzäunen. Was passiert? Jeder Einbrecher, der auf sich hält, wird einen Einbruch versuchen. Denn er muß ja in Erfahrung bringen, was so wichtig und wertvoll ist, daß man es mit Stacheldraht schützen muß. So ein Schild hingegen wirkt.

Wochenlang.«

Sie fuhren auf die qualmende Fackel zu, die einige hundert Meter voraus in den Himmel loderte. Langsam steuerte Morantz den Wagen an der Unglücksstelle vorbei. Drei Streifenwagen der Polizei, ein Feuerwehrauto und zwei Krankenwagen waren vorgefahren.

Morantz warf einen Blick in den Rückspiegel. »Ein Feuer, wie's im Buche steht.« Er schmunzelte. »Ich kenne niemanden, der so was überlebt. Du?«

Dr. Arthur Wiseman stand in seinem Büro und betrachtete seine Promotionsurkunde, die in Glas und Aluminium gerahmt an der Breitseite des Raumes hing.

Erinnerungen. Wie viele Patientinnen hatten ihm an diesem Schreibtisch gegenüber gesessen. Das Diplom, leicht vergilbt, wies ihn als Spezialisten aus, der sich in der ärztlichen Kunst auskannte.

Er schloß die Augen. Ich bin schuldig, dachte er. Wie viele Kinder habe ich zum Tode verurteilt? Wieviel Unglück habe ich in die Familien getragen? Er kannte die Statistiken. Nicht nur die Kinder waren Opfer geworden. Auch die Eltern. Ehen gingen zu Bruch, wenn ein Kind starb und Schuldvorwürfe die Liebe zwischen Mann und Frau vergifteten.

Jahrelang hatte er die Wahrheit verdrängt. SIDS, das war der hassenswerte Feind, der den Kindern die Kehle zuschnürte. Ein Feind, der sich nach vollbrachter Tat in die Dunkelheit flüchtete.

Es gab keine Dunkelheit mehr. Der Mann, der ihm aus dem Spiegel entgegenstarrte, stand im Licht. Ich selbst bin der Feind, dachte er.

Zeit. Immer hatte er zu wenig Zeit gehabt. Es waren die Patientinnen, die seine Zeit in Anspruch nahmen. Der Beruf. Die Klinik. Die täglichen Pflichten. Eastbury hatte ein Krankenhaus, auf das die Bürger stolz sein konnten.

Und so hatte er keine Zeit gehabt, sich die Medikamente näher anzusehen, die er verordnete. Die Hersteller taten ein Übriges, um Kritik und Skepsis zu unterlaufen. Jedes Mittel, das neu auf den Markt kam, wurde von den Ärztebesuchern als Wundermittel angepriesen.

Der Mangel an Zeit. Es war keine Zeit gewesen, die Resultate der Forschungsprogramme zu hinterfragen, die ihm von Instituten und Firmen übermittelt wurden. Keine Zeit, um

die Dokumentationen zu lesen, die von den Fachverlagen herausgegeben wurden.

Statt dessen hatte er bereitwillig nach allem gegriffen, was ihm angepriesen wurde. Er hatte die Symptome behandelt. Wie gut, daß die pharmazeutischen Hersteller unermüdlich neue Produkte entwickelten, die dem jeweiligen Geschmack der Patienten entsprachen.

Allerdings gab es auch Produkte, die nicht halfen. Wie BCG. Die Kinder waren gestorben.

Nicht *alle* waren gestorben, dachte er. Ein paar lebten noch.

Aber konnte man das Leben nennen?

Waren das gesunde kleine Jungen oder künstlich geschaffene Wesen, die nur funktionierten?

Die Wunden, die sich diese Jungen beim Spielen zufügten, heilten innerhalb weniger Minuten. Dr. Wiseman dachte nach. Das Gespräch mit Dr. Malone kam ihm in Erinnerung. Es war auf der Fahrt zur Klinik gewesen. Dr. Malone hatte das Verteidigungsministerium erwähnt. Die Jungen, so hatte er gesagt, würden einmal perfekte Soldaten abgeben.

Krieg war plötzlich kein Risiko mehr. Man sandte Soldaten in den Kampf, die unsterblich waren.

Wie sicher war der Friede, wenn die eine Seite sicher war, daß sie überleben würde?

Die Zukunft des Menschen. Die Männer waren Tötungsmaschinen. Wahrscheinlich würde es auch andere Wesen geben. Züchtungen. Jede Gruppe würde für einen ganz bestimmten Zweck geschaffen werden. Diese Wesen würden all jene Aufgaben erfüllen, bei denen normale Menschen versagten.

Normale Menschen.

Würde es überhaupt noch den Menschen geben, der aus dem Zusammenwirken von Zufall, Auslese und göttlichem Funken entstand? Wahrscheinlich nicht. An die Stelle der soeben überwundenen Rassenfeindschaft würde der Dünkel der

genetischen Gruppen treten. Jede Gruppe wurde für bestimmte Zwecke eingesetzt. An der Spitze stand ein ›normaler Mensch‹.

Irgendwann freilich würden die Mutanten rebellieren. Sie würden die Herrschaft des normalen Menschen nicht mehr anerkennen. Was dann?

Dr. Wiseman schätzte sich glücklich, daß er das nicht mehr erleben würde. Es würde ihm erspart bleiben, den Frauen Rede und Antwort zu stehen, die er ins Unglück gestürzt hatte.

Er öffnete das verglaste Wandschränkchen und zog eine Spritze auf. Er legte sie auf den Schreibtisch. Dann schaltete er den Computer ein. Er löschte die Daten, die in der einen oder anderen Weise mit BCG zu tun hatten. Sein guter Ruf würde unangetastet bleiben.

Nachdem er sich den Inhalt der Spritze in die Vene injiziert hatte, nahm er an seinem Schreibtisch Platz. Fünf Sekunden später war er tot.

Randy Corliss öffnete die Augen. Wo bin ich? Dann erinnerte er sich.

Er hatte auf dem Rücksitz des Polizeiautos gesessen, neben seiner Mutter. Der Wagen war ins Schleudern geraten. Sergeant Bronski hatte geschrien: »Raus!« Und dann...

Er richtete sich auf und sah in die Runde. Bäume. Die Straße. Dann ein brennendes Autowrack. Ein Pulk von Leuten verharrte in respektvoller Entfernung.

Er stand auf und sah an sich herab. Er war nackt. Auf dem Boden lag die Asche seiner Kleider. Seine Haut war makellos. Keine Wunden, keine Narben.

Ein kalter Wind wehte. Und doch blieben die Blätter an den Bäumen unbewegt. Er fuhr sich mit der Hand über den Schädel. Keine Haare.

Feuer.

Er mußte in ein Feuer geraten sein. Wo sind meine Eltern?

Er stolperte auf die Bäume zu. »Mutter, wo bist du?« schrie

er. »Vater!« Plötzlich blieb er stehen. Die Erinnerung hatte ihn eingeholt. Er rannte auf den brennenden Wagen zu. »Mutter! Vater!«

Die Menschen, die im Halbkreis um das Wrack standen, starrten ihn an wie eine Erscheinung.

»Wo, zum Teufel, kommt denn der Junge her?« hörte er einen Sanitäter sagen. Der Mann kam auf ihn zugelaufen und warf ihm eine Decke über.

Randy brach in Tränen aus. »Wo ist meine Mutter?«

»Keine Aufregung, mein Junge«, sagte der Mediziner. Er legte ihm den Arm um die Schultern. »Wo kommst du denn her?«

Randy hatte sich mit einer unwilligen Geste von ihm freigemacht. Er lief auf das Wrack zu. Die Sitze waren leer. Er brach zusammen.

»Schaffen Sie den Jungen ins Krankenhaus«, sagte der Unfallarzt. »Vielleicht ist es der Kleine, der auf dem Rücksitz saß. Er muß ins Krankenhaus, so schnell wie möglich.«

Randy wurde auf eine Trage gelegt und in den Krankenwagen geschoben. Mit heulender Sirene raste das Gefährt Richtung Eastbury. Der Krankenpfleger, der auf dem Klappsitz neben Randy Platz genommen hatte, beugte sich über ihn. Vorsichtig hob er die Decke hoch. Als er sah, daß die Haut des Jungen unversehrt war, schüttelte er den Kopf. Er wandte sich zu einem Kollegen, der auf dem Beifahrersitz saß.

»Sieh dir das einmal an. Die Kleider des Jungen sind verbrannt. Das Haar ist verbrannt. Der Bursche hat mitten im Feuer gesessen wie die Eltern. Der müßte eigentlich tot sein.«

Dr. Malone sah die Frau vor seinem Schreibtisch mit beschwörendem Blick an.

Sally Montgomery war von ihrem Mann ins Büro geführt worden. Steve hatte neben ihr auf dem Sofa Platz genommen. Dr. Malone hatte dem Ehepaar von seiner Unterredung mit Dr.

Wiseman berichtet. Zweimal hatte Sally den jungen Arzt unterbrechen wollen. Beide Male hatte Steve ihr in die Hand gekniffen, damit sie schwieg. Jetzt war sie aufgestanden. »Ich gehe zu ihm«, sagte sie. »Was er zu sagen hat, möchte ich unmittelbar von ihm hören.«

»Ich weiß nicht, ob er jetzt Zeit für Sie hat«, sagte Dr. Malone. »Als ich mich von ihm verabschiedete...«

»Keine Zeit für mich?« Sally wäre ihm vor Wut fast ins Gesicht gesprungen. »Dieser Mann hat meine kleine Julie getötet, und jetzt hat er keine Zeit für mich? Er ist ein Killer, Dr. Malone. Er hat -zig Kinder und -zig Frauen auf dem Gewissen. Deshalb wollte er mich auch in eine geschlossene Anstalt einweisen. Ich wußte zuviel.« Sie war zur Tür unterwegs, als das Telefon läutete.

Dr. Malone nahm den Hörer ab. Als er wieder auflegte, zitterten seine Hände. »Es ist zu spät, Mrs. Montgomery«, sagte er leise. »Die Sekretärin von Dr. Wiseman war dran. Sie hat ihn soeben tot in seinem Büro aufgefunden.«

»Tot?« echote Sally. »Er ist tot?«

»Auf dem Schreibtisch lag ein leeres Injektionsbesteck. Es sieht so aus, als ob er Selbstmord begangen hat.«

»O Gott«, flüsterte Sally. »Wer wird als Nächster sterben?«

Wieder klingelte das Telefon. Als Dr. Malone das Gespräch beendete und Sally Montgomery ansah, ahnte sie, daß ihr weitere schlimme Nachrichten bevorstanden.

»Sprechen Sie, Dr. Malone. Was ist passiert?«

»Ein Unfall. Jedenfalls... Es scheint ein Unfall gewesen zu sein.«

Ihre Augen weiteten sich. »Wer?«

»Sergeant Bronski«, flüsterte er. »Er ist bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Und... Lucy Corliss. Mrs. Corliss und ihr Mann. Alle tot.«

»Nein!« schrie Sally. Sie sprang auf und wankte auf den jungen Arzt zu. »Sagen Sie, daß es nicht wahr ist! Sie *können*

nicht tot sein.«

Plötzlich versagten ihr die Beine den Dienst. Schluchzend brach sie zusammen.

Dr. Malone ging zu ihr. Sie trugen die Weinende zum Sofa. »Ich werde ihr ein Beruhigungsmittel geben«, sagte Dr. Malone. Er ging zu seinem Arznschrank, zog eine Spritze auf und injizierte sie Sally in die Armbeuge. Steve hörte, wie ihr Atem ruhiger wurde. Sie schloß die Augen.

»Randy hat das Unglück überlebt«, sagte Dr. Malone. »Der Krankenwagen bringt ihn hierher.«

»Aber wie konnte es denn zu diesem Unfall kommen?« fragte Steve.

»Die Polizei hat die Unfallursache noch nicht feststellen können«, sagte der Arzt. »Das Fahrzeug ist von der Fahrbahn abgekommen, hat sich überschlagen und ist in Brand geraten.«

Steve starrte ihn an. »Ich glaube nicht, daß das ein Unfall war, Dr. Malone. Es gibt genügend Menschen, die am Tod Bronskis interessiert waren. Zum Beispiel...«

»Es ist zu früh, um sich darüber den Kopf zu zerbrechen«, schnitt ihm Dr. Malone das Wort ab. »In einer solchen Situation ist es am besten, wenn man ein Problem nach dem anderen löst. Ihre Frau braucht jetzt erst einmal Ruhe. Ich werde dafür sorgen, daß sie bei uns ein Bett bekommt. Danach muß ich in die Aufnahme. Ich möchte dabei sein, wenn sie Randy Corliss bringen.«

Paul Randolph ging mit nervösen Schritten in seinem Büro auf und ab. Nein, dachte er. Ich werde mir keine Zigarette anzünden. Für jemanden, der sich in der Medizin auskannte, war es kein gutes Aushängeschild, wenn man ihn mit einer Zigarette antraf. Er warf einen Blick auf die Männer, die in seinem Büro warteten, und wunderte sich über ihre Geduld. Die beiden konnten warten, ohne zu rauchen.

Die beiden Agenten, die zu Carmodys Team gehörten, hatten

noch nicht wieder angerufen. Seit jenem Telefongespräch, als CHILD über die Besucher von Mrs. Corliss informiert worden war, gab es keinen Kontakt mehr.

Paul Randolph wünschte diese Mrs. Corliss zum Teufel. Zum Teufel wünschte er auch Mrs. Montgomery und Dr. Malone.

»Alles in allem hält sich der Schaden eigentlich in Grenzen«, hörte er Dr. Hamlin sagen. »Wir haben ein Präparat entwickelt, das einer Reihe von Frauen verabreicht wurde. Ausnahmslos Frauen, die kein Kind wollten, sonst hätten sie sich nicht die Spirale einsetzen lassen. Sie haben trotzdem ein Kind bekommen. Und dann hat man ihnen dieses Kind wieder weggenommen. Ich sehe nicht, wer da geschädigt ist.«

»Die betroffenen Frauen scheinen das nicht so milde zu beurteilen«, sagte Paul Randolph mit allem Sarkasmus, zu dem er fähig war. »Sie glauben, wir hätten ihre Kinder umgebracht. Und das haben wir ja auch, nicht wahr?«

Generalleutnant Scott Carmody rutschte unruhig auf seinem Sessel hin und her. Er war es nicht gewöhnt, daß man ihn warten ließ. »Für ein gutes Ergebnis muß man Opfer bringen«, sagte er. »Die Armee braucht diese Jungen, Mr. Randolph. Je eher das Projekt zum Erfolg geführt wird, um so besser.«

»Egal unter welchen Opfern?«

Sein Ausdruck wurde hart. »Bei jedem unserer Forschungsprogramme sterben Menschen. Das ist der Preis des Fortschritts. Wir wußten das, ehe wir die Programme starteten.«

Paul Randolph sah ihn wütend an. »Jetzt werden Sie mir als nächstes erzählen, daß man kein Omelette machen kann, ohne das Ei zu zerschlagen. Sie vergessen dabei nur eines. Es geht um Kinder, nicht um Eier.«

»Wieso sind Sie so sicher, daß es sich *nicht* um Eier handelt!« warf Dr. Hamlin ein. Er stand auf, reckte sich, trat ans Fenster und blickte zum Logan Airport hinaus. Mit

Genugtuung betrachtete er das Düsenflugzeug, das zum Start beschleunigte und wenig später von der Piste abhob. Er hatte immer schon gern Flugzeuge starten sehen.

Das Telefon auf Paul Randolphs Tisch klingelte. Er nahm ab. Nach wenigen Worten gab er den Hörer an Carmody weiter. Der Generalleutnant sprach fünf Minuten lang. Er gab eine Reihe von Anweisungen. Dann legte er auf.

»Ich glaube, das Problem ist gelöst«, sagte er. »Das Ehepaar Corliss ist tot, Sergeant Bronski und Dr. Wiseman ebenfalls.«

»Dr. Wiseman?« fragte Randolph. »Wie ist das denn passiert?«

»Er hat sich umgebracht.«

»Und was ist mit Randy Corliss?« wollte Dr. Hamlin wissen.

»Er hat die Sache überlebt«, sagte Generalleutnant Carmody leise. »Er hat die Explosion und das Feuer unversehrt überstanden. Im Augenblick befindet er sich im Eastbury Community Hospital zur Beobachtung.«

Paul Randolph war aschfahl geworden. »Wie können Sie dann sagen, das Problem sei gelöst. Solange der Junge lebt...«

Dr. Hamlin schaltete sich ein. »Es spielt keine Rolle, ob der Junge weiterlebt oder nicht. Was könnte er schon erzählen? Die Daten in den Computern sind gelöscht, es gibt keine Spuren des Programms. Noch heute nacht geht das Internatsgebäude in die Luft. Es gibt keine Beweise, auf die sich die Frauen stützen könnten.«

»Randy Corliss stellt trotzdem eine Gefahrenquelle dar. Er kennt die Namen der Jungen, die in das Projekt einbezogen waren.«

Carmody zuckte die Schultern. »Die Spuren dieser Jungen verlaufen im Sande, Mr. Randolph. Wer auch immer in der Sache herumbohrt, er wird Schwierigkeiten haben nachzuweisen, daß es je Individuen auf der Welt gab, deren Name mit dem Projekt Gott verbunden sind. Nicht einmal Dr. Hamlin, unser Freund, könnte das nachweisen. Computer sind

eine schöne Sache. Sie ermöglichen es uns nicht nur, einen Menschen zu kontrollieren. Sie ermöglichen es uns auch, ihn auszuradieren.«

Randolph war in seinen Sessel gesunken. »Ist das Ausradieren von Menschen damit zu Ende?«

»Nicht ganz«, sagte Dr. Hamlin. »Da gibt es noch die Familie Montgomery. Und das ist ein Job, der auf Sie zukommt, Mr. Randolph.«

Eine Stunde später saß Randolph in seinem Wagen. Fahrtziel war Eastbury. Dr. Hamlins Plan, so schien es ihm, war gut. Mit etwas Geschick konnte es klappen.

Und wenn nicht? Paul Randolph zog es vor, an diese zweite Möglichkeit gar nicht erst zu denken.

Das erste, worauf Sally Montgomerys Blick fiel, als sie die Augen öffnete, war die Decke. Schalldämmende Gipsplatten. Das Material, das sie haßte. Ebenso unangenehm war die Farbe. Mattgrün. Ekelerregend. Sie lag in einem Krankenhausbett. Sie versuchte sich aufzurichten. Da drang Steves Stimme an ihr Ohr.

»Ich bin bei dir«, hörte sie ihn sagen. »Es ist alles in Ordnung. Du bist vor ein paar Stunden ohnmächtig geworden. Dr. Malone hat dir eine Beruhigungsspritze gegeben.«

Sie sank in die Kissen zurück und wälzte sich auf die Seite. Schweigend musterte sie ihren Mann. Log er? War es vielleicht Dr. Wiseman, der ihr die Spritze gegeben hatte?

Dann fiel ihr ein, Dr. Wiseman war tot. Auch das Ehepaar Corliss war tot. Und Sergeant Bronski. Die Tränen schossen ihr in die Augen. Sie begann zu schluchzen. Steve trat zu ihr und rufte ihr die Wangen trocken.

»Sie sind alle tot, nicht wahr?«

»Alle außer Randy«, sagte Steve.

»Wie ist das passiert?«

»Ich erzähle es dir später, wenn es dir besser geht. Du mußt jetzt schlafen.«

»Nein, ich will wissen, was passiert ist, Steve. Ich habe ein Recht darauf, es zu erfahren.«

»Es war ein Unfall. Wahrscheinlich hat Sergeant Bronski die Gewalt über den Wagen verloren. Ein geplatzter Reifen vielleicht, die Polizei kann noch nichts Endgültiges sagen. Jedenfalls ist der Wagen von der Fahrbahn abgekommen, und dann haben sie sich überschlagen. Der Tank ist explodiert.«

»Furchtbar«, stöhnte Sally. Sie sah ihrem Mann in die Augen. »Sind sie - verbrannt?«

Steve nickte. »Jim und Lucy sind verbrannt, ja. Bronski wurde aus dem Wagen geschleudert. Er hat sich das Genick

gebrochen.«

»Und Randy?«

»Er hat's überlebt. Irgendwie ist es ihm gelungen, aus dem brennenden Wagen rauszukommen. Seine Kleider sind völlig verbrannt. Auch sein Haar ist abgesengt...«

Sie schloß die Augen. »Wie ist das möglich, Steve? Die Verbrennungen ...«

»Er hat's überlebt, und das ist die Hauptsache.«

Die Tür ging auf, Dr. Malone kam ins Zimmer. Er trat ans Fußende des Bettes. Er lächelte Sally zu. »So ganz gesund sind Sie noch nicht, fürchte ich.«

»Steve hat mir gerade erzählt, wie das Ehepaar Corliss...« Ihr versagte die Stimme, die Tränen flossen ihr die Wangen hinunter. Sie nahm ein Papiertaschentuch und tupfte sich ab. Dann stützte sie sich auf. »Was hat das zu bedeuten, Dr. Malone?« fragte sie. »War es wirklich ein Unfall?«

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen Ihre Fragen beantworten«, sagte Dr. Malone. Er zögerte, bevor er weitersprach. »Es gibt jemanden, der Ihnen gern einen Besuch abstatten möchte. Sie selbst entscheiden, ob Sie den Besucher empfangen wollen.«

»Ein Besucher? Wer?«

»Mr. Paul Randolph aus Boston.«

»Der Leitende Manager von CHILD? Warum? Was will er von mir?«

»Er hat mich vor einer Stunde angerufen. Er wollte wissen, was mit unserem Computer los ist.«

»Und?«

»Er sagte, sie haben versucht, die neuesten Daten vom Eastbury Community Hospital abzurufen. Der Bildschirm blieb leer.«

Steve runzelte die Stirn. »Und das bedeutet?«

»Das bedeutet, die Programme sind gelöscht worden«, sagte Dr. Malone. »Wir haben keine Beweismittel mehr.«

»Es gibt noch die Schreibungen«, sagte Sally.

Dr. Malone schüttelte den Kopf. »Dr. Wiseman hat die Schreibungen verbrannt, bevor er sich umbrachte, Mrs. Montgomery. Er ist es auch, der die Programme gelöscht hat. Wir haben nichts mehr. Überhaupt nichts.« Sally spürte, wie sie eine unheimliche Müdigkeit befiel. Es hatte keinen Zweck gegen das Unglück anzurennen. Es gab keine Beweismittel mehr.

»CHILD steckt dahinter, nicht wahr?« flüsterte Sally.

»Offensichtlich«, stimmte ihr Dr. Malone zu. »Obwohl Mr. Randolph das natürlich bestreitet. Er ist gekommen, um sich zu informieren. Ich habe ihm gesagt, was hier vorgefallen ist, auch die Sache mit dem Unfall. Er möchte mit Ihnen sprechen, um alle Vorwürfe aufzuklären. Bei dieser Gelegenheit möchte er Sie mit einigen Einzelheiten bekannt machen, was die Gruppe 21 betrifft.- Er nennt sie übrigens GT-aktive Gruppe.«

»Was bedeutet die Bezeichnung?« Die Frage kam von Steve.

»Die Bezeichnung ist von den Intronen abgeleitet«, erklärte Dr. Malone. »Mr. Randolph kann das sicher besser erklären als ich. Aber ich habe natürlich Verständnis, wenn Sie nicht mit ihm sprechen wollen.«

Sie sah ihn aus kalten Augen an. »Ich werde mit ihm sprechen. Ich möchte wissen, was CHILD mit den Kindern angestellt hat, und vor allen Dingen möchte ich wissen, *warum* sie das getan haben.«

Dr. Malone warf Steve einen fragenden Blick zu. Der nickte.

»Wenn Sally mit Mr. Randolph sprechen will, bringen Sie ihn herein. Aber lassen Sie uns bitte nicht mit ihm allein.«

»Keine Sorge«, versprach Dr. Malone. »Ich bin auf Mr. Randolphs Version ebenso gespannt wie Sie.« Er verließ den Raum. Wenig später betrat Paul Randolph, von dem jungen Arzt begleitet, das Krankenzimmer. Er ging auf das Bett zu und reichte Sally die Hand.

»Mrs. Montgomery«, begrüßte er sie, »ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich die Entwicklung bedauere, die alles

genommen hat. Mein Name ist...«

»Ich weiß, wer Sie sind«, sagte Sally. Sie entzog ihm ihre Hand und verbarg sie unter der Bettdecke. »Was wollen Sie von mir?«

»Ich brauche ihre Hilfe«, sagte Randolph. »Das ist der Grund meines Besuchs. Darf ich mich setzen?«

Sie nickte.

»Ich möchte, daß Sie mir sagen, was Sie über die Gruppe 21 herausgefunden haben, Mrs. Montgomery. Wie Dr. Malone mir am Telefon erklärte, verfügen Sie über Beweismittel, daß es bei den Todesfällen dieser Gruppe nicht mit rechten Dingen zugegangen ist.«

»Das wissen Sie besser als ich, Mr. Randolph.«

»Ich weiß nur, daß unser Institut vor einigen Jahren einem genetischen Störfaktor auf die Spur gekommen ist, dem wir die Bezeichnung *GT-aktiver Faktor* gaben. Die Sache ist sehr kompliziert. Im Grunde dreht es sich darum, daß bei bestimmten Kindern die Intronen, die normalerweise eine genetische Reserve darstellen, aktiv in die Zellproduktion eingreifen. Es hat mit den Enzymbasen zu tun, die Anfang und Ende jeder Gen-Kette sind. Aus einem Grunde, den wir nicht kennen, ist die Guanin-Thymin-Funktion, die für die Weiterexistenz der Intronen unentbehrlich ist, bei diesen Kindern gestört. Es ist uns erst vor kurzem gelungen, das Intron zu finden, das die programmwidrige Aktivierung auslöst.«

Sally betrachtete ihn mit ungebrochenem Mißtrauen. »Sie beobachten diese Kinder seit vielen Jahren. Warum?«

»Weil sie über mehr Hormone verfügen als normale Kinder«, erklärte Randolph. »Sie wissen vielleicht, daß die Produktion der Hormone im menschlichen Körper durch die Gene gesteuert wird. Wir haben zunächst auf eine genetische Unregelmäßigkeit geschlossen, nur so konnten wir uns das Plus an Hormonen vorstellen. Inzwischen wissen wir, daß der GT-

aktive Faktor für die Fehlfunktion verantwortlich ist. Wir sind jetzt dabei zu ergründen, wie man diesen Faktor aktivieren beziehungsweise ausschalten kann. Wie es scheint, ist die Veranlagung erblich. Aber erzählen Sie mir doch bitte, zu welchen Schlußfolgerungen Sie gekommen sind, Mrs. Montgomery.«

Sie erzählte ihm, wie sie nach dem mysteriösen Tod ihrer kleinen Julie Beweis für Beweis gesammelt, bis ihre These abgesichert war. Eine Stunde lang sprach sie. Paul Randolph saß, machte sich Notizen. Er unterbrach sie nicht ein einziges Mal. Als sie fertig war, sank sie erschöpft ins Bett zurück. »Ich weiß nicht, warum Sie das alles noch einmal von mir hören wollen«, fügte sie bitter hinzu. »Sie wußten von Anfang an Bescheid. Die Spur führt zu CHILD. Sie haben unsere Kinder gekidnappt. Sie haben sie getötet, Mr. Randolph. Sie haben auch Julie auf dem Gewissen!«

Er widersprach ihr nicht. Langsam war er an das Fenster getreten. Er drehte ihr den Rücken zu, als er zu sprechen begann. »Zum Teil muß ich Ihnen recht geben, Mrs. Montgomery. Es stimmt. Wir haben einige dieser Kinder gekidnappt. Und ich will Ihnen noch etwas sagen. Das nächste Kind, das wir entführen wollten, ist Ihr Sohn Jason.«

Sally war totenbleich geworden. Ihr Mann hatte die Fäuste geballt. Er ging auf Randolph zu. Noch bevor er ihn erreicht hatte, drehte sich Randolph um. »Es tut mir leid, was ich Ihnen jetzt sagen muß, aber Ihr Sohn wird sehr bald sterben.«

»Nein!« schrie Sally. »Jason wird nicht sterben. Er ist gesund. Er ist in seinem Leben noch keinen einzigen Tag krank gewesen.«

»Keines dieser Kinder war krank, bevor es starb«, sagte Randolph ruhig. Es war etwas in seinem Auftreten, das sie alle in seinen Bann zwang. »Das ist das Problem bei diesem Programm. Kinder, deren Gene vom GT-aktiven Faktor bestimmt werden, sind scheinbar gesund. Der Überproduktion

des Hormons wird durch kleine Verletzungen oder durch Infektionen ausgelöst. Das Hormon wiederum sorgt für eine äußerst rasche Regeneration der Zellen. Es grenzt an ein Wunder. Zellen, die normalerweise Tage brauchen, um sich zu erneuern, werden innerhalb von Minuten, zum Teil innerhalb von Sekunden regeneriert.«

Sally fiel die Verbrühung ein, die ihr Sohn erlitten hatte. Die Verätzung durch die Säure. Die Verletzung, die er bei der Rauferei mit Joey Connors davongetragen hatte. Das große Mysterium war gelüftet.

Sie hob den Blick. »Sie sagten, Jason würde sehr bald sterben, Mr. Randolph...«

»So ist es, Mrs. Montgomery. Das ist die andere Seite der Medaille. Das Hormon, das den Kindern jahrelang eine fabelhafte Gesundheit beschert, tötet sie, bevor sie das Erwachsenenalter erreichen. Es scheint, als ob das Hormon alle Energie aufsaugt, die das Kind besitzt. Eines Tages sind die Kraftreserven erschöpft. Das Kind stirbt. Es brennt aus, wie wir sagen. Bei den Mädchen findet das in einem sehr frühen Stadium statt. Kein Mädchen der Gruppe ist älter als ein Jahr geworden. Bei den Jungen verläuft der Brennprozeß langsamer. Trotzdem ist keiner älter als zehn Jahre geworden. Und das ist der Grund, warum wir einige dieser Kinder gekidnappt haben. Wir wollten sie in geeigneter Weise zum Tode begleiten.«

»Ist Ihnen klar, daß Entführung ein abscheuliches Verbrechen ist, das von den Bundesbehörden verfolgt wird, Mr. Randolph?« fragte Steve.

»Natürlich weiß ich das«, gab Randolph zurück. »Und trotzdem bleibt Entführung die einzige Lösung. Eine wirklich menschliche Lösung.«

Steve hatte Mühe, seinen Zorn und seinen Widerwillen zu beherrschen. »Menschlich nennen Sie das?«

Randolph nickte. »Jawohl, menschlich. Nachdem wir

herausbekommen haben, daß die Jungen sterben mußten, haben wir mit einigen Elternpaaren Kontakt aufgenommen. Wir haben den Eltern vorgeschlagen, ihre Jungen zur Beobachtung ins Krankenhaus zu geben. Die Eltern haben abgelehnt. Ganz logisch. Für sie war das Kind ja völlig gesund. Es hat sich als unmöglich erwiesen, den betroffenen Eltern die Situation klarzumachen.«

»Und da haben Sie beschlossen, die Kinder zu entführen, damit Sie sie ständig unter Kontrolle haben?«

»Das kam erst später. Wir haben zunächst versucht, die betroffenen Kinder aus der Ferne zu überwachen. Diesen Teil der Geschichte kennen Sie ja, Mrs. Montgomery, Sie sind unserem Überwachungssystem ja auf die Spur gekommen. Vor zwei Jahren machten wir dann die furchtbare Entdeckung, daß alle Kinder der Versuchsgruppe sterben würden. So oder so, die Eltern würden den Verlust ihrer Kinder zu beklagen haben. Damals haben wir begonnen, die Kinder zu entführen. Wir hatten die Hoffnung, daß es uns bei ständiger Überwachung gelingen würde, dem Aufbrennphänomen auf die Spur zu kommen. Bisher haben wir bei diesen Bemühungen keinen Erfolg gehabt. Allerdings wissen wir inzwischen, wer das Problem eigentlich in die Welt gesetzt hat: Dr. Wiseman.«

»Nein«, widersprach ihm Sally. »Es war nicht Dr. Wiseman. Als er sah, was Sie angerichtet haben, hat er sich umgebracht.«

»Dafür gibt es zwei mögliche Erklärungen«, sagte Randolph. »Möglich wäre, daß er sich mißbraucht und ausgenutzt fühlte. Dann hätten Sie recht. Die zweite Alternative ist, er hat sich den Tod gegeben, weil er wußte, daß wir ihm auf die Schliche gekommen waren.«

»Was sagen Sie da?«

»Wußten Sie, daß Dr. Wiseman ein Genetikexperte war, Mrs. Montgomery?«

Sally sah ihn entgeistert an. »Davon hatte nicht einmal ich eine Ahnung«, warf Dr. Malone ein.

»Ich sehe nicht, welche Bedeutung das...«

Randolph schnitt ihr das Wort ab. »Dr. Wiseman ist schuld, es gibt keinen Zweifel daran. Die Eingriffe an den Frauen wurden in seiner Sprechstunde vorgenommen. Er hat Dr. Malone von der Sache erzählt, die er beim Einsetzen der Spiralen anwendete. Angeblich bezog er das Präparat von der Firma PharMax. Wir haben das nachgeprüft. Das Präparat ist bei der Firma PharMax völlig unbekannt. Dr. Wiseman muß es selbst hergestellt haben.«

»Aber warum?« stammelte Sally. »Warum sollte er das tun?«

»Die Droge Wissenschaft«, sagte Randolph. »Es gibt Menschen, für die das Wort Forschung den obersten Stellenwert im Leben hat. Sie haben keinerlei Hemmungen, irgendwelche Produkte oder Verfahren zu entwickeln. Es ist ihnen egal, welche Wirkungen oder Nebenwirkungen ihre Produkte haben. Alles ist Forschung, die Forschung rechtfertigt alles. Was machbar ist, *muß* gemacht werden. Dr. Wiseman hatte einen Weg gefunden, die Gene des Menschen zu verändern. Was für Konsequenzen das hatte, ist ihm offensichtlich erst heute früh klargeworden. Und deshalb hat er alle Informationen im Computer gelöscht. Es gibt keine Beweise mehr, welche Frauen mit BCG behandelt wurden.«

Sally lag da und hörte zu. Sagte Randolph die Wahrheit?

Nein, entschied sie. Es war ein Gespinnst aus Lüge und Wahrheit, mit dem er sie verwirren wollte. Er wollte von seiner eigenen Verantwortung für das Geschehene ablenken. Vor ihr stand ein Mann, der die Entführung von Randy Corliss geplant und durchgeführt hatte.

War er vielleicht auch für den Tod an Randys Eltern, für das furchtbare Ende von Sergeant Bronski verantwortlich?

Sie war nicht sicher. Aber es gab einen Hinweis, daß sie auf der richtigen Spur war. Die Gegenseite hatte das Beweismaterial vernichtet. Die Informationen waren gelöscht

worden. Vermutlich hatte man das Ganze in einen geheimen Computer eingespeist, der nur den Verbrechern zugänglich war.

Wenn sie neuerlich versuchte, an das Beweismaterial heranzukommen, würde man sie töten.

Ich will nicht sterben, dachte Sally. Und deshalb werde ich das Spiel mitspielen. Ich werde überleben und mein Kind aufziehen.

Mein Sohn. Jason. War er wirklich vom Tode bedroht? Oder war auch das eine Lüge? Die Antwort auf diese Frage würde die Zeit geben.

Sally richtete sich mühsam auf und glättete die Bettdecke, die ihre Blöße verhüllte. Sie sah Randolph in die Augen.

»Ich danke Ihnen, Mr. Randolph. Ich danke Ihnen, daß Sie hergekommen sind. Ich habe in einem Alptraum gelebt.«

»Der Alptraum ist vorüber, Mrs. Montgomery. Zumindest für Sie. Die Kinder allerdings...«

»Was kann man tun, Mr. Randolph?«

Er beschrieb eine Geste der Hilflosigkeit. »Wenn ich das wüßte! Lieben und hoffen, das ist wohl alles.«

»Hoffen? Auf was? Sie sagten, keiner der Jungen hat das zehnte, Lebensjahr überlebt.«

»Das ist die traurige Wahrheit, Mrs. Montgomery. Und trotzdem habe ich Hoffnung. Wir wissen im Grunde wenig über die Kinder mit dem GT-aktiven Faktor. Vielleicht werden einige das Erwachsenenalter erreichen. Vielleicht gehört Ihr Sohn zu ihnen. Oder Randy Corliss. Wir können nur hoffen.«

»Randy Corliss«, echote sie. Eine bedrückende Stille erfüllte den Raum. Sally sah ihren Mann an. »Was wird jetzt aus Randy?«

Steve zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht. Vielleicht hat die Familie Verwandte...«

»Wir nehmen den Jungen zu uns.«

»Sally, du kannst doch nicht...«

»Steve, wir haben die Pflicht, uns um dieses Kind zu kümmern. Er gehört in unsere Obhut. Du weißt, daß Jason und er... Oh, Steve, sag ja! Wir werden Randy aufziehen, das sind wir Lucy und Jim schuldig.«

»Wir sollten erst in Ruhe darüber nachdenken, Sally.«

»Nein, Steve. Wir entscheiden das jetzt und hier. Wenn du den Jungen nicht willst, dann übernehme ich die Verantwortung allein.« Sie senkte die Stimme. »Es ist ja sowieso nur für kurze Zeit.«

Steve wußte, daß er dem Wunsch seiner Frau nichts entgegenzusetzen hatte. Seine Gedanken eilten der Zeit voraus. Was würde sein, wenn die beiden Jungen starben? Würden er und Sally die gleiche Verzweiflung durchleben wie bei Julies Tod?

Ich muß mit Sally darüber sprechen, ehe eine Entscheidung fällt. Unter vier Augen. Er sah zu Dr. Malone hinüber. Der verstand. »Gehen wir«, sagte er zu Randolph gewandt. »Mrs. Montgomery möchte jetzt mit ihrem Mann allein sein.«

Paul Randolph nickte. »Natürlich«, sagte er. Er bot Steve die Hand. Der wandte sich ab. An der Tür angekommen, blieb Randolph stehen. »Es tut mir leid, daß ich all diese Dinge sagen mußte, Mrs. Montgomery. Aber es war Zeit, reinen Tisch zu machen.« Er verließ das Krankenzimmer, der junge Arzt folgte ihm. Die Schritte der beiden verhallten auf dem Gang.

»Er lügt«, sagte Sally. Sie hatte Steves Hand ergriffen. »Jedes Wort war eine Lüge.«

»Du irrst. Es ist vorüber.«

»Nein, Steve. Nichts ist vorüber. Ich habe den Kampf verloren. Uns bleibt jetzt nichts anderes zu tun, als die beiden Jungen für die Monate oder Jahre, die sie noch leben, zu betreuen. Wenn ich den Machenschaften von CHILD weiter nachgehe, werden sie mich töten. So wie sie die Corliss' und Sergeant Bronski getötet haben.«

»Ich weiß nicht, wem ich glauben soll, Randolph oder dir.«

Sally vermied es, ihn anzusehen. »Ich weiß, wir dir zumute ist, Steve. Was Randolph gesagt hat, klingt logisch. Aber es ist eine Lüge.«

Er dachte nach. Nur das leise Summen der Uhr war zu hören. »Wir machen es, wie du meinst«, sagte er schließlich. Er setzte sich neben sie und zog sie in seine Arme. Plötzlich spürte er, wie sich ihre Haltung lockerte. Sie schlang ihm die Arme um den Hals.

»Halte mich fest«, flüsterte sie. »Bitte, Steve, beschütze mich und die Jungen.«

Dr. Malone öffnete die Tür seines Büros. Er ließ Randolph vorangehen und zog die Tür wieder hinter sich zu.

»Die beiden glauben Ihnen nicht«, sagte er. »Zumindest die Frau nicht.«

»Den Eindruck habe ich auch«, sagte Randolph. »Aber sie hat verstanden, daß sie uns nichts mehr nachweisen kann. Und außerdem habe ich ihr den Brocken Dr. Wiseman hingeworfen, an dem sie nagen kann. Ich denke, sie wird Ruhe geben.«

»Bis ihr Sohn stirbt.«

Paul Randolph lächelte. »In dem Punkt könnten wir Überraschungen erleben, angenehme Überraschungen. Dr. Hamlin sagt, Jason Montgomery und Randy Corliss werden leben. Er hat die Formel gefunden. Es ist der Durchbruch, Dr. Malone.«

Der junge Arzt schloß seinen Schreibtisch auf und nahm den Stapel Computerblätter heraus, den er von Sally bekommen hatte. Er überreichte Randolph das Material.

»Es dürfte für Sie und Dr. Hamlin interessant sein festzustellen, was Mrs. Montgomery alles herausgefunden hat«, sagte er. »Das nächste Mal sorgen Sie bitte dafür, daß keinerlei Spuren bleiben.«

Er ging zum Schrank, öffnete die Hausbar und nahm die Flasche Cognac heraus, die er gekauft hatte, als das Projekt Gott begann. Zehn Jahre war das jetzt her. Zehn Jahre lang war

er der Wachhund gewesen. Jetzt war er mehr. Er hatte sich als der Retter in der Not erwiesen. Er brach das Siegel auf und goß zwei Gläser ein.

»Auf die Zukunft!« Er prostete seinem Besucher zu. »Auf all die wunderbaren Kreaturen, die wir erschaffen werden.«

Epilog Drei Jahre später

Sally Montgomery betrachtete sich im Spiegel. Ihre Wangen waren eingesunken. Die Augen verbargen sich in tiefen, dunklen Höhlen. Das Haar, vor drei Jahren noch braun, war grau geworden. Sorgenfalten hatten sich in ihre Stirn eingegraben. Um den Mund zuckten Hunderte von Krähenfältchen. Sie seufzte. Bald würde alles vorüber sein.

Es waren *die Jungen*, die ihr das angetan hatten.

Sally und ihr Mann sprachen nicht mehr von Jason oder Randy, wenn es um ihren Sohn und ihr Pflegekind ging. Die beiden, das waren *die Jungen*. Fremde Wesen, denen man nicht trauen konnte.

Es hatte ganz unverdächtig angefangen. Sie hatte Jason in ihr Herz geschlossen. Auch Randy, der als Vollwaise aus dem entsetzlichen Unfall seiner Eltern zurückgeblieben war. Die beiden nahmen den Platz ein, den Julie hinterlassen hatte. Randy. Noch heute traten Sally Tränen in die Augen, wenn sie an das Gespräch mit ihm zurückdachte. Im Krankenhaus war es gewesen. Sie hatte Randy in seinem Zimmer besucht.

Ganz still hatte er im Bett gelegen, mit weit aufgerissenen Augen. In diesem Moment hatte Sally die Bilder der Kinder vor sich, die man am Ende des Zweiten Weltkriegs aus den Konzentrationslagern befreit hatte. Augen, in denen keine Hoffnung mehr war.

Randys Schädel war kahl, die Haut rauh. Sein Verhalten, als sie zu ihm kam und ihn küßte, war merkwürdig. Er sah sie mit einer Mischung aus Neugier und Verständnislosigkeit an.

»Mutter und Vater sind tot, stimmt's? Sie sind bei dem Unfall verbrannt.«

Sie hatte sich an sein Bett gesetzt und tastete nach seiner Hand. »Es tut mir so leid für dich, Randy.«

»Was wird jetzt aus mir?« kam seine Frage.

Er hat einen Schock erlitten, dachte sie. Wenn er so kalt auf

den Tod seiner Eltern reagiert, dann hilft ihm das, den furchtbaren Schmerz zu überwinden, den er in seinem Herzen spürt... Sie erklärte ihm, Steve und sie hätten entschieden, daß er bei ihnen aufwachsen konnte. Sie würden sich um ihn kümmern wie um einen Sohn. Jason und er würden wie Brüder großwerden.

Randy hatte gelächelt. Wenig später war er erschöpft eingeschlafen.

Am Tag darauf hatten sie Randy im Krankenhaus abgeholt. Ein Leben der Unsicherheit hatte begonnen. Tag und Nacht hatten sie die beiden Jungen beobachtet. Wann würde der Tod seine Hand nach ihnen ausstrecken?

Die Wochen wurden zu Monaten. Nichts passierte. Keine Krankheit. Keine Anzeichen körperlichen Verfalls. In Sally und Steve vollzog sich eine bedeutsame Wandlung. Statt sich zu ängstigen und auf den Tod der Jungen zu warten, begannen sie darüber nachzudenken, wie schön es sein würde, wenn die beiden das Erwachsenenalter erreichten.

Randy war elf und Jason zehn, als sie die beiden zu einer der regelmäßigen Untersuchungen begleiteten, die Dr. Malone vorgeschlagen hatte. Als die Untersuchung beendet war, bat der Arzt die Eltern zu sich und schloß die Tür.

»Ihre Jungen sind für ihr Alter ungewöhnlich gut entwickelt«, sagte er. »Der GT-aktive Faktor sorgt offensichtlich für eine schnellere Reife.«

»Und was sind die Nebenwirkungen?« fragte Sally voller Angst.

»Darüber läßt sich jetzt noch nichts sagen, Mrs. Montgomery. Es wäre denkbar, daß der Ausbrennfaktor gelöscht wird, sobald die Jungen das Erwachsenenalter erreichen. Aber das sind Spekulationen. Wir müssen abwarten.«

Seitdem waren zwei Jahre vergangen. Die Jungen waren sich immer ähnlicher geworden. Sie sprachen wenig miteinander.

Und trotzdem schien jeder zu wissen, was der andere dachte. Bezeichnend war, daß Randy die Verantwortung übernahm, wenn Jason etwas getan hatte, und umgekehrt.

Randy und Jason hatten keine Freunde. Ihre Eltern vermochten nicht herauszufinden, ob sie keine Freundschaft suchten oder ob ihre Vorstöße von den anderen Kindern zurückgewiesen wurden.

Es hatte einige Zwischenfälle gegeben. Ereignisse, die das Leben der Familie überschatteten.

Da war zum Beispiel die Sache mit dem Kinderfest gewesen. Die Kinder der Nachbarschaft hatten Zirkus gespielt. Die meisten verkleideten sich als Clown. Jason und Randy machten eine Ausnahme. Sie kostümierten sich als Messerwerfer.

Ihre Nummer war ans Ende der Vorstellung gesetzt worden, sie war der Höhepunkt. Eine Nachbarin hatte Sally erzählt, wie es dabei zugegangen war. Jason war der erste. Er hatte sich vor die Garagenwand gestellt, und dann hatte Randy sechs Messer nach ihm geworfen. Danach hatten die beiden die Rollen gewechselt, jetzt war Jason der Messerwerfer.

Das erste Messer landete über dem Kopf, das zweite in der Halsbeuge, das dritte zwischen den Schenkeln. Die Kinderschar hatte vor Schreck laut aufgeschrien. Kay Connors lief ans Fenster, beugte sich hinaus und wurde Zeuge des weiteren Geschehens.

Jason holte aus. Das vierte Messer wirbelte durch die Luft und grub sich in Randys Bauch. Mit dem fünften und sechsten Messer nagelte Jason die ausgebreiteten Hände seines Stiefbruders an der Garagenwand fest. Kreischend und weinend war die Kinderschar auseinandergelaufen.

Die beiden Jungen waren zurückgeblieben. Wie gelähmt vor Schreck sah Kay Connors, wie Jason auf Randy zuging und die drei Messer aus den Wunden zog.

Wenig später saß Kay Connors bei Sally und erstattete ihr Bericht über das Unglaubliche. Sie zitterte am ganzen Körper.

»Ich verstehe nicht, wie so etwas möglich ist. Die Wunden haben geblutet, aber Randy hat nur gelacht. Das Messer hat bis zum Heft im Bauch gesteckt.« Kay Connors war aufgestanden. »Ich will Ihnen eines sagen, Mrs. Montgomery. Ich will mit Ihren Jungen nichts mehr zu tun haben. Meine Kinder sollen mit Spielgefährten spielen, die...« Die Frau war davongestürzt. Sally war nachdenklich zurückgeblieben.

Schlimm war nicht nur die Vereinsamung, die der Vorfall für die Jungen mit sich brachte. Schlimm war das Nachspiel. Vier Tage nach der Vorführung hatten zwei fünfjährige Jungen das Bravourstück wiederholen wollen. Einer der beiden war dabei fast verblutet. Der andere war wie durch ein Wunder unverletzt geblieben, obwohl ein Augenzeuge berichtete, das Messer sei ihm mitten ins Auge gedrungen. Tony Phelps hieß der Junge. Und Sally meinte sich zu erinnern, daß dieser Name sich auf der Liste der Gruppe 21 befunden hatte. Nachprüfen ließ sich das freilich nicht.

Sally hatte den Wirbel um die Zirkusvorführung ihrer beiden Jungen zum Anlaß genommen, mit den Protagonisten ein ernstes Wort zu reden. Die Jungen hatten nicht reagiert. Wie geistesabwesend hatten sie dagesessen.

»Es ist egal, wann man stirbt«, sagte Randy, als sie fertig war.

Und Jason hatte ihm zugestimmt. »Wer verletzt werden kann, soll eben nicht unsere Spiele nachmachen. Die Kinder sollen tun, was wir ihnen sagen.«

»Und warum sollen sie tun, was ihr ihnen sagt?«

»Weil wir etwas Besonderes sind. Wir sind besser als andere Menschen.«

Sally hatte ihnen zu erklären versucht, daß sie ungeachtet ihrer wunderbaren Heilfähigkeit keine besseren Menschen waren als die anderen. Im Gegenteil. Daß sie unverletzt waren, legte ihnen die Verpflichtung auf, besonders behutsam mit jenen umzugehen, die den normalen Risiken von Krankheiten

und Unfällen ausgesetzt waren. Aber die beiden hatten Sally nur groß angeschaut und mit den Schultern gezuckt.

Inzwischen war Jason zwölf. Randy war dreizehn. Sie sahen aus wie siebzehn oder achtzehn.

Sie taten, was sie wollten. Sie taten es, wann sie wollten.

Gestern abend hatte Sally mit ihrem Mann über Jason und Randy gesprochen.

»Die Jungen sind keine Menschen«, hatte sie geflüstert. »Sie sind eine Gefahr für uns und für andere Kinder.«

Steve hatte ihr ruhig zugehört. »Was sollen wir tun?« fragte er schließlich.

Sie zögerte ihm zu sagen, worüber sie nun schon seit Monaten nachdachte. Aber es mußte sein. Wenn sie es sich nicht von der Seele redete, würde sie den Verstand verlieren.

»Wir müssen die beiden töten, Steve.«

Er hatte sie angestarrt, als hätte er es mit einem Gespenst zu tun. Ein langes Gespräch hatte sich angeschlossen. Es war Mitternacht, als Steve seine Zustimmung gab. »Du hast recht, Sally. Es sind keine Menschen. Wir haben keine andere Wahl.«

Erst nachdem sie sich seiner Zustimmung vergewissert hatte, erzählte sie ihm, welche Vorbereitungen sie getroffen hatte. Am Nachmittag jenes Tages war sie zu Dr. Malone gegangen. Sie hatte ihm frank und frei gesagt, was sie vorhatte. Der Arzt hatte ihre Beichte mit ausdruckslosem Gesicht entgegengenommen. »Ich weiß nicht, welchen Rat ich Ihnen dazu geben soll«, sagte er schließlich. »Ich muß darüber nachdenken.«

»Wie lange, Dr. Malone?«

»Ein oder zwei Stunden. Ich rufe Sie an.«

Sie war nach Hause gefahren. Und dann hatte das Telefon geläutet. »Hier spricht Dr. Malone. Ich sehe eine Lösung für Ihr Problem.«

»Und welche?«

»Ein Gift. Die Bezeichnung ist Succinylcholinchlorid. Sie

können es bei mir abholen. Ich werde Ihnen erklären, wie man es anwendet. «

Es war spät am Abend, als Randy und Jason in die Wohnhalle kamen, um ihren Eltern gute Nacht zu sagen. Sie waren schon wieder zum Schlafrakt des Hauses unterwegs, als Sally sie zurückrief. »Fast hätte ich es vergessen. Dr. Malone hat mir eine Medizin für euch mitgegeben. Ich soll euch das Mittel vor dem Schlafengehen injizieren.«

»Wozu ist die Medizin denn gut?« fragte Randy.

»Das weiß ich auch nicht genau«, sagte sie.

»Ich will keine Spritze«, sagte Jason bockig.

Steve erhob sich aus seinem Sessel. »Es wird gemacht, wie Mutter sagt«, verkündete er mit fester Stimme.

Die beiden Jungen sahen sich an. »Warum eigentlich nicht?« sagte Randy. »Was kann denn schon passieren?«

Mein Gott, dachte Steve. Er hat keine Ahnung. Das Gift lahmte die Atemwege. Ehe der GT-aktive Faktor wirksam werden kann, sind sie erstickt.

Sally hatte die Spritze aufgezogen. Sie standen im Schlafzimmer der beiden Jungen. Randy grinste. »Hast du schon einmal eine Spritze bekommen, Jason?«

»Nein. Nicht daß ich mich erinnern könnte.«

»Ich schon. Im Internat, als sie mich entführt hatten. Es tut gar nicht weh.«

»Ich habe keine Angst«, sagte Jason trotzig. »Allerdings würde ich gern wissen, was das für ein Mittel ist.«

»Das Präparat heißt Succinylcholinchlorid«, erklärte Sally. »Dr. Malone hat gesagt, ich soll jedem 500 Milligramm injizieren. Wer will zuerst?«

Die beiden tauschten einen raschen Blick. »Ich«, sagte Randy.

»Also gut.« Sally ergriff Randys Arm und rollte ihm den Ärmel des Schlafanzugs hoch. Die Injektion mußte in den Muskel verabreicht werden, hatte Dr. Malone gesagt.

Sie hob die Nadel. Dann zögerte sie. Sie sah ihren Mann an, der soeben das Zimmer betreten hatte. »Ich - ich kann es nicht tun«, flüsterte sie.

Er biß sich auf die Lippen. »Ich auch nicht, Sally.«

Die beiden Jungen brachen in wieherndes Lachen aus. »Ich gebe mir die Spritze selbst«, sagte Randy.

»Ich auch«, sagte Jason.

Sally gab ihnen die Spritzen.

»Ein, zwei, drei!« zählte Randy.

Sally sah, wie sie sich die Spritze in den Beinmuskel stachen und den Kolben durchdrückten.

»Na, wie war das?« fragte Jason stolz. Er zog die Spritze wieder aus dem Beinmuskel. Randy folgte seinem Beispiel.

»Ihr seid mutige Kinder«, sagte Sally. Tränen schimmerten in ihren Augen. »Und nun ins Bett mit euch!«

Sie wartete, bis die beiden sich hingelegt hatten, und deckte sie zu. Sie beugte sich über das Bett und küßte jeden der beiden auf die Stirn. Dann knipste sie das Licht aus und sank ihrem Mann in die Arme. Er führte sie aus dem Zimmer.

Die Jungen waren allein.

»Ein komisches Gefühl«, sagte Jason.

»Wie Menthol«, sagte Randy. Er versuchte sich aufzusetzen. Kraftlos fiel er zurück.

Jason war der Schweiß auf die Stirn getreten. »Ich kriege keine Luft mehr«, keuchte er. »Was war das für ein Mittel, was sie uns da gegeben haben?«

»Keine Ahnung. Ich bekomme...« Er sank in die Kissen zurück. Das Gift hatte zu wirken begonnen. Die Jungen waren ohnmächtig geworden.

Sally hatte sich auf das Sofa gekauert. Was habe ich getan? dachte sie. Was ist aus mir geworden?

Sie spürte, wie Steve ihr die Hand drückte. »Wir hatten keinen anderen Ausweg, nicht wahr?« flüsterte sie. »O Gott, Steve, ich weiß nicht, wie ich mit dieser Schuld weiterleben

soll.«

»Es waren keine Menschen, Sally, vergiß das nicht. Bei Randy bin ich ganz sicher.« Er hielt inne. »Jason allerdings...« Er ließ den Gedanken unvollendet.

»Jason war nicht unser Sohn!« sagte Sally mit fester Stimme. »Er wäre gestorben, so oder so. Er war eines jener Wesen, die...« Sie hatte zu schluchzen begonnen. »Was wird nun aus uns werden, Steve?«

»Man wird uns vor Gericht stellen, Sally«, sagte er. Seine Stimme schien von weither zu kommen. »Man wird uns des Mordes an unseren Kindern beschuldigen. Niemand wird uns glauben, daß wir keine andere Wahl hatten.«

»Wir sind schuldig, Steve«, sagte sie leise. »Du kannst es drehen, wie du willst. Wir haben Randy und Jason umgebracht.«

Auf der Holztreppe, die vom ersten Stock in die Wohnhalle hinunterführte, war das Tapsen nackter Füße zu vernehmen. Sally fuhr erschrocken hoch.

Jason und Randy kamen die Treppe herunter. Als sie in der Mitte des Raumes angekommen waren, blieben sie stehen. Ihr Blick war auf Sally und Steve gerichtet.

»Ihr könnt uns nicht töten«, sagte Jason. »Dr. Malone wußte das, als er dir das Gift gab, Mutter. Es war nur ein Experiment. Versuche nie wieder uns zu töten. Wenn du es noch einmal versuchst, werden wir dich umbringen.«

Die Jungen wandten sich um und stapften im Gleichschritt die Treppe hinauf.